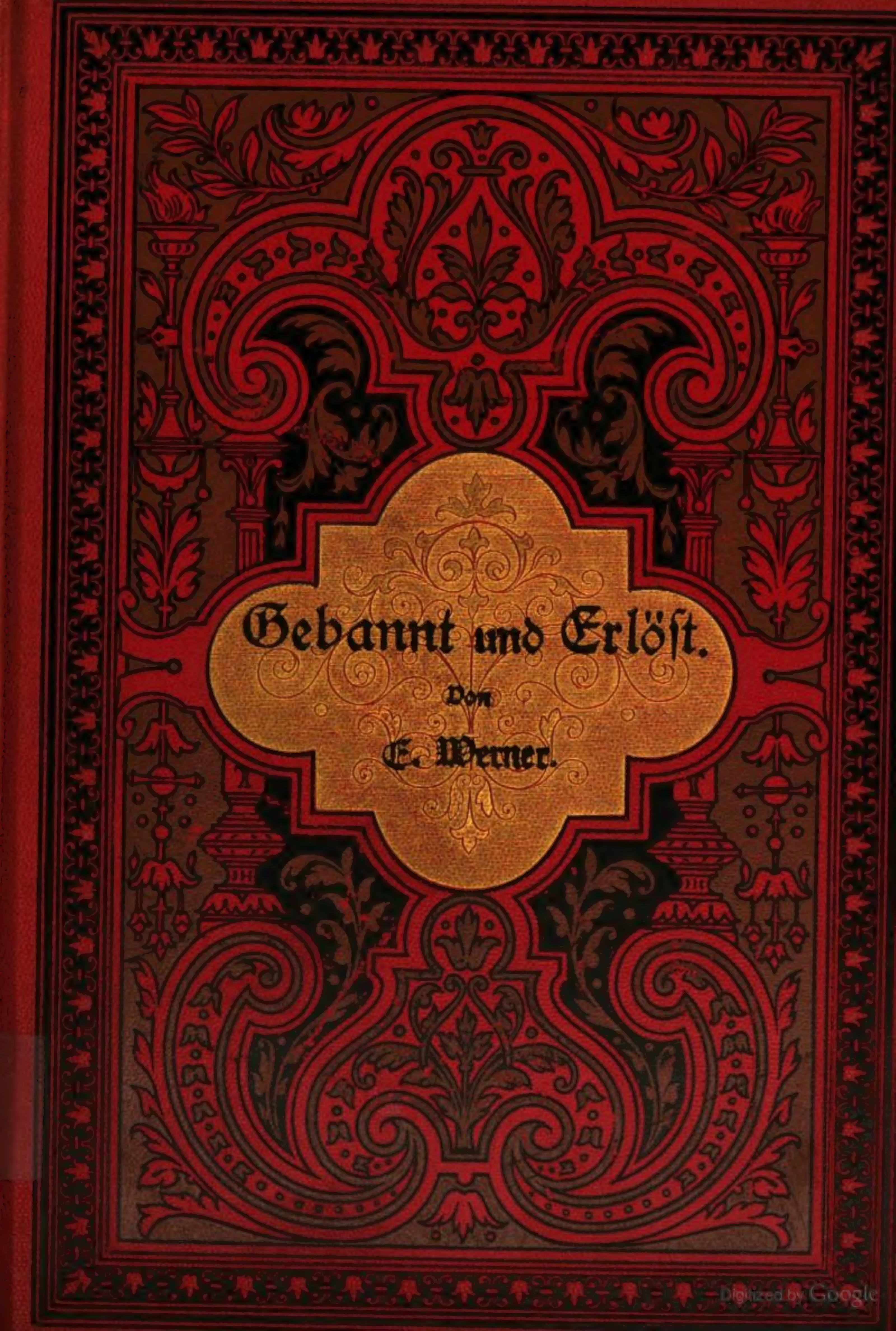
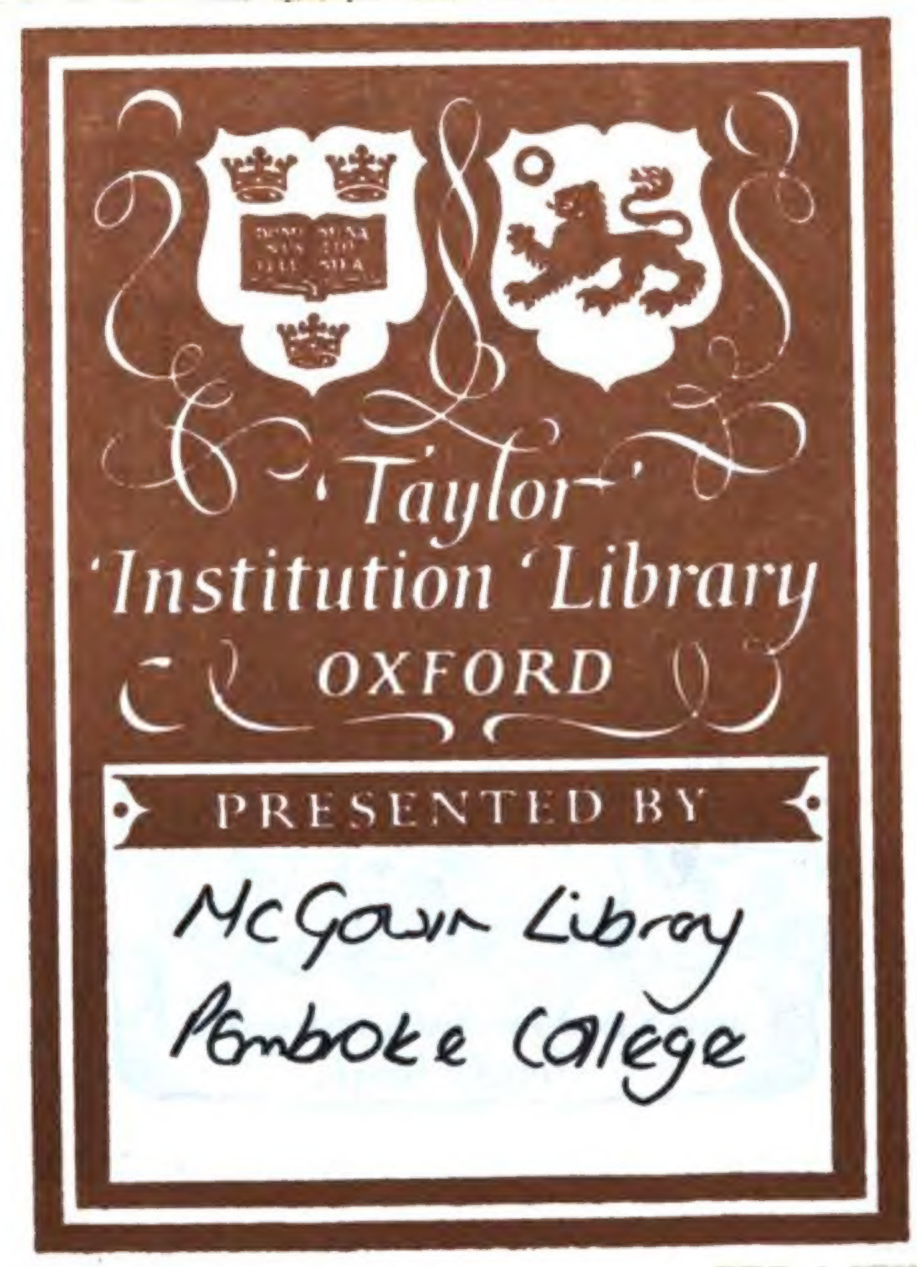

Gebannt und Erlöst.
Von
E. Werner.




Ex libris J. A. Patterson

D. [illegible] tterson 1953



# Gebannt und erlöst.

# Gebannt und erlöst.

Roman in zwei Bänden

von

E. Werner.

Erster Band.

Leipzig.
Ernst Keil's Nachfolger.




Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Der Dampfer lag zur Abfahrt bereit. In einer Stunde sollte er den Hafen verlassen, um nach der nahen deutschen Küste zu steuern, die bei einer schnellen und günstigen Fahrt schon mit Tagesanbruch zu erreichen war.

Auf dem Meere draußen lag die tiefe, stille Ruhe der Mondnacht, im Hafen aber und am Ufer herrschte noch das regste Leben und Treiben. Blendender Lichtglanz strömte über die Piazzetta hin, und dichtes Menschengewoge erfüllte den weiten, beinahe tageshellen Raum. Das ganze Leben des Südens entfaltete sich an diesem Herbstabende, dessen weiche, schwüle Luft den heißen Sommerabenden des Nordens nichts nachgab. In immer neuen, wechselnden Bildern zog das bunte Gewühl vorüber, wie bewegt und getragen von den Klängen der Musik, und über diesem Meer von Licht, Glanz und Tönen ragten die mächtigen Kirchen und Paläste der Stadt empor, hell beschienen vom Mondlicht, das sie wie mit geisterhaftem Schimmer umfloß

und jede Linie klar und deutlich hervortreten ließ gegen den sternfunkelnden Nachthimmel.

Die Zeit war schon ziemlich weit vorgerückt, als eine Gruppe von jungen Männern sich aus dem Gewühl löste und die Richtung nach dem Ufer einschlug. Sie gehörten offenbar verschiedenen Nationalitäten an; denn die sehr laute und lebhafte Unterhaltung wurde bald deutsch, bald italienisch geführt, verrieth aber die übermüthigste Stimmung. Die Neckereien flogen unaufhörlich hin und her, und jeder Einfall, jede Bemerkung wurde mit hellem Gelächter aufgenommen. Am Ufer, das die kleine Gesellschaft jetzt erreichte, harrte bereits eine Gondel mit verschiedenem Reisegepäck. Scharf und dunkel hoben sich die Umrisse des Dampfers ab, der in geringer Entfernung lag, während das Licht und die Musik von der Piazzetta her nur gedämpft herüberdrang.

„Jetzt heißt es, all dieser Schönheit Lebewohl sagen,“ rief einer der jungen Männer, indem er nach jenem Lichtkreise zurückblickte. „Wenn ich daran denke, daß ich fort muß, um für diese Sonnentage und Mondesnächte die eisigen Herbstnebel und Winterstürme unserer deutschen Hochgebirge einzutauschen, dann möchte ich den Einfall meines Onkels verwünschen, der mich zurück ruft.“

Er war bei den letzten Worten stehen geblieben, und

das Licht des Gascandelabers fiel hell auf seine Gestalt, eine schlanke, elegante Gestalt im dunklen Reise=Anzuge. Die blonden Haare und blauen Augen des jungen Mannes verriethen den Nordländer, wenn auch seine ursprünglich helle Hautfarbe jetzt gebräunt erschien; seine Züge hätten nur etwas ausdrucksvoller sein müssen, um für wirklich schön zu gelten. Man suchte in diesen edel gezeichneten Linien unwillkürlich einen tieferen Ausdruck, der nicht vorhanden war, aber sie waren voll Jugend, Heiterkeit und Leben, dabei anziehend, wie die ganze Persönlichkeit.

„Warum gehst Du denn überhaupt?“ fragte einer der Begleiter, eine echt italienische Erscheinung mit südlichem Teint und dunklen, brennenden Augen. „Ich würde mich viel um die Einfälle eines alten Menschenfeindes kümmern, der auf seinem langweiligen Felsenneſt da oben mit sich und aller Welt im Kriege lebt. Ich würde ihm in aller Hochachtung melden, daß mir die Gesellschaft der Uhus und Fledermäuse nicht behagt — und einfach hier bleiben. Ich habe Dir das schon vorgestern gerathen, Paul, als die Abberufungsordre eintraf, aber Du wolltest ja nichts davon hören.“

„Mein lieber Bernardo,“ sagte Paul lachend, „dieser weise Rathschlag beweist sonnenklar, daß Du nicht weißt, was es heißt, einen Verwandten zu besitzen, von dessen

Wohlwollen Deine gegenwärtige Existenz und Deine ganze Zukunft abhängt — sonst würdest Du anders urtheilen."

„Ich wollte, ich hätte ihn!" rief Bernardo. „Solch ein alter Erbonkel, der mindestens eine Million hinterläßt, ist unter allen Umständen eine schätzenswerthe Sache, selbst wenn er mit verschiedenen Uhu-Eigenthümlichkeiten behaftet ist. Leider befindet sich in meiner ganzen Verwandtschaft kein derartiges kostbares Exemplar; Du hast eben darin Glück, wie in allen Dingen."

„Was ist es denn eigentlich mit diesem Anverwandten, Herr von Werdenfels?" mischte sich jetzt ein Dritter in das Gespräch. „Ich war, ehe ich Deutschland verließ, zufällig in seiner Heimath, wo die tollsten und abenteuerlichsten Gerüchte über ihn im Gange sind. Dieser Burgherr von Felseneck ist so recht eigentlich das Märchen der ganzen Umgegend. Ihnen gegenüber wird er doch seine sonstige Unzugänglichkeit und Unsichtbarkeit nicht festhalten."

Der junge Werdenfels zuckte die Achseln.

„Ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben, lieber Osten; denn ich weiß nicht mehr als jeder Andere. Es ist ein Vetter meines verstorbenen Vaters, aber die Beiden standen sich stets fern, und ich selbst habe ihn überhaupt nur ein einziges Mal gesehen und gesprochen. Das war vor Jahren, als ich nach dem Tode des Vaters seiner

Vormundschaft übergeben wurde. Seitdem beschränkt sich unser Verkehr auf die Briefe, in denen ich ihm regelmäßig von meinem Leben und Treiben Nachricht gebe, und auf die kurzen, flüchtigen Antworten, die er mir bisweilen zu Theil werden läßt. Ich habe kaum jemals erwartet, ihm nahe treten zu müssen, und begreife nicht, weshalb er mich jetzt auf einmal zu sich ruft."

„Wahrscheinlich will er sein Testament machen!" rief ein junger Officier, der gleichfalls zu der Gesellschaft gehörte. „Das wäre wenigstens eine vernünftige Idee, und hoffentlich hast Du Aussicht, ihn bald zu beerben. Wir wollen Dir helfen, die Million etwas flüssiger zu machen; vorläufig laden wir uns allesammt bei Dir zur Gemsenjagd ein, wenn Du dort drüben erst Herr und Meister bist. Schlag' ein, Paul, auf nächsten Sommer!"

Er hielt ihm übermüthig die Hand hin, aber Paul zog mit einer halb unwilligen Bewegung die seine zurück.

„Nicht solche Scherze! Mein Onkel ist noch keineswegs so alt, wie Ihr glaubt, und trotz all seiner Sonderlingslaunen ist er doch gegen mich die Güte selbst gewesen. Er hatte immer eine offene Hand für mich und gewährte mir mit vollster Freigebigkeit Alles, was ich brauchte."

„Und Du hast sehr viel gebraucht," warf Bernardo

ein. „Dein Aufenthalt in Italien mag eine hübsche Summe gekostet haben."

Paul warf ihm einen spöttischen Blick zu.

„Das mußt Du allerdings am besten wissen; denn Du hast mir redlich geholfen. Die Hälfte all meiner Ausgaben kommt auf Dein Conto, Bernardo."

„Ja, ich habe mich Deiner nach Kräften angenommen," versicherte dieser. „Du verstandest überhaupt gar kein Geld auszugeben; Du hast das erst unter meiner vorzüglichen Leitung gelernt. Dein Herr Onkel scheint aber doch jetzt ernstlich für seine Casse besorgt zu werden und will sie vor weiteren Attentaten sicher stellen."

„Gleichviel aus welchem Grunde er mich zurückruft! Ich muß gehorchen, aber ich gehe mit schwerem Herzen."

„Gilt dieser Seufzer dem schönen Venedig?" neckte Osten, „oder gilt er der noch schöneren Landsmännin, die jetzt in unseren Mauern weilt? Leugnen Sie es nicht, Werdenfels! Sie sind ja der einzige Bevorzugte von uns Allen, dem es vergönnt war, ihr zu nahen."

„Ja, das ist wieder Pauls unerhörtes Glück!" rief Bernardo dazwischen. „Was gäbe ich darum, dieses wundervolle goldbraune Haar und diese Augen auf der Leinwand festhalten zu dürfen! Es ist ja, als ob ein Bild eines unserer alten Meister aus dem Rahmen gestiegen wäre.

Aber es war nicht möglich, die hartnäckige Zurückgezogenheit zu durchbrechen, in der diese stolze Schönheit sich gefällt. Konnte denn nicht ich die verlorene Brieftasche finden, die doch wohl von Werth gewesen sein muß; denn die ausgesetzte Belohnung war ziemlich hoch. Paul findet sie sofort; er überbringt natürlich den Fund persönlich, wird vorgelassen, bleibt eine volle Stunde dort und verliebt sich ebenso natürlich sterblich in seine schöne Landsmännin. Das Letztere finde ich übrigens durchaus begreiflich; denn ich habe nur fünf Minuten dazu gebraucht."

„Ja, er kam ganz verklärt zurück," fiel der junge Officier ein. „Und seitdem schwebt er fortwährend in höheren Regionen und versteht es nicht einmal mehr, den Wein zu schätzen. Ich bin überzeugt, daß sich da Mondschein-Serenaden und allerlei sonstige zarte Beziehungen angesponnen haben, aus denen man uns leider ein Geheimniß macht."

„Spottet nur!" sagte Paul Werdenfels, halb belustigt, halb ärgerlich über die Neckereien. „Ihr wäret doch allesammt gern an meiner Stelle gewesen. Wenn mir aber Bernardo ein unerhörtes Glück zuspricht, so muß ich doch ernstlich dagegen protestiren. Nennt Ihr es vielleicht Glück, aus dem Bannkreise dieser Augen fortgerissen zu werden, wenn man nur ein einziges Mal hineingeschaut hat? Ich

habe bei meinem heutigen Abschiedsbesuche Frau von Hertenstein nicht angetroffen; vielleicht ließ sie sich auch vor mir verleugnen; jedenfalls habe ich sie nicht wiedergesehen. Ich kenne kaum mehr von ihr als den Namen, weiß nur, daß sie Wittwe ist und noch Trauer um ihren Gatten trägt. Alles, was sonst ihre Person betrifft, ist mir fremd und geheimnißvoll — und so muß ich abreisen."

Die letzten Worte wurden mit einer komischen Verzweiflung gesprochen, welche natürlich die Neckereien verdoppelte. Inzwischen aber war aus dem Dunkel, in welchem die Gondel lag, eine ziemlich kleine Gestalt aufgetaucht, ein alter Mann mit grauen Haaren, der einfach dunkle Livrée trug und jetzt in mahnendem Tone sagte:

„Herr Paul, jetzt ist es aber die höchste Zeit. Der Dampfer fährt in einer halben Stunde ab."

„Wir sind noch mit den Abschiedsfeierlichkeiten beschäftigt," erklärte Bernardo. „Stören Sie uns nicht darin, Arnold! Sie danken ja doch Gott und allen Heiligen, daß Sie Ihren jungen Herrn unserer verderblichen Gesellschaft entführen und nach Deutschland in Sicherheit bringen können."

Er hatte Deutsch gesprochen, um von dem alten Diener verstanden zu werden, aber dieser ließ sich durch den Spott nicht beirren; er erwiderte trocken und gleichfalls in deutscher Sprache:

„Ja, es thut auch noth, daß er endlich wieder zu vernünftigen Menschen kommt."

Die jungen Männer schienen diesen Ausfall sehr amüsant zu finden; denn sie brachen sämmtlich in ein lautes Gelächter aus, in welches auch Paul Werdenfels einstimmte.

„Bedankt Euch doch für das Compliment!" rief er. „Es ist vollkommen ernst gemeint. Aber Du nimmst Dir wirklich etwas viel heraus, Arnold!"

„Ich thue nur meine Pflicht," lautete die nachdrückliche Antwort. „Als die selige Frau Baronin auf dem Sterbebette lag, hat sie mir feierlich den Junker Paul übergeben. ‚Arnold!' sagte sie zu mir —"

„Um des Himmels willen hören Sie auf!" unterbrach ihn Osten. „Sie haben uns die Geschichte mindestens schon zwanzig Mal erzählt. Wir wissen es ja längst, daß Sie bei Herrn von Werdenfels Vater- und Mutterstelle vertreten und daß er einen ganz heillosen Respect vor Ihnen hat, wie wir übrigens Alle."

„Vor allen Dingen ich!" ergänzte Bernardo, „denn ich war von Euch allen am häufigsten Gegenstand seiner Predigten und fühle mich am tiefsten dadurch getroffen."

Die Blicke des alten Dieners überflogen mit einem nichts weniger als freundlichen Ausdrucke den ganzen Kreis und blieben zuletzt auf dem übermüthigen Maler haften.

„Signor Bernardo," sagte er feierlich. „Die Freunde meines jungen Herrn sind allesammt schlimm, aber Sie sind der Schlimmste!"

Diese Erklärung rief einen neuen stürmischen Ausbruch der Heiterkeit hervor, aber urplötzlich verstummte dieser, und ebenso plötzlich wichen die jungen Herren rechts und links zur Seite, um einer kleinen Reisegesellschaft Platz zu machen, die gleichfalls nach dem Ufer schritt. Es war eine Dame in tiefer Trauerkleidung; sie hatte den Schleier herabgelassen, aber das reiche Haar drängte sich unter dem Hute hervor, und als es beim Vorüberschreiten einen Moment lang von dem Strahl der Gasflamme getroffen wurde, schimmerte es auf diesen anscheinend dunklen Flechten wie in goldigem Glanze. An der Seite der Fremden ging eine ältere sehr einfach gekleidete Frau, offenbar eine Untergebene, und ein Hôteldiener mit mehreren Reise-Effecten folgte den Beiden. Paul Werdenfels grüßte tief und ehrerbietig; die Uebrigen folgten seinem Beispiel. Die Dame neigte leicht das Haupt zur Erwiderung und nahm dann mit ihrer Begleiterin in einer seitwärts liegenden Gondel Platz, die gleich darauf abstieß.

„Jetzt leugne es noch, daß Du ein Glückskind bist!" raunte Bernardo seinem Freunde zu. „Da fährt sie hin, zu demselben Dampfer, auf dem Du die Ueberfahrt nach Deutschland machst."

Pauls Augen hingen längst an dem kleinen Fahrzeug, das jetzt aus dem Schatten des Ufers in das helle Mondlicht hinausglitt und in der That die Richtung nach dem Dampfer nahm.

„Wahrhaftig, sie geht an Bord!" sagte er mit aufleuchtenden Bicken. „Ich hatte keine Ahnung davon; denn sie deutete auch nicht mit einer Silbe auf ihre Abreise hin. Aber Arnold hat Recht — es ist die höchste Zeit, daß ich aufbreche; also Lebewohl Euch Allen!"

Er wollte den Abschied möglichst kurz und hastig abmachen, aber das gelang ihm nicht; denn die sämmtlichen Herren wurden von einer ebenso plötzlichen wie rührenden Zärtlichkeit für den scheidenden Freund ergriffen und fühlten das dringende Bedürfniß, sich bis zum letzten Momente seiner Gegenwart zu erfreuen.

„Wozu uns jetzt schon trennen!" rief Bernardo. „Es ist noch eine halbe Stunde bis zur Abfahrt, und die können wir gemeinschaftlich verleben. Ich begleite Dich an Bord."

„Ich gleichfalls," fiel Osten ein. „Es wäre unverantwortlich, wenn wir Ihnen nicht bis zum Dampfer das Geleite gäben."

„Wir gehen Alle mit an Bord," entschied der Officier, ein Vorschlag, der mit stürmischer Acclamation aufgenommen wurde, aber Der, dem er galt, zeigte sich nichts weniger

als dankbar dafür. Paul protestirte anfangs lachend, dann ernster und verbat sich zuletzt entschieden die beabsichtigte Begleitung. Einige der Herren machten bereits Miene, das übel zu nehmen, als Bernardo sich in das Mittel legte.

„Laßt ihn gehen!“ sagte er. „Ihr seht es ja, er steuert mit vollen Segeln in das Abenteuer hinein und gönnt uns nicht den geringsten Antheil daran. Wir sind ihm lästig bei diesem Rendezvous auf dem Dampfer; denn man wird uns doch nicht einreden wollen, daß diese gemeinschaftliche Abreise eine zufällige ist.“

Paul zog die Stirne kraus, und seine Stimme klang sehr scharf und bestimmt, als er erwiderte:

„Ich begreife nicht, wie Du dazu kommst, an meinen Worten zu zweifeln. Es ist hier weder von einem Abenteuer noch von einem Rendezvous die Rede, und ich bitte Dich ernstlich, mich und Frau von Hertenstein mit solchen Voraussetzungen zu verschonen.“

„Ich lege Euch Beiden meine allertiefste Hochachtung zu Füßen,“ spottete der unverbesserliche Bernardo. „Du scheinst die Sache von der sentimentalen Seite zu nehmen und vorläufig noch aus der Ferne anzubeten. Jedenfalls ist der Mondscheinroman, der Dich da auf dem Meere erwartet, von einer beneidenswerthen Romantik. Ich wünsche Dir alles Glück dazu.“

Paul wandte sich in sichtbarer Verstimmung ab und zu den Anderen, welche ihn jetzt von allen Seiten umdrängten. Abschiedsworte und Händedrücke wurden gewechselt, Neckereien geflüstert, und man gab den Scheidenden nicht eher frei, als bis vom Dampfer das erste Glockenzeichen herübertönte. Jetzt endlich riß Paul sich los und sprang in die Gondel, von wo er den Zurückbleibenden noch einen letzten Gruß zuwinkte.

Er athmete unwillkürlich auf, als das Boot ihn hinaustrug und das ruhige Mondlicht ihn umfing. Um keinen Preis wäre er auf dem Dampfer in Begleitung der ausgelassenen Gesellschaft erschienen, in der er sich bisher so wohl befunden und die ihm heute zum ersten Male lästig geworden war. Er wußte, welcher Magnet sie dorthin zog, und empfand dieses Herandrängen als eine Tactlosigkeit, die er auf jeden Fall verhüten wollte.

Schon nach wenigen Minuten legte das Boot an der Schiffstreppe an, und der junge Mann stieg rasch und leicht hinauf, während der alte Diener langsamer folgte. Der größte Theil der Passagiere befand sich bereits an Bord, aber noch dachte Niemand daran, die heißen, dumpfigen Kajütenräume aufzusuchen; die herrliche Mondnacht hielt noch Alles auf dem Verdecke fest. Doch vergebens durchforschte Paul die plaudernden Gruppen, die einzelnen Ge-

stalten, die sich hier und da niedergelassen hatten; vergebens stieg er selbst in den Salon der Kajüte hinab, der augenblicklich ganz leer war. Die eine Gestalt, welche er suchte, war und blieb unsichtbar; Frau von Hertenstein hatte sich jedenfalls schon zurückgezogen und kam vermuthlich erst morgen früh beim Landen wieder zum Vorschein.

Sehr verstimmt und mißmuthig begab sich der junge Mann endlich wieder auf das Verdeck und ließ sich dort auf einer Bank nieder. Soeben wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben; rasselnd lösten sich die Ketten; die Maschine begann zu arbeiten, und das Schiff glitt langsam an der Stadt vorüber. Noch einmal tauchte die Piazzetta auf mit ihrem strahlenden Lichtglanze und ihrem Menschengewoge; noch einmal grüßten die Thürme und Paläste im Mondenlichte herüber. Einige Minuten lang stand das Bild in voller Klarheit da; dann begann es allmählich zurückzuweichen, während der Dampfer zu schnellerer Fahrt einsetzte und seinen Cours nach Norden nahm.

Auf dem Verdecke wurde es nach und nach stiller und einsamer. Die Passagiere suchten, Einer nach dem Andern, die Schlafräume auf; auch Paul Werdenfels erhob sich jetzt in der gleichen Absicht, als er auf einmal dicht an der Kajütentreppe wie gefesselt stehen blieb. Nicht weit von ihm, im hinteren Theile des Schiffes, stand ganz allein

eine Dame, die er auf den ersten Blick erkannte, obgleich sie ihm den Rücken zuwandte. Sie mußte erst im Momente der Abfahrt herauf gekommen sein und völlig unbemerkt jenen Platz aufgesucht haben. Der junge Mann machte eine rasche Bewegung dorthin, hielt aber plötzlich inne. So wenig die Schüchternheit sonst zu seinen Fehlern gehörte, hier empfand er doch eine gewisse Scheu, sich zu nahen. Es lag etwas Unnahbares in dieser hohen schwarzgekleideten Gestalt, die da so einsam an der Brüstung lehnte und in das Meer hinausblickte. Das Geräusch der Schritte hatte sie jedoch aufmerksam gemacht; sie wandte sich um, und das Mondlicht fiel voll und klar auf ihre Züge.

Es war ein Antlitz von ungewöhnlicher Schönheit, das aus dem schwarzen, leicht um das Haupt geworfenen Schleier hervorblickte, aber es sprach ein eigenthümlicher, strenger Ernst daraus, der in dem Gesichte einer so jungen Frau wohl befremden konnte. Vielleicht war es der Nachhall jenes schweren Verlustes, von dem die Trauerkleider erzählten, vielleicht auch der gewöhnliche Ausdruck dieser Züge, die bei aller Zartheit der Linien doch keine Weichheit zeigten. Auf der weißen Stirn und um die rosigen Lippen lag im Gegentheil ein Zug energischer Willenskraft, und so schön die braunen Augen auch waren, die sich unter den langen Wimpern aufschlugen, sie blickten

so kühl und ernst, als könnten sie niemals in Leidenschaft aufflammen. Das Haar verschwand fast ganz unter dem Schleier, welcher Kopf und Schultern bedeckte, aber Paul kannte dieses wundervolle, leuchtende Goldbraun, das sich in den dunklen Falten barg; er hatte es im hellen Tageslichte bewundert.

In dem Gesichte der jungen Frau zeigte sich eine leichte Ueberraschung, als sie den Reisegefährten erblickte.

„Sie hier, Herr von Werdenfels?“ fragte sie. „Sie sind gleichfalls auf der Rückreise nach Deutschland?“

Paul verneigte sich bejahend.

„Ich ahnte nicht, daß mir auf dieser Fahrt das Glück beschieden würde, Ihr Reisegefährte zu sein, gnädige Frau. Es war mir nicht vergönnt, Sie noch einmal zu sehen. Sie waren ausgegangen — wie man mir sagte.“

Es lag eine gewisse Empfindlichkeit in den letzten Worten, Frau von Hertenstein nahm jedoch keine Notiz davon. Sie ließ das „wie man mir sagte!“ unerörtert und erwiderte ruhig:

„Ich habe Ihre Abschiedskarte erhalten, nahm aber an, daß Sie nach Rom gehen würden. Es war ja wohl Ihre Absicht, den Winter dort zuzubringen?“

„Ich hoffte es wenigstens, aber ich erhielt vor einigen Tagen Nachrichten aus der Heimath, die mich unerwartet zurückrufen.“

Paul von Werdenfels war inzwischen näher getreten und stand jetzt neben der jungen Frau. Sie befanden sich allein auf dem Verdecke, welches die letzten Passagiere soeben verlassen hatten. Ruhig, mit kaum sichtbarer Bewegung, glitt der Dampfer dahin; kein Windhauch regte sich, und auf dem Meere, das in tiefer Ruhe dalag, spann die Mondnacht ihren geheimnißvollen Zauber. Der Vollmond erfüllte alles ringsum mit seinem geisterhaften Glanze und tauchte Himmel und Meer in eine weiße träumerische Lichtfluth. In seinen Strahlen flossen die Wellen wie leuchtende Silberströme dahin, und in den Furchen, die das Schiff zog, sprühten und tanzten Millionen von Silberfunken. Weiter hinaus woben Nebel und Mondesstrahlen ihre leichten duftigen Schleier um die Ferne, aber an dem dunklen Horizont stand noch deutlich erkennbar die Stadt, wie eine leuchtende Fata Morgana, die auf den Wellen zu schweben schien und langsam immer weiter und weiter zurück wich. Allmählich begannen sich die Züge dieses strahlenden Nachtgemäldes zu verwischen; die Linien wurden undeutlicher und nebelhafter, und die Hunderte von Lichtern flossen in einen Kreis zusammen, der mit jeder Minute enger ward.

„Ein echtes Märchenbild!“ sagte Paul halblaut. „Und wie ein Märchen entschwindet es auch den Blicken.“

„Der Anblick hat in der That etwas Märchenhaftes," stimmte Frau von Hertenstein bei. „Ich kenne nichts Aehnliches in unseren deutschen Städten."

„Sie leben also in Deutschland, gnädige Frau?" fragte der junge Mann, hastig den gebotenen Anknüpfungspunkt ergreifend. „Ich wußte allerdings schon bei unserer ersten Begegnung, daß ich eine Landsmännin begrüßte, aber Sie sprachen das Italienische mit so vollkommener Reinheit, daß ich auf einen jahrelangen Aufenthalt in Italien schloß."

Er hielt inne, wie um eine Antwort zu erwarten, und fuhr, als diese nicht erfolgte, rascher fort:

„Bei dieser ruhigen See werden wir voraussichtlich schon mit Sonnenaufgang landen und dann noch rechtzeitig den Courierzug nach W. erreichen. W. ist vermuthlich unser gemeinschaftliches Reiseziel."

Er glaubte sehr geschickt zu manövriren, aber es glückte ihm trotzdem nicht, etwas über dieses gemeinschaftliche Reiseziel zu erfahren; denn statt der Antwort erfolgte die Gegenfrage:

„Sie reisen also dorthin, Herr von Werdenfels?"

„Nur auf einige Tage, dann kehre ich nach meinem eigentlichen Vaterlande zurück."

Frau von Hertenstein schien eine Frage thun zu wollen, aber sie unterdrückte dieselbe. Ihre schon halb geöffneten

Lippen preßten sich auf einmal mit einem herben Ausdrucke zusammen, während ihr Blick sich zugleich auf den jungen Reisegefährten richtete. Es war ein seltsamer langer Blick, der wie fragend und suchend wohl eine Minute lang auf seinen Zügen verweilte, und sich dann wieder in die Meeresweite verlor, aber Paul hatte ihn nur zu gut bemerkt, und seine Eitelkeit fühlte sich nicht wenig geschmeichelt durch diese Aufmerksamkeit der schönen Frau.

„Wir werden nur zu bald die sonnigen Küsten Italiens vermissen," hob er wieder an. „Zumal ich; denn mein Weg führt mich geradewegs in das Hochgebirge."

Die junge Frau wendete sich mit einer jähen Bewegung um.

„In das Hochgebirge? Jetzt im Spätherbst?"

„Allerdings," entgegnete Paul, etwas befremdet über die Lebhaftigkeit der Frage. „Und vielleicht muß ich sogar einen Theil des Winters dort zubringen. Nicht wahr, es ist ein furchtbarer Gedanke, sich in solcher Jahreszeit in den Alpen zu vergraben, mitten unter Schnee und Eis? Es gehört eine Sonderlingsnatur wie die meines Onkels dazu, um daran Geschmack zu finden."

Frau von Hertenstein hatte sich über die Brüstung gelehnt und verfolgte mit anscheinender Aufmerksamkeit die sprühenden Silberfunken im Kielwasser des Schiffes.

„Sie haben also Verwandte dort?“ fragte sie. „Verwandte — Ihres Namens?“

„Nur einen einzigen, meinen Onkel Raimund von Werdenfels, unter dessen Vormundschaft ich bis jetzt stand. Er ist gegenwärtig der alleinige Vertreter der älteren Linie unseres Hauses und Herr der sehr bedeutenden Güter, aber er hat sich längst von jedem Verkehr mit den Menschen zurückgezogen und ist nicht einmal zu bewegen, sein Stammschloß, das prachtvolle Werdenfels, zu bewohnen. Er lebt jahraus, jahrein mitten in dem Hochgebirge, auf seinem Lieblingsorte Felseneck, und dort soll ich ihn aufsuchen.“

Die junge Frau verfolgte noch immer das glitzernde Spiel der Wellen, das sie sehr zu fesseln schien; erst nach einer secundenlangen Pause sagte sie:

„Kennen Sie dieses Felseneck?“

„Nein, ich war niemals dort, aber der Beschreibung nach muß es ein düsteres unheimliches Felsennest sein, fast unzugänglich, abgeschieden von aller Welt, kurz, ein echtes Spuk- und Gespensterschloß. Ich habe leider gar keinen Sinn für eine derartige Romantik und würde sie von Herzen gern mit den Salons unserer Residenz vertauschen, wenn ich denn doch einmal Italien verlassen muß.“

„Das scheint Ihnen schwer genug zu werden. Sie folgen wohl nur sehr ungern dem Rufe nach Deutschland?“

„O nein, jetzt nicht mehr!“ brach Paul mit leidenschaftlicher Wärme aus. Es war nicht schwer, dieses „jetzt“ zu deuten. Blick und Ton sprachen deutlich genug, aber Frau von Hertenstein verstand entweder nicht oder wollte nicht verstehen; denn sie erwiderte mit kühler Ruhe:

„Das läßt sich begreifen. Sobald man auf dem Wege nach dem Vaterlande ist, erwacht das Heimathsgefühl.“

So hatte es der junge Mann nun allerdings nicht gemeint, aber gegen diese Auffassung ließ sich schlechterdings nichts einwenden. Das Compliment über sein Heimathsgefühl verstimmte ihn aber doch einigermaßen, und es trat ein längeres Schweigen ein.

Der Dampfer hatte jetzt die Küsten hinter sich gelassen und steuerte in die offene See hinaus. Es lag in der That etwas Märchenhaftes in dieser nächtlichen Meeresfahrt. Ringsum nichts als die schweigende mondbeglänzte Weite, die, leise wogend und schimmernd, sich endlos auszudehnen schien, darüber der Himmel mit seinen mattfunkelnden Sternbildern und beides überfluthet von dem bleichen klaren Lichte, das alle Formen und Farben in weichen Nebelduft auflöste und auch die ganze Wirklichkeit zu lösen schien in weiches, süßes Träumen. Nur dort drüben, in weiter Ferne, ruhte es noch wie ein großer flammender Stern auf den dunklen Wogen, aber auch

dieser begann jetzt zu versinken; in wenigen Minuten mußte er erloschen sein.

„Da entschwindet uns Venedig!“ sagte Paul hinüberdeutend. „Wer weiß, wann ich es wiedersehe!“

„Lieben Sie diesen Ort so sehr?“ fragte Frau von Hertenstein.

„Unbeschreiblich! Ich sah Venedig zum ersten Male, wie überhaupt ganz Italien, und für mich sinkt dort vor uns ein Jahr voll Glück und Sonnenschein mit der herrlichen Dogenstadt hinab.“

„Ich war schon einmal dort — vor Jahren!“ sagte die junge Frau langsam. „Und auch damals tauchte es in die mondbestrahlten Wogen nieder, wie in diesem Augenblick.“

So ruhig die Worte auch gesprochen wurden, sie hatten einen eigenthümlich schweren Klang, und in dem Blick, der unverwandt auf jenem schwindenden Lichtkreise haftete, lag es wie ein düsterer Schatten. Vielleicht war auch damals ein Jahr voll Glück und Sonnenschein versunken!

Paul verstand jenen Ton nicht; er war überhaupt kein tieferer Beobachter, und seine heitere Natur hielt elegische Stimmungen nie lange fest; auch jetzt wußte er sie rasch abzuschütteln.

„Nun, wenigstens entschwindet es unseren Blicken als

ein Stern," sagte er scherzend. „Ich will das als ein glückverkündendes Zeichen nehmen und hoffen, daß der Jugendtraum, den ich dort geträumt, dereinst zur Wahrheit wird. Seinen Sternen muß man vertrauen!"

Die Worte waren vielleicht nicht ohne eine gewisse Beziehung, aber nur im Tone leichten Scherzes gesprochen, dennoch schienen sie die junge Frau eigenthümlich zu berühren. Sie schauerte leise zusammen, wie von einem kühlen Nachthauch angeweht, und zog den Schleier dichter über die Schultern. Wieder traf jener räthselhafte Blick den Reisegefährten, jenes seltsame Forschen in seinen Zügen, obgleich diese heiteren offenen Züge nicht gemacht waren, irgend etwas zu verschleiern, und dann wandten die dunklen Augen sich hinüber zu jenem Lichtschein, der noch einen Moment lang aufzuflammen schien und dann verschwand, als sei er in der Fluth selbst erloschen.

„Sterne versinken!" sagte die junge Frau leise, aber mit einem unendlich herben Ausdruck. „Und Jugendträume auch. Das Leben ist überhaupt nicht zum Träumen geschaffen; man muß ihm klar und voll in das Auge sehen und Niemand vertrauen als sich selbst. — Gute Nacht, Herr von Werdenfels!"

Sie wandte sich um und schritt nach der Kajütentreppe, in der sie gleich darauf verschwand. Paul blickte ihr be-

fremdet und bestürzt nach. Was sollte das heißen? Galten diese Worte ihm? Sein harmloser Scherz hatte diese herbe Zurückweisung sicher nicht herausgefordert oder verdient. So mächtig die Anziehungskraft auch war, welche die schöne Frau auf ihn ausübte, in diesem Augenblick fühlte er sich doch bis in das Innerste hinein erkältet; es legte sich wie ein Reiffrost auf seine jugendlich warme Empfindung.

„Eine räthselhafte Frau!“ sagte er halblaut. „Will sie vielleicht erkälten und abstoßen, um mich von ihrer Spur abzuschrecken? Es war entschieden Absicht, daß sie jedem Gespräch über ihre Heimath und ihr Reiseziel auswich, und dennoch, dieser seltsame Blick, der unzweifelhaft ein tieferes Interesse kundgiebt! Freilich, ich habe dabei ein Gefühl, als sei ich es gar nicht, den sie ansieht, als suche dieser Blick etwas ganz Anderes, das weit hinter mir liegt. Gleichviel — mag sie sich noch so sehr in Räthsel und Geheimniß hüllen, ich werde es erfahren, wohin sie sich wendet!“

Er erhob sich mit einer raschen Bewegung und verließ gleichfalls das Verdeck. Der Nachtwind, der sich jetzt erhob, strich mit leisem Wehen darüber hin; die See wogte stärker, und leise rauschten und flüsterten die Wellen am Kiel des Schiffes, das sie hinübertrugen zu der deutschen Küste.

---

„Das ist ja ein halsbrechender Weg! Immer aufwärts und immer am Abgrunde entlang, und dabei geht es fortwährend durch Nebel und Wolken! Ich habe mir die Sache doch nicht so schlimm gedacht, Herr Paul; ich will Gott danken, wenn wir erst glücklich droben sind!“

Mit diesen Worten machte der alte Arnold all der Noth und Angst Luft, die er bei der ungewohnten Bergfahrt ausstand. Er saß seinem jungen Herrn gegenüber — hatte er doch ein- für allemal das Privilegium mit im Wagen sitzen zu dürfen — und blickte entsetzt in die Tiefe, die sich zur Rechten des Weges aufthat, während zur Linken die Felswand emporstieg. Die Fahrstraße war zwar in einem vorzüglichen Zustande und die kleinen, aber kräftigen Bergpferde trabten munter und sicher dahin; trotzdem gehörte die Fahrt an diesem düsteren und nebelumschleierten Herbsttage nicht zu den angenehmen, und auch Paul Werdenfels, welcher in der Ecke des Wagens lehnte, schien sehr übler Laune zu sein.

„Wenn das so fort geht, werden wir wohl endlich bei den Schneegipfeln oben anlangen,“ sagte er ärgerlich. „Hatte ich nicht Recht, mich gegen die Fahrt nach dem verwünschten Felseneck zu sträuben? Wir müssen in unmittelbarer Nähe sein, und noch sieht man nicht das Geringste davon, so dicht ist das Schloß von den Wolken umlagert.“

„Und der Herr Onkel sitzen immer da oben in den Wolken?“ fragte Arnold. „Ein curioser Geschmack!“

„Du fandest es ja so nothwendig, daß ich wieder zu vernünftigen Menschen käme,“ spottete Paul. „Hältst Du es für so sehr vernünftig, sich auf diesem Felsen anzusiedeln, wenn man das schöne Werdenfels und noch drei oder vier andere Schlösser zur Verfügung hat? Gieb Acht, Arnold, wenn Dir da oben erst die Fledermäuse um den Kopf schwirren und die alten Raubritter der ehemaligen Burg Nachts in voller Gespensterrüstung umgehen, dann wirst Du noch die ‚gottlose‘ italienische Zeit und sogar den Signor Bernardo zurückwünschen!“

„Den gewiß nicht!“ sagte Arnold feierlich. „Denn der ist ärger als der ärgste Raubritter. Aber wenn es da oben auch noch so schlimm aussieht, Herr Paul, hinauf müssen wir doch. Der gnädige Herr Onkel haben es befohlen, und wir müssen ihn bei guter Laune erhalten; denn wir haben trotz all seiner Geldsendungen so viel Schulden gemacht, daß ihm die Haare zu Berge stehen werden.“

Paul stieß einen Seufzer aus.

„Wenn ich nur wüßte, wo das Geld eigentlich geblieben ist! Ich habe nie geglaubt, daß die Summen so riesig anwachsen würden. Die verwünschten Wucherzinsen!“

„Und der Signor Bernardo!“ ergänzte Arnold. „Der

hat uns allein auf dem Gewissen. Wie oft habe ich nicht gewarnt und gebeten, aber der gottlose Mensch lachte mir in's Gesicht, und Sie waren sein gelehriger Schüler. Sie —"

„Um Gotteswillen, fange nicht schon wieder an zu predigen!" unterbrach ihn Paul. „Du weißt, es hilft doch nichts."

„Aus meinem Munde freilich nicht, aber der Herr Onkel wird hoffentlich eine Predigt halten, die man nicht so ohne Weiteres in den Wind schlägt, und wenn er mich fragt, so werde ich ihm reinen Wein einschenken über unsere italienische Reise und über unsere sogenannten Freunde. Dann giebt es sicher einen Sturm, aber das geschieht Ihnen recht, Herr Paul, ganz recht; vielleicht hilft es auf eine Weile."

„Ich glaube, Du bist im Stande, Dich darüber zu freuen," rief der junge Mann ärgerlich. „Untersteh' Dich nicht, den Onkel noch mehr gegen mich aufzubringen! Es ist übrigens sehr die Frage, ob Du ihn zu Gesichte bekommst. So viel ich weiß, liebt er nicht den Verkehr mit Fremden."

Arnold sah aus, als traue er seinen Ohren nicht. Er, der seit vierzig Jahren in den Diensten des Werdenfels'schen Hauses war und sich vollständig als ein Mitglied desselben betrachtete, der den jungen Herrn „erzogen" hatte und jetzt

gewissermaßen Vaterstelle bei ihm vertrat, er sollte den eigentlichen Chef des Hauses gar nicht zu Gesichte bekommen, sollte nicht wegen seiner Fürsorge und Umsicht belobt und in seinen Privilegien feierlich bestätigt werden! Das war unerhört, unmöglich! Welch ein Sonderling der Freiherr von Werdenfels auch sein mochte, einer solchen Mißachtung aller Tradition konnte er sich unmöglich schuldig machen.

Paul hatte inzwischen das Wagenfenster niedergelassen und sah hinaus, er erblickte freilich nichts anderes, als was er bereits seit zwei Stunden sah, nämlich dunkle Tannen und wogenden Nebel; auf einmal zeigten sich jedoch mitten in diesem Nebel die Umrisse eines Schlosses, das nur einen Moment lang sichtbar war und dann in der Biegung des Weges wieder verschwand.

„Das ist ja das alte Eulennest!“ sagte der junge Mann. „Ich glaubte schon, wir würden es nie erreichen. Wenn es nur wenigstens bewohnbar ist! Es ist keine angenehme Aussicht, bei solchem Wetter zwischen triefenden Mauern mit Moos und Grasbüscheln zu wohnen, und die freundschaftlichen Besuche der Molche und Kröten zu zu empfangen.“

„Um Gotteswillen, glauben Sie das wirklich?“ rief Arnold erschrocken. „Das wäre ja schrecklich!“

„Aber originell!“ versetzte Paul kaltblütig, „und mein Onkel liebt nun einmal die Originalität über alles. Da er selbst als Einsiedler lebt, so wird er wohl auch seine geehrten Gäste zu einem solchen Leben verurtheilen. Ich wenigstens mache mich auf alles gefaßt. Wenn wir da oben auf einem Lager von Tannenzapfen schlafen und zum Diner nur Waldbeeren und Gletscherwasser erhalten, so — Ah! Das ist also Felseneck!“

Der letzte Ausruf verrieth eine so lebhafte Ueberraschung, daß Arnold schleunigst dem Beispiel seines jungen Herrn folgte und den Kopf auf der anderen Seite hinaussteckte. Der Wagen hatte soeben die letzte Windung der Bergstraße hinter sich gelassen, und unmittelbar vor ihnen lag nun das Reiseziel, das allerdings den gehegten Befürchtungen nicht entsprach.

Aus dem Nebel tauchte eine mächtige Burg auf, in mittelalterlichem Stile erbaut, aber offenbar neueren Datums, mit Thürmen und Zinnen, mit blinkenden Fenstern und einem hochgewölbten Eingangsthor. Sie hob sich ungemein wirkungsvoll ab von dem Hintergrunde der Felsen und Tannen, ein einsamer, aber jedenfalls ein stolzer Wohnsitz.

„Gott sei Dank, das sieht ja ganz menschlich aus!“ sagte Arnold aufathmend.

„Ein prachtvolles Bauwerk!“ rief Paul enthusiastisch. „Was hat Raimund aus dieser alten, halbverfallenen Ruine geschaffen! Ich war einmal als Knabe mit meinem Vater hier oben und erinnere mich noch deutlich des öden alten Gemäuers. Aber welch eine Riesensumme muß ein derartiger Bau gekostet haben — das ist ja mehr als großartig!“

Im Schlosse mußte die Ankunft des Erwarteten bereits bemerkt worden sein; denn die schweren Thorflügel waren weit geöffnet. Der Wagen rollte in den Schloßhof, der mit seinen vorspringenden Pfeilern und Erkern, seinen steinernen Gallerien und Treppen einen nicht minder imposanten Eindruck machte. Auch die Empfangsanstalten erwiesen sich als „menschlich“, wie Arnold sich ausdrückte. Zwei Diener in voller Livrée warteten am Fuße der Treppe, und auf derselben erschien ein alter Herr mit weißen Haaren in tadellos schwarzem Anzuge, der sich als Haushofmeister vorstellte und respectvoll den jungen Verwandten seines Herrn empfing. Er führte ihn sofort nach den bereit gehaltenen Zimmern, die in der Hauptfront des Schlosses lagen. Es waren zwei große, reich ausgestattete Räume, denen sich ein kleines Gemach für Arnold anschloß. Es fehlte nichts darin, was zur Bequemlichkeit des Bewohners dienen konnte, aber man sah und

fühlte es, daß sie überhaupt zum ersten Male bewohnt wurden. Die Diener, welche das Reisegepäck heraufbrachten, kamen und gingen lautlos, und der Haushofmeister sprach so leise und gedämpft, daß Paul Mühe hatte ihn zu verstehen, als er nach den Befehlen des Herrn Baron fragte.

„Ich will vor allen Dingen zu meinem Onkel," entgegnete der junge Mann. „Ich habe ihm Tag und Stunde meiner Ankunft angezeigt; er erwartet mich also jedenfalls. Führen Sie mich zu ihm!"

„Das ist für jetzt nicht möglich," war die leise, höfliche Antwort. „Der gnädige Herr schläft noch."

„Jetzt um die Mittagszeit?" Paul warf einen Blick auf die Kaminuhr, die gerade die zwölfte Stunde zeigte. „Er ist doch nicht etwa krank?"

„Das nicht! Der Herr schläft stets bis in die Nachmittagsstunden hinein, da er gewöhnlich die Nächte hindurch wacht."

„Das wußte ich in der That nicht," sagte Paul, etwas erstaunt über diese Eröffnung. „So werde ich ihn also erst bei Tische sehen."

„Ich bedaure sehr — der Herr pflegt stets allein zu speisen."

„Auch jetzt, wo er einen Gast eingeladen hat?"

Der Haushofmeister zuckte die Achseln.

„Ich habe Befehl, dem Herrn Baron allein zu serviren.“

„So? Nun, dann bitte ich wenigstens, meine Ankunft dem Freiherrn zu melden — wenn er erwacht.“

Es lag ein unverkennbarer Spott in den letzten Worten, aber in dem Gesicht des Haushofmeisters veränderte sich keine Miene.

„Ich bitte um Verzeihung, aber die Meldung kann nicht eher gemacht werden, bis der Herr selbst sie verlangt. Es darf Niemand ungerufen sein Zimmer betreten.“

„Auch Sie nicht?“ fragte Paul, indem er den alten weißhaarigen Mann ansah, der mindestens so lange in den Diensten seines Onkels war, wie Arnold in den seinigen.

„Auch ich nicht, der Befehl gilt für Alle ohne Ausnahme. Darf ich jetzt das Frühstück serviren lassen?“

„Serviren Sie!“ sagte Paul resignirt, und der Haushofmeister verschwand. Kaum aber hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, so warf sich der junge Mann in einen Sessel und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Das wird ja recht unterhaltend werden! Ich bin also bei sämmtlichen Mahlzeiten ausschließlich auf meine eigene Gesellschaft angewiesen und ich bin bescheiden genug, das sehr langweilig zu finden. Arnold, was machst Du für ein Gesicht! Habe ich es Dir nicht gesagt, daß wir uns hier auf alles gefaßt machen müssen?“

Arnold stand noch immer da, mit einer Reisetasche in der Hand, jetzt aber kam er langsam näher und sagte mit sehr bedenklichem Kopfschütteln:

„Also der gnädige Herr Onkel schlafen den ganzen Tag hindurch?"

„Ja, und das werde ich in Zukunft auch thun," erklärte Paul. „Es ist jedenfalls das einzige Vergnügen, was Felseneck bietet. Man scheint hier vollständig zum Murmelthier zu werden."

„Herr Paul, man spricht nicht in solchem Tone von dem Chef der Familie," ermahnte Arnold.

„Der Chef der Familie ist wirklich mit allen möglichen Uhu-Eigenthümlichkeiten behaftet!" rief Paul, ganz unbekümmert um die Zurechtweisung. „Aber jetzt trage die Reisetasche in das Schlafzimmer und sieh zu, daß Du gleichfalls ein Frühstück erhältst! Auf Waldbeeren werden wir wohl nicht zu rechnen brauchen, aber es wird dennoch eine trübselige Mahlzeit werden."

Die beiden Voraussetzungen erwiesen sich als richtig. Der Haushofmeister erschien auf's Neue, lautlos, feierlich und ernst mit einem Diener, der das Frühstück servirte, und lautlos, feierlich und ernst ging der Act vorüber. Paul aß vorzüglich, langweilte sich entsetzlich und berechnete dabei, wie viel Stunden und Minuten diese Woche enthielt, die

er anstandshalber hier zubringen mußte. Siebenundsechzig Minuten waren schon vorüber — Gott sei Dank!

Die nächsten Stunden vergingen mit der Orientirung in dem neuen Aufenthalt. Paul durchwanderte die sämmtlichen Räume des Schlosses, dessen Besichtigung der Haushofmeister zuvorkommend anbot, aber es wurde dem jungen Manne mit jeder Minute unheimlicher in der Oede und Einsamkeit all dieser Zimmer und Säle und bei diesem schweigsamen Führer, der jede Thür öffnete, jede Frage beantwortete, aber nicht ein Wort mehr sprach, als unbedingt nöthig war.

Da waren ganze Reihen von Gemächern, deren Einrichtung, streng im Stile des Schlosses gehalten, ebenso viel Pracht wie künstlerischen Geschmack verrieth. Sie schienen nur der Bewohner zu harren, aber sie wurden nicht bewohnt, und man merkte es ihnen an, daß sie monatelang gar nicht betreten wurden.

Da gab es einen vorzüglich ausgestatteten Marstall, mit den edelsten Pferden und ein halbes Dutzend Reitknechte, deren Aufgabe darin bestand, die Thiere, welche nie benutzt wurden, spazieren zu führen. Da zeigte sich eine zahlreiche Dienerschaft, die Niemand bediente, sondern nur für das Schloß und dessen Räume da war — kurz, es war ein Haushalt in großem Stile und auf wahrhaft

verschwenderischem Fuße zum Dienste eines Einzigen eingerichtet — aber dieser Einzige machte keinen Gebrauch davon.

Freiherr von Werdenfels wohnte drüben in dem alten noch erhaltenen Theile der ehemaligen Burg, den er hatte restauriren lassen, und betrat nie das neue Schloß. Wenn er überhaupt ausritt, so benutzte er stets ein und dasselbe Lieblingspferd, das zu seinem ausschließlichen Dienste bestimmt war. Seine Dienerschaft sah er gar nicht, da es ihr streng verboten war, seine Zimmer zu betreten, und er selbst blieb größtentheils unsichtbar für sie. Das erfuhr Paul nach und nach auf seine Fragen, und als er endlich in sein Zimmer zurückkehrte, war er zu dem Resultate gekommen, daß ganz Felseneck verhext sei, der unsichtbare Herr desselben gleichfalls, und daß man so schleunig wie möglich diesen verfänglichen Ort fliehen müsse, um nicht demselben Schicksal zu verfallen.

Die unbehagliche Stimmung des jungen Mannes steigerte sich mit jeder Minute. Jetzt, wo es darauf ankam, dem Onkel selbst gegenüber zu treten, wollte es ihm nicht mehr gelingen, dessen Eigenthümlichkeiten, wie bisher, von der komischen Seite zu nehmen, und eine peinliche Empfindung gewann in ihm immer mehr die Oberhand. Welch ein Empfang wartete seiner bei diesem offenbaren Menschen-

feinde, der nicht einmal mit seiner nächsten Umgebung verkehrte! Er bemühte sich vergebens, in seiner Erinnerung ein klares Bild des Mannes herzustellen, den er nur ein einziges Mal gesehen hatte, und das war vor zehn Jahren gewesen, an der Leiche seines Vaters, als der Schmerz des Verlustes jede andere Empfindung in den Hintergrund drängte.

Damals war Raimund von Werdenfels allerdings erschienen, um die Vormundschaft über den verwaisten Sohn seines Verwandten zu übernehmen und der Wittwe, die ganz mittellos dastand, seinen Beistand zu sichern. Er hatte sein Versprechen auch in vollstem Maße gehalten, dabei aber jeden persönlichen Verkehr vermieden. Seine Vormundschaft über Paul existirte nur dem Namen nach; dieser wurde gänzlich von seiner Mutter erzogen, der Werdenfels eine sehr reiche Rente ausgesetzt hatte. Nach ihrem Tode ging diese Rente unverkürzt auf den Sohn über, nicht gerade zum Vortheil des jungen Mannes, der sich dadurch gewöhnte, über sehr bedeutende Mittel zu verfügen, während er selbst vermögenslos war und gänzlich von der Großmuth des Onkels abhing.

Er machte unbedenklich von dieser Großmuth Gebrauch, hatte sich aber bisher stets in den ihm gezogenen Grenzen gehalten. Erst der Aufenthalt in Italien und die lockere Gesellschaft dort verleiteten ihn zu einer Verschwendung,

die er jetzt bitter bereute. Er erschrak selbst, wenn er an die Höhe der Summen dachte, die doch nothwendig gedeckt werden mußten, und in solchen Momenten war er sogar geneigt, seinen Freund Bernardo und dessen Einfluß auf ihn mit sehr kritischen Blicken zu betrachten. So leichtsinnig Paul auch sein mochte, er empfand doch tief das Peinliche eines derartigen Bekenntnisses vor dem Manne, dem er alles verdankte, und er hätte viel darum gegeben, wenn die nächsten Stunden erst vorüber gewesen wären.

Endlich, gegen drei Uhr, kam die Botschaft, daß Freiherr von Werdenfells seinen jungen Anverwandten zu sehen wünsche. Diesmal war es der Kammerdiener des Freiherrn, der die Nachricht brachte, ein Mann gleichfalls in höheren Jahren, der dem Haushofmeister seine einsilbige Höflichkeit abgelernt zu haben schien. Er ersuchte den jungen Baron, ihm zu folgen, und ging voran, um den Weg zu zeigen, der ziemlich lang war. Sie schritten durch hallende Gänge, stiegen Treppen hinauf und hinunter und passirten endlich die Gallerie, die den neuerbauten Theil des Schlosses mit den noch erhaltenen Resten der alten Burg verband. Hier ging es wieder eine enge gewundene Treppe hinauf, dann durch ein kleineres Vorzimmer; endlich öffnete der Diener eine Thür und ließ den jungen Mann eintreten, während er selbst zurückblieb.

Paul sah sich mit einem Gemisch von Neugierde und Beklemmung in dem Raume um, wo er augenblicklich noch allein war; wenn er aber erwartet hatte, irgend etwas Ungewöhnliches zu finden, so täuschte er sich darin, wie in seinen übrigen Voraussetzungen. Es war ein ziemlich großes, halbrundes Gemach, dessen Fenster zu beiden Seiten den vollen Ausblick auf das Gebirge gewährten, während die Thür zwischen ihnen auf einen Altan führte, von dem aus man eine noch unbeschränktere Aussicht genoß. Die Einrichtung erschien auf den ersten Blick viel einfacher, als in den übrigen Zimmern des Schlosses, obgleich sie in Wirklichkeit einen weit höheren Werth hatte; denn hier bildete jeder Gegenstand ein Kunstwerk für sich. Erst bei näherer Betrachtung gewahrte man, welch eine Fülle der kostbarsten Schnitzereien an diesen Möbeln verschwendet war, wie reich und schwer die Gewebe all dieser Vorhänge, Decken und Teppiche waren. Die tiefdunklen Farben, die überall vorherrschten, ließen die Pracht der Ausstattung gar nicht zur Geltung kommen und liehen ihr den Charakter einer düsteren Einfachheit. Das Tageslicht vermochte nur gedämpft hereinzudringen; denn die Fenster wie die Thür lagen so tief in den Mauernischen, daß sie eigene kleine Räume für sich bildeten, und das schwere Eichengetäfel der Wände gab dem Raume vollends etwas Bedrückendes, den der trübe Nebel-

tag da draußen schon jetzt in dämmernde Schatten zu hüllen begann.

Die Thür, durch welche Paul eingetreten war, hatte sich geräuschlos wieder hinter ihm geschlossen; jetzt öffnete sich ebenso geräuschlos eine andere Thür, welche in die inneren Gemächer führte, und der Herr des Schlosses trat ein. Der junge Mann ging ihm rasch, aber doch mit einer gewissen Befangenheit entgegen, und während er sich verneigte, haftete sein Blick mit verzeihlicher Neugierde auf dem Vielbesprochenen.

Vor ihm stand ein hoher, schlanker Mann, dessen Aeußeres in keiner Weise den Sonderling verrieth. Was an diesem Aeußeren zunächst auffiel, war eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem jungen Verwandten. Es waren offenbar Familienzüge, die sich bei Beiden wiederholten, aber sie hatten eben nur diese regelmäßigen edlen Linien gemein, während sich in allem Uebrigen die größte Verschiedenheit kundgab.

Bei dem Freiherrn waren Haar und Augen dunkler, und in seinem Antlitze lag jenes Etwas, das man bei Paul vermißte, ein tiefdurchgeistigter Ausdruck. Freilich gruben sich auch scharfe Linien in dieses Antlitz, das in seiner auffallenden, krankhaften Blässe den vollsten Gegensatz zu dem blühend heiteren Gesicht des jungen Mannes bildete. In

das dunkelblonde Haar und den vollen Bart mischten sich schon hier und da einzelne Silberfäden, und die Augen waren von jener stahlgrauen Farbe, die bisweilen schwarz erscheint, während sie in anderen Augenblicken einen leuchtend hellen Schimmer zeigt. Es waren seltsame Augen: tief, träumerisch und räthselvoll, schienen sie das Innere eher zu verschleiern, als zu offenbaren. Sie mußten sehr schön gewesen sein, als sie einst in der Schwärmerei der Jugend aufflammten; jetzt lag nur tiefe Ermüdung darin, und wenn der Blick sich für einen Moment belebte, war es nur der Widerschein erloschener Gluthen.

„Ich freue mich, Dich zu sehen, Paul," sagte der Freiherr, indem er seinem Neffen die Hand reichte. „Sei willkommen!"

Der junge Mann hatte Mühe, seine Betroffenheit zu verbergen; er hatte sich die Persönlichkeit und den Empfang des Onkels so ganz anders gedacht. Diese einfach vornehme Erscheinung mit dem ruhigen Ernste in Haltung und Sprache paßte durchaus nicht zu dem excentrischen Bilde, welches seine Phantasie entworfen hatte. Er sprach etwas von seiner Freude, dem Onkel endlich persönlich nahen zu dürfen, und von dem längst gehegten sehnlichen Wunsche, ihm mündlich für all seine Großmuth zu danken, aber Werdenfels schien weder auf diese Freude noch auf die

Dankbarkeit besonderes Gewicht zu legen. Er erwiderte keine Silbe darauf, sondern lud den jungen Mann nur mit einer Handbewegung zum Sitzen ein, während er sich gleichfalls niederließ.

„Du bist vermuthlich überrascht, Felseneck in dieser Gestalt wiederzusehen," begann er die Unterhaltung. „Du kennst es ja wohl nur als Ruine?"

„Ich bewundere immer von Neuem, was Du aus diesen alten Steintrümmern geschaffen hast," entgegnete Paul, diesmal mit voller Aufrichtigkeit. „Du hast ja die ehemalige Burg in ihrer ganzen Pracht wieder erstehen lassen."

„So weit das nach den vorhandenen Plänen und Rissen möglich war, allerdings; der Bau hat freilich jahrelang gedauert; er ist erst im vergangenen Herbste vollendet worden."

„Und trotzdem wohnst Du hier in dem alten Thurme, der allein noch von den früheren Resten erhalten ist?"

„Ja, und ich denke auch hier zu bleiben."

„Aber weshalb bautest Du denn das Schloß, wenn weder Du noch Andere es bewohnen?" fragte Paul verwundert.

„Weshalb?" fragte der Freiherr ruhig. „Nun, zur Unterhaltung! Man muß doch irgend etwas zu thun haben.

Es ist nur schade, daß mit der Vollendung eines solchen Baues auch das Interesse daran aufhört. Seit Felseneck fertig dasteht, ist es mir sehr gleichgültig geworden."

Der junge Mann sah in sprachloser Ueberraschung auf seinen Verwandten, der nur „zur Unterhaltung" Hunderttausende an ein derartiges Bauwerk verschwendete und dann jedes Interesse an seiner vollendeten Schöpfung verlor.

„Es ist jedenfalls ein stolzer Wohnsitz, den Du Dir mitten in der Einsamkeit des Hochgebirges geschaffen hast," sagte er nach einer Pause. „Du bist vermuthlich ein geübter Bergsteiger, Onkel Raimund?"

„Nein, meine Gesundheit verbietet mir gänzlich dergleichen Anstrengungen."

„Dann treibst Du wohl die Jagd mit Leidenschaft in diesen Bergwäldern?"

„Ich jage nie."

„Oder Du betreibst in ungestörtester Ruhe Deine wissenschaftlichen Studien? Das ist ja wohl von jeher Deine Lieblingsneigung gewesen?"

Werdenfels schüttelte den Kopf.

„Das war in früheren Jahren; jetzt studire ich sehr wenig. Für den Laien hat das auf die Dauer doch keinen Reiz."

„Aber mein Gott, was fesselt Dich dann hier oben?"

rief Paul, „und was liebst Du eigentlich an diesem Aufenthalte, der Dich so weit von den Menschen entfernt?"

„Die Berge!" sagte der Freiherr langsam. „Und die Einsamkeit!"

Er erhob sich und trat an die weit geöffnete Thür, die auf den Altan hinausführte.

„Willst Du die Aussicht einmal genießen? Deine Zimmer haben den Blick nach der Ebene hinaus; nur von hier aus sieht man das Hochgebirge."

Paul kam der Aufforderung nach und trat gleichfalls auf den Altan. Es war während der letzten Stunden klarer geworden; die Wolken jagten und zogen noch an den Bergwänden hin, aber der Nebel war gesunken, und die Gipfel zeigten sich unverhüllt. Man blickte von diesem Theile des Schlosses aus unmittelbar hinunter in die schwindelnde Tiefe eines öden Felsenthales, aus dem nur Klippen emporstarrten, während unten in dem nebelumhüllten Grunde der Bergstrom tobte, dessen Brausen bis hier herauf drang. Drüben flatterten die Wolken an den jähen Abstürzen einer Felswand, deren Fuß dunkle Wälder umsäumten, während die Höhe nackt und kahl aufragte, und ringsum lagerten die Häupter des Gebirges, die, zum Theil schon schneebedeckt, in schweigender Majestät niederblickten. Nirgends war eine menschliche Wohnung

zu erblicken, nirgends ein milderer Zug in diesem Gemälde wilder Großartigkeit — ringsum nur Felsen, Tannen und Schneegefilde!

Dem Schlosse gerade gegenüber stieg ein einzelner, riesiger Gipfel empor, der, fast in Pyramidenform gestaltet, all die andern überragte. Auch er trug das leuchtende Schneegewand, aber er thronte einsam, wie ein Herrscher über der ganzen Bergwelt. Obgleich die Weite des Thales zwischen ihm und dem Schlosse lag, schien er doch in unmittelbarer Nähe zu sein, und es lag beinahe etwas Drohendes in dieser Nähe. Es war, als wolle der Berg mit seinen eisigen Wänden die Menschenwohnung erdrücken, die sich bis in sein Gebiet hinaufgewagt hatte.

„Wir werden Sturm bekommen," sagte Werdenfels, dort hinauf weisend. „Wenn die Geisterspitze sich so nahe zeigt, müssen wir ihn stets erwarten."

„Ist das der Sturmprophet der Gegend?" fragte Paul. „Er hat allerdings etwas Geisterhaftes. Mir wäre es unheimlich, wenn ich immer diese starre weiße Wand vor Augen hätte."

„Mir ist sie vertraut, schon seit Jahren! Ich und die Geisterspitze, wir kennen einander — nur zu gut!"

Die Worte wollten anscheinend gar nichts Besonderes sagen; dennoch fiel ihr Klang dem jungen Manne auf,

ebenso wie der Ausdruck in dem Gesicht seines Onkels. Er hatte die Regungslosigkeit dieser Züge anfangs für ruhigen Ernst gehalten, aber es war etwas Anderes. Allmählich trat immer deutlicher eine Starrheit und Leblosigkeit hervor, die etwas Unheimliches hatte. Jede leidenschaftliche Empfindung, jede warme menschliche Regung schien darin begraben zu sein, und der Blick, welcher unverwandt an jenem Schneegipfel hing, war wohl träumerisch, aber auch in ihm lag dieselbe todte Ruhe.

Der Freiherr schien den beobachtenden Blick zu spüren; denn er wandte sich plötzlich um und fragte:

„Wie gefällt Dir die Aussicht?"

Paul zögerte mit der Antwort.

„Du vermagst ihr wohl keinen Geschmack abzugewinnen?"

„Wenn ich offen sein soll — nein!" entgegnete der junge Mann. „Sie ist ja unendlich großartig und mag auch einen mächtigen Reiz ausüben — auf Stunden. Wenn ich aber verurtheilt wäre, Tag für Tag immer nur in diese Felsenöde zu schauen, so würde ich schon in der ersten Woche Selbstmordgedanken hegen und in der zweiten hinunterstürzen in das erste beste Dorf, um nur wieder Menschen zu sehen und zu fühlen, daß ich nicht allein auf der Welt bin."

„Das wäre allerdings das Schwerste für Dich!“ sagte der Freiherr mit leisem Spott. „Ich würde es ertragen.“

Er trat wieder in das Zimmer zurück und gab Paul einen Wink ihm zu folgen.

„Vermuthest Du nicht, weshalb ich Dich nach Deutschland zurück rief?“ fragte er, seinen früheren Platz wieder einnehmend.

„Nein, aber ich gestehe offen, daß es mich überraschte. Da hattest bisher nie den Wunsch, mich zu sehen.“

„Ich hatte ihn auch jetzt nicht, aber es war doch wohl nothwendig, daß Dein Aufenthalt in Italien ein Ende nahm. Vielleicht fühlst Du das selbst.“

Paul sah betreten auf.

Der Onkel konnte doch unmöglich etwas Anderes von diesem italienischen Aufenthalt wissen, als was die Briefe des jungen Mannes ihm davon berichteten.

„Ich?“ fragte er ungewiß, „wie meinst Du das?“

„Du weißt, ich habe die Vormundschaft über Dich stets nur dem Namen nach geführt,“ sagte Werdenfels ruhig. „Du bist Dir seit dem Tode Deiner Mutter gänzlich allein überlassen gewesen. Ich liebe es nicht, den Mentor zu spielen, und ich greife auch jetzt nur sehr ungern ein, aber Du selbst hast meine Einmischung herausgefordert. Du bist mir doch nun einmal von Deinem sterbenden Vater

übergeben worden, und ich kann mich der übernommenen Pflicht nicht entziehen. Du hast dafür gesorgt, daß sie unabweisbar an mich heran tritt."

In dem Antlitz Pauls stieg eine dunkle Röthe auf. Er verstand nur zu gut, wohin diese Worte zielten, wenn es ihm auch unbegreiflich blieb, wie der Onkel in seiner weltverlorenen Einsamkeit zu der Kenntniß jenes Treibens gekommen war. Dennoch versuchte er sich zu vertheidigen.

„Ich weiß nicht, was Du gehört haben magst, Onkel Raimund, aber ich versichere Dir —"

„Ich mache Dir ja keine Vorwürfe," unterbrach ihn Raimund. „Du bist jung, lebensfroh und fremdem Einfluß sehr zugänglich. Da geräth man leicht in den Strudel, aber nicht Jeder hat die Kraft, sich mit eigener Hand wieder daraus empor zu arbeiten, und Du hast sie vollends nicht, deshalb mußte ich die meinige herleihen. Es wäre doch schade, Paul, wenn Du mit vierundzwanzig Jahren schon in diesem Strudel zu Grunde gingest."

Der junge Mann sah zu Boden, während die Röthe in seinem Gesicht noch tiefer wurde. Es waren nicht die Worte, welche ihn verletzten; es lag ja kaum ein Vorwurf darin, und er war sich bewußt, noch ganz andere Vorwürfe verdient zu haben, aber die kühle Ruhe und Theilnahmlosigkeit, mit der das alles ausgesprochen wurde, kränkte

und reizte ihn zugleich. Er hatte die Empfindung, als ob es dem Onkel in Wirklichkeit ziemlich gleichgültig sei, ob sein junger Verwandter zu Grunde gehe oder nicht. Er erfüllte mit seinem Einschreiten nur eine Pflicht, welche ihm offenbar sehr lästig war; ein Interesse an der Sache selbst nahm er durchaus nicht.

„Du hast Recht," sagte Paul endlich mit einer Selbstüberwindung, die ihm schwer genug wurde. „Ich bin leichtsinnig gewesen und undankbar gegen Dich, dem ich so Vieles danke, aber Du darfst es mir glauben" — hier schlug er die blauen Augen voll und offen zu dem Freiherrn auf — „ich habe das oft genug selbst gefühlt und mehr als einmal versucht, mich loszureißen, aber —"

„Deine sogenannten Freunde haben das nicht zugegeben," ergänzte Werdenfels. „Ich weiß es, da war vor Allem ein gewisser Bernardo, der Dich zu all den Thorheiten verleitet hat."

„Also auch das weißt Du?" rief Paul auf's Höchste betroffen. „Ich ahnte nicht, daß Du so genau über meine dortigen Bekanntschaften orientirt bist."

Der Freiherr ließ die letzte Bemerkung unerörtert; er fuhr mit derselben kühlen Gelassenheit fort:

„Es war nothwendig, Dich aus diesen Umgebungen zu entfernen; deshalb rief ich Dich zurück. Ich hoffe und

erwarte, daß jene Beziehungen nicht wieder aufgenommen werden; aber um Dich ganz davon zu lösen, müssen Deine Angelegenheiten vollständig geregelt werden. Du hast dort Verpflichtungen hinterlassen?"

„Ja," sagte der junge Mann leise.

Jetzt kam die gefürchtete Beichte; er hatte sie sich doch nicht so schwer und peinlich gedacht, und er wußte, daß die Gelassenheit des Onkels nicht Stand halten werde, wenn er die Summe erfuhr, um die es sich handelte. Der Freiherr zeigte jedoch gar keine Neugier in dieser Hinsicht.

„Wende Dich an meinen Rechtsanwalt, den Justizrath Freising, durch den Du bisher Deine Geldsendungen bezogst! Ich werde ihm die Weisung zugehen lassen, die Sache sofort zu erledigen. Er wohnt nur zwei Stunden von hier in M.; Du kannst also alles Nöthige mit ihm persönlich besprechen."

„Wie Du befiehlst," sagte Paul zögernd, „aber die Summe ist bedeutend, sehr bedeutend sogar; ich —"

„Nenne sie dem Justizrath!" unterbrach ihn der Freiherr abwehrend. „Zwischen uns Beiden braucht das nicht weiter erörtert zu werden. Ich fordere nur Dein Ehrenwort, daß Du in dieser Beziehung offen bist, damit jene Verpflichtungen ganz und voll gelöst werden. Alles Uebrige wird Freising besorgen."





Paul stand wortlos da und wußte nicht, ob er sich erleichtert oder bedrückt fühlen sollte. Er hatte diese Auseinandersetzung sehr gefürchtet, und nun ging sie ohne jede Scene vorüber. Der Onkel fragte nicht einmal nach dem Betrag jener Summe, die immerhin ein kleines Vermögen repräsentirte; er gewährte, ohne auch nur einen Tadel auszusprechen; aber die kalte, halb verächtliche Art, in der dies geschah, beschämte den jungen Mann auf das Tiefste. Er hätte lieber Tadel und Vorwürfe hingenommen, als eine derartige Verzeihung, und das warme Dankeswort, das er so gern ausgesprochen hätte, wollte nicht über seine Lippen.

„Ich danke Dir," sagte er endlich etwas gezwungen. „Ich glaubte nicht, daß Du die Sache so aufnehmen würdest, aber ich werde mich bemühen, Deine Güte besser zu verdienen, als bisher."

Das Auge des Freiherrn ruhte prüfend auf den Zügen seines jungen Verwandten, aber es lag kein Interesse in diesem Blick.

„Das wird mich freuen, um Deinetwillen. Und nun kein Wort mehr von der Angelegenheit! Sie ist besprochen und erledigt; übergeben wir sie der Vergessenheit! — Ich hoffe, daß Du mit Deinen Zimmern zufrieden bist. Du hast Deinen eigenen Diener mitgebracht?"

„Ja, den alten Arnold, der mich stets begleitet."

„Er ist ja wohl schon lange in den Diensten Deiner Familie?“

„Schon seit länger als vierzig Jahren. Ich habe ihn von meinen Eltern übernommen.“

„Und Du bist vermuthlich sehr vertraut mit ihm?“

„Allerdings,“ entgegnete Paul mit geheimer Verwunderung, daß der sonst so gleichgültige Onkel sich so eingehend nach einem alten Diener erkundigte, der ihm gänzlich unbekannt war. „Arnold hat mich von meiner frühesten Kindheit an unter seiner ausschließlichen Obhut gehabt und, wie er stets behauptet, ‚erzogen‘. Wir sind zwar fortwährend im Kriegszustande; denn er nimmt sich bei jeder Gelegenheit heraus, den Hofmeister zu spielen, aber ich weiß doch, daß er mit Leib und Seele an mir hängt, und ich selbst kann ihn und seine ewigen Predigten gar nicht mehr entbehren.“

„Man muß diesen alten Dienern manche Eingriffe hingehen lassen,“ sagte Werdenfels. „Sie betrachten sich als zur Familie gehörig und haben gewissermaßen ein Recht dazu. Behalte immerhin Deinen Arnold!“

„Interessirst Du Dich für ihn?“ fragte Paul, dem eine gewisse Beziehung in diesen Worten zu liegen schien. „Er würde sehr glücklich sein, wenn es ihm erlaubt würde, sich Dir vorzustellen, Onkel Raimund.“

Der Freiherr machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, ich sehe nicht gerne fremde Gesichter um mich. Aber noch Eins, Paul! Laß den ‚Onkel‘ aus unseren Gesprächen weg! Dein Vater und ich waren allerdings Vettern, der Altersunterschied zwischen Dir und mir ist aber nicht so groß, um diesen Titel zu rechtfertigen. Ich habe nur zehn Jahre vor Dir voraus. Nenne mich einfach Raimund!“

Paul blickte erstaunt auf seinen Onkel, der erst vierunddreißig Jahre alt sein sollte; er hatte ihn mindestens um zehn Jahre älter geschätzt. Die Züge des Freiherrn waren allerdings noch jugendlich, aber die tiefe Blässe dieser Züge und die noch tieferen Linien darin ließen den Irrthum verzeihlich erscheinen.

„Was nun Deinen nächsten Aufenthalt betrifft,“ fuhr Raimund fort, „so wirst Du vorläufig hier bleiben. Ich weiß, daß das nicht in Deinen Wünschen liegt, aber ich halte es doch für besser, Dich nicht sofort neuen Versuchungen auszusetzen, indem ich Dich nach der Residenz schicke. Du hast freie Disposition über die Ställe und kannst reiten und fahren, wohin es Dir beliebt; Du findest hier oben ein vorzügliches Terrain für die Jagd, und die Bibliothek des Schlosses steht ebenfalls zu Deiner Verfügung. Im Uebrigen mußt Du Dich mit der Einsamkeit

und Langeweile von Felseneck abfinden, so gut Du es vermagst. Ich selbst werde Dich wenig sehen; denn ich liebe es nicht, mich in meinen Gewohnheiten stören zu lassen. Im Laufe des Winters wird sich ja wohl irgend eine Thätigkeit für Dich finden, die Dir in Zukunft einen festeren Halt im Leben giebt. Und nun leb' wohl für heute!"

Im Laufe des Winters! Paul war so entsetzt über die Aussicht, den ganzen Winter hier zuzubringen, daß er zu antworten vergaß. Zwar stand es bei ihm fest, daß er auf keinen Fall in Felseneck bleiben werde, aber für den Augenblick war jede Opposition unmöglich. So ruhig die Worte auch klangen, sie enthielten doch einen ganz bestimmten Befehl, und nach der unbedingten Großmuth, die der Onkel ihm soeben gezeigt, konnte der junge Mann sich füglich nicht offen dessen Willen widersetzen. Er verneigte sich also und ging. Der Freiherr winkte ihm freundlich, gleichgültig mit der Hand und trat dann wieder auf den Altan hinaus, von wo er unverwandt zu der Geisterspitze hinaufblickte, die in ihrem leuchtenden Schneegewande in voller Klarheit dastand.

---

Es war in der That nicht zu viel gesagt, wenn man behauptete, daß der Burgherr von Felseneck das Märchen der ganzen Umgegend geworden. Je weniger er nach der Welt und den Menschen zu fragen schien, desto mehr fragten sie nach ihm, und die vollständige Zurückgezogenheit und Einsamkeit, in der er nun schon seit Jahren lebte, gaben Anlaß zu den seltsamsten Gerüchten. Diese Gerüchte waren freilich meist so abenteuerlich, daß die Vernünftigen sie ohne Weiteres in das Reich der Fabel verwiesen und sich mit der Annahme begnügten, daß Raimund von Werdenfels ein ausgemachter Menschenfeind sei. Allerdings blieb kaum eine andere Erklärung übrig für die Hartnäckigkeit, mit der er sich jedem Umgange, ja sogar jeder zufälligen Begegnung entzog. Er war und blieb unsichtbar für die ganze Nachbarschaft, unzugänglich für seine Beamten, welche niemals direct mit ihm verkehrten; selbst seine eigene Dienerschaft, den Kammerdiener ausgenommen, bekam ihn nur höchst selten zu Gesicht. Er betrat niemals Werdenfels oder eines seiner anderen Güter und hatte um sein Felseneck einen förmlichen Bannkreis gezogen, der nicht zu durchbrechen war, so mancher Versuch auch in dieser Hinsicht gemacht wurde. Die Dienerschaft hatte strenge Befehle, die ebenso streng befolgt wurden. Das Schloß öffnete sich Keinem, der nicht durch den Schloßherrn selbst gerufen war.

Unter seinen Standesgenossen erregte diese Art zu leben ebenso viel Befremden wie Tadel. Man fand es unerhört, daß ein Mann, der durch seinen Namen und Reichthum, durch die Traditionen seiner Familie berufen war, eine der ersten Stellungen im Lande einzunehmen, auf jede Thätigkeit verzichtete und es sogar verschmähte, unter den Grundbesitzern der Provinz, wo er weitaus der bedeutendste war, eine Rolle zu spielen. Man verzieh ihm nicht seine vollständige Gleichgültigkeit gegen alle Interessen und Vorgänge der Umgegend und empfand sein entschiedenes Abwenden davon als eine Art Beleidigung. Die Neugier beschäftigte sich allerdings viel mit ihm, aber er genoß auch nicht die geringste Sympathie in jenen Kreisen.

Noch schlimmer gestaltete sich das Verhältniß des Freiherrn zu dem Landvolk, das ihm geradezu feindselig gegenüberstand, und gerade seine eigenen Güter waren es, wo diese Feindseligkeit am schärfsten und nachdrücklichsten hervortrat. Selbst die zahlreichen Beamten, die auf den ausgedehnten Besitzungen und in den umfangreichen Bergwaldungen angestellt waren, traten selten oder nie für ihren Herrn ein, wenn ihre Stellung es ihnen auch verbot, offen gegen ihn Partei zu nehmen. In diesen Kreisen glaubte man unbedingt all jenen Gerüchten, die über Raimund von Werdenfels im Umlaufe waren, und hielt um so hart-

näckiger daran fest, je abenteuerlicher sie lauteten. Es war ein Gemisch von Furcht, Haß und Aberglauben, das schließlich einen förmlichen Sagenkreis um ihn wob.

Paul von Werdenfels war mit all diesen Verhältnissen nur sehr oberflächlich bekannt; er hatte nur durch gelegentliche Berichte und Schilderungen davon erfahren, aber es war genug, um im Verein mit dem, was er hier sah und hörte, ihm den Aufenthalt in Felseneck als unmöglich erscheinen zu lassen. Er kannte zwar jetzt den Grund dieser plötzlichen Berufung und mußte auch nothgedrungen die Fürsorge anerkennen, die darin lag, aber seit jener persönlichen Begegnung wußte er auch, daß es dem „gnädigen Herrn Onkel", wie Arnold ihn nannte, sehr unbequem war, sich so eingehend mit seinem leichtsinnigen Neffen befassen zu müssen. Der Freiherr empfand diese Unterbrechung seiner gewohnten Einsamkeit offenbar als eine lästige Störung, hielt es aber doch für seine Pflicht, den jungen Mann, den er bisher so ganz sich selber überlassen, auf einige Zeit den Versuchungen der großen Welt zu entziehen. Eine derartige Buße aber war durchaus nicht nach Pauls Geschmack, und er trat in sein Zimmer, wo Arnold soeben mit dem Auspacken der Garderobe beschäftigt war, mit einem Gesichte, das die übelste Laune verkündete.

„Du packst nur den kleinen Koffer aus, Arnold!" be-

fahl er. „Nur so viel, wie für etwa acht Tage nöthig ist; wir bleiben auf keinen Fall länger hier.“

„So?“ fragte Arnold, indem er in seiner Beschäftigung innehielt und verwundert aufblickte. „Sind der Herr Onkel damit einverstanden?“

„O, der Onkel!“ rief Paul mit einem ärgerlichen Lachen. „Der hat die freundliche Absicht, mich den ganzen Winter hier oben zu behalten, damit ich Buße thue für meine Sünden und nebenbei bei ihm einen Cursus in der Menschenfeindlichkeit durchmache. Aber eine derartige Strafe lasse ich mir nicht zudictiren. Wir reisen in der nächsten Woche.“

„Nein, Herr Paul, das thun wir nicht!“ erklärte Arnold in voller Gemüthsruhe, während er schleunigst wieder auszupacken begann.

„Ich sage Dir, wir reisen! Soll ich etwa zum Trappisten werden in dieser Einsamkeit? Soll ich den ganzen Tag lang Gemsen schießen oder aus Verzweiflung die gelehrten Werke der Schloßbibliothek durchstudiren, die mir großmüthig zur Verfügung gestellt werden? Ich halte es nicht aus in diesem verwünschten Schlosse mit seiner öden unheimlichen Pracht! Ich komme mir wie verzaubert darin vor, und der Onkel hat auch etwas von einem Hexenmeister an sich, dem nichts verborgen bleibt. Er, der nie

sein Schloß verläßt, der mit keinem Menschen Verkehr unterhält, ist trotzdem ganz genau über meinen Aufenthalt in Italien unterrichtet. Er weiß Alles, kennt Alles, sogar den Bernardo."

„Sogar den Signor Bernardo!" wiederholte Arnold mit einem ganz eigenthümlichen Seitenblicke. „Ja, woher mag er das erfahren haben?"

„Weiß ich es? Vielleicht hat es ihm seine weiße Geisterspitze da oben zugeflüstert. Mit natürlichen Dingen geht es nicht zu."

„Der Herr Onkel waren wohl sehr wild von wegen unserer Schulden?" fragte der alte Diener mit einer unverkennbaren Genugthuung.

„Nein," sagte Paul ernster. „Er war im Gegentheile die Güte selbst, aber ich wollte, er hätte mich gescholten. Ich hätte lieber die härtesten Vorwürfe ertragen, als diese eisige Gleichgültigkeit, mit der er alles gewährte und alles verzieh. Da ist auch nicht ein Funke von Wärme, von Interesse mehr vorhanden, weder für mich noch für sonst etwas auf der Welt. Er scheint allen menschlichen Regungen abgestorben zu sein."

Arnold pflegte sonst stets seinem jungen Herrn zu widersprechen; es war dies Grundsatz bei ihm, diesmal aber war er ausnahmsweise derselben Meinung. Er hatte

in der Zwischenzeit die Diener ausgefragt und dabei so viel von den Sonderbarkeiten des Freiherrn gehört, daß es auch ihm in Felseneck nicht recht geheuer schien, aber er verstand es, mit den Verhältnissen zu rechnen.

„Ja, viel Vergnügen werden wir hier nicht haben," hob er an. „Der Herr Onkel scheinen — mit Erlaubniß zu sagen — etwas verrückt zu sein."

„Ja, das ist er!" stimmte Paul aus Herzensgrund bei. „Ein vernünftiger Mensch hat nicht solche Gewohnheiten."

„Aber deshalb darf man ihm doch nicht den Respect versagen," fuhr Arnold mit Nachdruck fort. „Er ist und bleibt doch nun einmal der Chef der Familie, und außerdem unser Vormund."

„Ich bin längst mündig!" warf Paul heftig ein. „Schon seit drei Jahren."

„Aber wir haben kein Geld," beharrte Arnold hartnäckig. „Der Herr Onkel kann uns enterben, und das thut er ohne Zweifel, wenn wir ungehorsam sind. Die Güter sind nicht Majorat — das wissen Sie ja, Herr Paul; es kommt alles auf das Testament an."

„Meinetwegen, ich bin kein Erbschleicher!" rief der junge Mann, indem er ungeduldig auf- und abzuschreiten begann. „Kurz und gut, ich bleibe nicht in Felseneck. Die

Luft hier bekommt mir nicht; in einigen Tagen werde ich krank werden, sehr krank. Der Onkel wird die Nothwendigkeit eines Luftwechsels einsehen und mein Leben nicht leichtsinnig auf das Spiel setzen — auf diese Weise geht es."

Der alte Diener schüttelte in würdevoller Entrüstung sein graues Haupt.

„Sie sollten sich schämen, Herr Paul, eine solche Komödie zu spielen. Sie sehen ja so blühend aus, daß es eine Sünde ist, von Krankheit zu sprechen."

„Ich bekomme das Fieber!" erklärte Paul. „Dazu ist keine Blässe nothwendig, und übrigens werde ich es wirklich bekommen vor Aerger und Aufregung, wenn ich hier bleiben soll. Zu all seinen sonstigen Eigenschaften scheint der Onkel nun auch noch ein Weiberfeind zu sein. Die ganze Dienerschaft des Schlosses ist männlich; es existirt in diesen Mauern gar nichts Weibliches. Die einzige Vertreterin des schönen Geschlechts in der Nähe überhaupt ist die Frau des Försters, und die —" Paul seufzte — „die ist über sechzig Jahr!"

Arnold erhob sich plötzlich von dem inzwischen ausgepackten Koffer und stellte sich mit voller Feierlichkeit vor seinen jungen Herrn hin.

„Also darnach haben Sie sich schon erkundigt? Ja,

das Weibliche, das hat wieder das ganze Unheil angerichtet! Denken Sie, ich weiß es nicht, warum Sie auf einmal so obstinat sind? Die Reisebekanntschaft aus Venedig steckt dahinter. Sie haben es ja nun glücklich herausgebracht, daß sie in W. geblieben ist, während wir abreisen mußten. Darum waren Sie so wüthend auf der ganzen Reise; darum wollen Sie Hals über Kopf wieder fort; darum riskiren Sie sogar den Zorn des Herrn Onkels und die Erbschaft und die ganze Zukunft. O, ich weiß Bescheid!"

„Arnold, ich verbitte mir dergleichen Predigten!" rief Paul gereizt. „Du vergißt vollständig, daß ich nicht mehr der Knabe bin, den Du hofmeistern durftest. Ich bin vierundzwanzig Jahre und fordere jetzt den Respect, die Ehrfurcht, die Du unter allen Umständen Deinem Herrn schuldig bist."

„Da müssen Sie erst vernünftiger werden, Herr Paul," sagte Arnold trocken. „Viel vernünftiger! Bis jetzt sind Sie es noch nicht — das haben wir in Italien gesehen. Und Sie brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen, woher der gnädige Onkel unsere dortigen Streiche erfahren hat. Ich habe ihm die Wahrheit gesagt."

„Du?" dem jungen Manne blieb vor Erstaunen und Entrüstung das Wort im Munde stecken. „Du hast —?"

„Dem gnädigen Herrn geschrieben! Ja, das habe ich

gethan, und ihm allerunterthänigst gemeldet, daß wir eben dabei sind, uns an Leib und Seele zu ruïniren, und daß der Wirthschaft schleunigst ein Ende gemacht werden müßte. Das hat auch geholfen; denn acht Tage darauf kam das Abberufungsschreiben. Ich habe bisher darüber geschwiegen, weil Sie sonst überhaupt nicht nach Felseneck gegangen wären, und der Herr Onkel hat auch geschwiegen, wie ich sehe. Er denkt vielleicht, ich könnte Unannehmlichkeiten davon haben. Er weiß ja nicht," hier hob Arnold mit großem Selbstgefühl den Kopf, „wie wir Beide mit einander stehen."

Die gerühmte Stellung hatte aber jetzt eine schwere Probe zu bestehen; denn Paul gerieth außer sich über diese Enthüllung. Er sprach von unberechtigten Eingriffen, von Intriguen, von unerträglicher Bevormundung und schüttete die ganze Heftigkeit seines leicht erregbaren Temperamentes über den alten Diener aus, dieser aber nahm das alles in unerschütterlicher Ruhe hin.

„Ich habe meine Pflicht gethan und nichts weiter," erklärte er. „Ich habe es der seligen Frau Baronin auf dem Sterbebette versprochen. Sie hat mich eigens rufen lassen, um mir zu sagen —"

„Arnold, hör' auf! Du könntest mir das Andenken meiner Mutter verleiden mit diesen ewigen Wiederholungen!"

rief Paul verzweiflungsvoll; denn er wußte, daß dieses Thema unerschöpflich war. „Ein für alle Mal: ich bleibe nicht in Felseneck, und wenn Du Dir etwa einfallen lassen solltest, neue Intriguen gegen mich zu spinnen, so reise ich allein ab und lasse Dich hier!“

Er stürmte fort. Arnold blickte ihm kopfschüttelnd nach.

„Und solch ein Brausekopf verlangt Respect und Ehrfurcht von Unsereinem!“ sagte er indignirt. „Aber diesmal hilft uns all das Aufbrausen nichts. Wir bleiben hier und müssen uns fügen lernen. Gott sei Dank, in diesem einen Punkte wenigstens scheinen der Herr Onkel vernünftig zu sein!“

Damit holte er einen Schlüssel hervor und begann, ganz unbekümmert um das Verbot seines jungen Herrn, den großen Koffer auszupacken.

Paul hatte in voller Aufregung das Zimmer verlassen und war auf die Terrasse hinausgegangen, die sich vor seinen Fenstern hinzog. Er war wüthend über den ihm gespielten Streich und noch wüthender über den Befehl des Onkels, in Felseneck zu bleiben, während er doch um jeden Preis fort wollte. Die scharfen Augen des alten Dieners hatten ganz recht gesehen: es war die schöne Reisegefährtin, welche das ganze Sinnen und Denken des jungen Mannes ausfüllte. Er war gleichzeitig mit ihr in W. eingetroffen

und wußte, daß sie in einem dortigen Hôtel abgestiegen war, folglich stand es für ihn fest, daß er gleichfalls dorthin müsse. Weiter hatte er allerdings nichts erfahren; denn die Dienerin zeigte sich sehr unzugänglich und Arnold, den er als Kundschafter benutzen wollte, hatte ihm, anstatt zu gehorchen, eine nachdrückliche Predigt gehalten. Es galt daher, die glücklich gefundene Spur nicht zu verlieren, und es fragte sich nur, wie und unter welchem Vorwande die Abreise zu bewerkstelligen war. Eine plötzliche Erkrankung in der rauhen Luft von Felseneck erschien noch als das beste Mittel.

Rauh war die Luft hier oben allerdings, aber ihr herber, würziger Hauch berührte doch die Nerven des jungen Mannes unendlich erfrischend, die in der weichen, schwülen Luft Italiens erschlafft waren. Er stand auf der kleinen Burgterrasse, die, weit auf den Fels hinausgebaut, den vollen Anblick des Schlosses selbst gewährte, und erst hier, in unmittelbarer Nähe, kamen die mächtigen Verhältnisse desselben zur vollen Geltung. All diese Mauern, Thürme und Erker, die in scheinbarer Regellosigkeit und Willkür bald vorsprangen, bald zurücktraten, fügten sich doch zu einem einzigen malerischen Ganzen, das jedenfalls großartiger und bedeutender war als die ehemalige Burg, wenn auch die Pläne derselben maßgebend gewesen sein mochten.

In mächtigen Pfeilern und Bogen, deren reich durchbrochene Arbeit allein ein Kunstwerk war, führte die breite steinerne Gallerie hinüber in den alten Theil des Schlosses. Auch hier hatte die Hand des Baumeisters theilweise eingegriffen, um den Verfall aufzuhalten, aber das Vorhandene war möglichst geschont und erhalten worden.

Dichter hundertjähriger Epheu umspann wie ein dunkles Gewand den halbrunden Thurm, in dem das Arbeitszimmer des Freiherrn lag. Die beinahe armdicken Wurzeln und Stämme waren tief in das Mauerwerk hineingewachsen und überzogen es mit einem undurchdringlichen Netz grüner Ranken. Auch der Seitenflügel, der sich an den Thurm anschloß, trug dieses Epheugewand; nur war es hier nicht so dicht und ließ an vielen Stellen die noch eisenfest gefügten Quadern der altersgrauen Mauern erblicken.

Schloß Felseneck führte seinen Namen mit Recht. Auf einem Felsgipfel gegründet, beherrschte es weithin das ganze Thal und ragte stolz und trotzig empor zu den Wolken, die oft genug zu ihm herniederstiegen und es von allen Seiten umflatterten.

Und ein derartiges Bauwerk ließ der Freiherr in dieser weltverlorenen Einsamkeit erstehen, wo Niemand es sah und bewunderte, nicht einmal der eigene Herr! Paul konnte nicht umhin, sich der Meinung Arnolds anzuschließen, der

im allertiefsten Respect meinte, daß der gnädige Herr Onkel doch einigermaßen verrückt sei.

Der junge Mann war noch immer mit seinen Krankheits- und Reiseplänen beschäftigt, als der Haushofmeister auf der Terrasse erschien. Er kam im Namen seines Herrn, um sich zu erkundigen, ob der junge Baron mit seinen Zimmern zufrieden sei, und ob er noch irgend etwas vermisse oder wünsche.

„O durchaus nicht! Es ist alles ausgezeichnet, vortrefflich!“ sagte Paul, der Mühe hatte, seine üble Laune zu verbergen; ihn ärgerte hier alles, sogar die respectvolle Artigkeit des alten Mannes, der jetzt fortfuhr:

„Der Herr meinte, Sie würden den Blick in die Ebene vorziehen, Herr Baron! Er hat deshalb ausdrücklich diese Zimmer bestimmt.“

„Ich bin meinem Onkel sehr dankbar für seine Fürsorge,“ entgegnete Paul in der festen Absicht, sich dieser Fürsorge sobald wie möglich wieder zu entziehen. Eben deshalb aber fand er es nöthig, einiges Interesse an der Umgegend zu zeigen; er zog deshalb sein Fernglas hervor und fragte nach Diesem und Jenem.

Der Haushofmeister gab in seiner einsilbig höflichen Weise die nöthige Auskunft und nannte die einzelnen Berge und Ortschaften.

Die Aussicht von der Terrasse hatte allerdings nicht

jene wilde, düstere Großartigkeit, welche der Blick aus den Zimmern des Freiherrn zeigte, aber großartig war sie immerhin. Dort schaute man nur auf die Schluchten und Schneefelder des Gebirges, hier auf der entgegengesetzten Seite sah man über die Windungen der Bergstraße hinweg den Ausgang des Thales, das sich dort hinten zu einem prachtvollen Halbrund öffnete und endlich von der Ebene begrenzt wurde. Die Felsen traten allmählich zurück, um grünen Vorbergen Platz zu machen, welche von einzelnen Gehöften, Weilern und Kirchen belebt wurden. Der Bergstrom floß dort breiter und ruhiger dahin; man konnte seine Windungen weithin verfolgen, bis sie sich in der Ferne verloren. Diese Ferne freilich verschwand heute im Nebel, aber es war doch so klar geworden, daß man auf einige Stunden weit alles deutlich zu unterscheiden vermochte.

„Das ist Werdenfels," sagte der Haushofmeister, auf eine größere Ortschaft deutend, die gerade in der Thalöffnung lag, „und unmittelbar darüber auf jenem Hügel liegt das Stammschloß Ihrer Familie, Herr Baron."

„Ich weiß es; ich bin vor Jahren einmal mit meinem Vater dort gewesen," erwiderte Paul, indem er das Fernglas auf das umfangreiche Gebäude richtete, das in der Ferne sichtbar war. Es erhob sich nicht wie Felseneck aus

starren Felsen und düsteren Tannen, sondern stand auf freier, lichter Höhe und blickte weit in die Ebene hinaus. Ringsum breiteten sich die reichen Werdenfels'schen Besitzungen aus, während zahlreiche Dörfer und Landsitze sich in der Nachbarschaft zeigten.

„Und dieser schöne Wohnsitz mit seiner herrlichen Lage, seinen weiten Gärten und Terrassen ist nun ganz verödet?“ fragte Paul, indem er das Glas wieder sinken ließ.

„Er wird sorgfältig vor dem Verfall geschützt,“ erklärte der Haushofmeister. „Der Herr weist jährlich bedeutende Summen an, um das Schloß und die Gärten im Stande zu erhalten.“

„Aber er hat es seit dem Tode seines Vaters ja wohl niemals wieder betreten?“

„Nein, niemals wieder!“

„Seltsam! Es hieß freilich, es sei damals etwas vorgefallen, was ihm den Aufenthalt verleidete.“

„Nicht, das ich wüßte.“

„Nicht?“ fragte Paul, den alten Mann scharf fixirend. „Ich weiß aber doch, daß bei meinen Eltern oft davon die Rede war. Ich erinnere mich nur nicht mehr genau, um was es sich dabei handelte; man achtet als Knabe nicht viel auf solche Dinge. Sie aber waren damals jedenfalls schon im Dienste des Freiherrn. Wissen Sie wirklich nichts darüber?“

„Durchaus nichts, Herr Baron!“

Ebenso gut könnte ich einen Stein zum Reden bringen wie dieses Mumiengesicht! dachte Paul ärgerlich, indem er seine Beobachtungen wieder aufnahm. „Und jenes weiße Schlößchen oder Landhaus dort drüben, gehört das auch zu den Werdenfels'schen Besitzungen?“ fragte er nach einer Pause.

„Nein, das ist Rosenberg, ein kleines Landgut, das einer verwittweten Dame gehört.“

„Eine Wittwe also — vermuthlich auch über Sechzig!“ sagte Paul; das heißt, die letzten Worte dachte er nur, ohne sie auszusprechen. Im Grunde waren ihm alle diese Dinge herzlich gleichgültig; er fragte nur aus Langeweile weiter: „Und wie heißt die Besitzerin?“

„Frau von Hertenstein.“

Das Glas wäre beinahe zu Boden gefallen; so jäh und hastig wandte sich der junge Mann um.

„Wie nannten Sie die Dame?“

„Frau von Hertenstein,“ wiederholte der Haushofmeister, befremdet über die leidenschaftliche Frage und die helle Röthe, welche plötzlich das Gesicht des jungen Barons überfluthete. Paul sah dieses Befremden und versuchte eine anscheinende Gleichgültigkeit zu erzwingen, was ihm aber durchaus nicht gelang.

„Ich lernte auf meiner Reise eine Dame dieses Namens kennen,“ sagte er. „Eine junge, sehr schöne Frau.“

„Ja — das ist sie allerdings,“ entgegnete der Haushofmeister mit einem langen Blick in das erregte Antlitz des jungen Mannes.

„Ist sie schon lange verwittwet? Sie lebt wohl für gewöhnlich nicht in Rosenberg? Besucht sie die Besitzung bisweilen?“

Die heftigen, ungestümen Fragen fanden eine sehr kühle und gemessene Antwort.

„Wir leben hier in Felseneck sehr abgeschlossen, Herr Baron, und haben gar keinen Verkehr mit der Umgegend, deren Verhältnisse mir größtentheils fremd sind. Ich weiß nur durch Zufall, daß Frau von Hertenstein in Rosenberg erwartet wird, schon in der nächsten Woche. Justizrath Freising, den ich gestern sprach, erwähnte es.“

Paul wäre im Uebermaß seines Entzückens am liebsten dem alten Manne, den er vorhin sehr respectwidrig eine „Mumie“ genannt hatte, um den Hals gefallen. Da sich dies nun nicht gut ausführen ließ, brach er in eine plötzliche Liebenswürdigkeit aus, die er bisher durchaus nicht entwickelt hatte. Er lobte die Aussicht, die Zimmer, das Schloß, alles, was überhaupt zu loben war; er schwärmte für die Gemsenjagd, die er gleich morgen unternehmen

wollte, und erkundigte sich angelegentlich nach der Schloß-bibliothek, seiner „Studien“ wegen — kurz, er zeigte sich ganz entzückt von dem Aufenthalte in Felseneck. Um so zurückhaltender verhielt sich der alte Haushofmeister; vielleicht dämmerte ihm eine Ahnung der Wahrheit auf, aber er blieb höflich und gelassen wie vorhin und empfahl sich nach einigen Minuten. — —

Arnold war noch bei seiner früheren Beschäftigung, als sein junger Herr wieder eintrat, diesmal aber mit ganz verändertem Gesichtsausdruck.

„Bist Du noch nicht fertig?“ fragte er etwas ungeduldig.

„Nein; denn ich packe den großen Koffer aus, die ganze Garderobe,“ erklärte Arnold mit nachdrücklicher Betonung, indem er sich zugleich kriegsbereit emporrichtete, aber die Kriegsbereitschaft war diesmal nicht nothwendig; denn Paul zeigte eine ganz merkwürdige Sanftmuth bei dieser directen Mißachtung seines Befehles.

„Thue es immerhin!“ entgegnete er. „Ich habe mir die Sache überlegt und gefunden, daß Du eigentlich vollkommen Recht hast.“

Arnold ließ vor Schreck ein Dutzend Taschentücher, die er gerade in der Hand hielt, zu Boden fallen. Es war etwas so Unerhörtes, daß sein junger Herr ihm Recht gab, daß er sich gar nicht darein finden konnte.

„Es ist wahr, ich habe Rücksichten auf meinen Onkel zu nehmen," fuhr Paul fort. „Er ist der Chef der Familie; er ist mein Vormund und hat mich mit Güte überschüttet. Es wäre undankbar, wollte ich seinen Wünschen den Gehorsam versagen. Wie gesagt, Arnold, Du hast ganz Recht, und ich verzeihe Dir auch Deinen eigenmächtigen Schritt. Er war nicht in der Ordnung, aber Du hast es gut gemeint — ich sehe das jetzt ein. Wir bleiben jedenfalls in Felseneck."

„Den ganzen Winter?" fragte der alte Diener, der seinen Ohren nicht traute.

„Den ganzen Winter! Und auch noch den Sommer, wenn mein Onkel es verlangt. Packe sämmtliche Koffer aus! Wir bleiben hier."

Damit kehrte Paul in das Wohnzimmer zurück, wo er zu seiner großen Befriedigung bemerkte, daß man von den Fenstern aus Rosenberg ganz deutlich sehen konnte.

Arnold stand noch immer neben dem geöffneten Koffer, aber mit sehr kritischer Miene; er kannte seinen jungen Herrn viel zu gut, um an diese plötzliche Bekehrung zu glauben. Endlich bückte er sich nach den Taschentüchern und hob sie auf, während er halblaut sagte:

„Er muß hier irgend etwas unter sechzig Jahren entdeckt haben — ich kenne das!"

---

Die Werdenfels waren in alten Zeiten eines der mächtigsten Geschlechter gewesen, das beinahe absolut auf seinen Besitzungen herrschte und sich auch absolut dünkte. Die neuere Zeit mit ihren Umwälzungen und Gesetzen hatte dem nun freilich ein Ende gemacht, aber es blieben dem jedesmaligen Herrn der Güter immer noch genug Rechte übrig, um ihm einen weittragenden Einfluß zu sichern, der je nach Umständen segensreich oder unheilvoll werden konnte. Segensreich freilich war das Regiment der Werdenfels für ihre Untergebenen niemals gewesen. Härte und Unterdrückung von der einen Seite, Furcht und mühsam verhaltener Haß von der anderen hatten seit Generationen geherrscht, und unter dem Vater des jetzigen Besitzers war jene lang verborgene Feindschaft sogar zum offenen Ausbruch gekommen.

Der alte Freiherr war seit Jahren todt, aber er hatte dafür gesorgt, daß er und sein Regiment nicht sobald vergessen wurden. Er war eine jener wilden, rücksichtslosen und gewaltthätigen Naturen gewesen, wie sie in seinem Geschlecht leider nicht zu den Seltenheiten gehörten. In einer Zeit geboren und erzogen, wo ein Mann seines Standes sich nahezu alles erlauben durfte, während der Niedriggeborene ihm fast rechtlos gegenüberstand, und durch die hohe militärische Stellung, die er jahrelang bekleidete, vollends an unbedingten Gehorsam seiner Untergebenen ge-

wöhnt, konnte und wollte er es nicht begreifen, daß eine andere Zeit anbrach, die ihm eines seiner Privilegien nach dem anderen aus den Händen wand, die seiner Willkür Schranken auferlegte und ihn zwang, die Rechte Anderer zu achten. Seine Gewaltthätigkeit brach bei jeder Gelegenheit aus; die Insassen seiner Güter mußten sie ebenso schwer empfinden wie die Beamten und Diener, und nicht einmal seine nächsten Angehörigen waren sicher davor.

Seine Gemahlin gehörte einem Geschlechte an, das noch älter war als das der Werdenfels und eine Fürstenkrone im Wappen führte. Das allein hatte den Freiherrn bei seiner Wahl geleitet; die Neigung spielte keine Rolle dabei. Er war stolz auf die Abkunft seiner Frau, und er war auch stolz darauf, daß ihm ein Sohn geboren wurde; er hätte einen Erben seines Namens und Stammhalter seines Hauses sehr schwer vermißt, aber eine andere Bedeutung hatte dieser Sohn kaum für ihn. Wäre Raimund gleichfalls wild und zügellos gewesen, vielleicht hätte der Vater sein Ebenbild in ihm erkannt und geliebt, aber die ernste, etwas träumerische Natur des Knaben war ihm in tiefster Seele zuwider und forderte seinen herbsten Spott und Tadel heraus. Man hörte und sah wenig von dem jungen Freiherrn; er hatte früh seine Mutter verloren und wuchs ausschließlich in der strengen, beinahe sklavischen Zucht

seines Vaters heran, der ihm nicht die geringste Selbstständigkeit gestattete. Den Gutsangehörigen, dem eigentlichen Volke, trat er niemals nahe; entweder durfte er es nicht oder er wollte es nicht. Jedenfalls geschah von seiner Seite nichts, um den Haß zu mildern, den der Vater überall gegen sich wachrief; man wußte freilich, daß er bei diesem keine Stimme hatte und sich ebenso wie jeder Andere seinem eisernen Willen beugen mußte, aber die allgemeine Abneigung ging doch allmählich auch auf ihn über.

Da kam jenes Jahr, dessen revolutionäre Bewegung, ursprünglich von den Städten ausgehend, bald auch die gesammte Landbevölkerung ergriff. Auch auf den Gütern gab es überall Widersetzlichkeit, Tumult und offenen Aufstand gegen die Gutsherren; wo nur ein Funke verborgen lag, brach er jetzt in heller Flamme aus. In Werdenfels lag der Zündstoff überreichlich aufgehäuft; dort kam all der jahrelang im Geheimen genährte Groll und Haß zum Ausbruch, und die Verhältnisse gestalteten sich daselbst drohender als an den anderen Orten, aber der Freiherr war trotzdem nicht zu der geringsten Nachgiebigkeit zu bewegen. Er verhöhnte seine Nachbarn wegen ihrer Furcht vor den Bauern und Taglöhnern und trat den seinigen noch hochmüthiger und herausfordernder gegenüber als sonst.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben; es gab eine

Reihe der schlimmsten Scenen und Auftritte, aber trotzdem ging Werdenfels stets als Sieger daraus hervor. Er verstand es nun einmal, den Gebieter zu spielen, wie kein Anderer, und sein Stolz, seine Furchtlosigkeit imponirten den Leuten, die ringsum so viele Beispiele kläglicher Zaghaftigkeit sahen; sie lärmten und drohten, aber sie wagten sich nicht ernstlich an den so lange Gefürchteten.

Endlich aber kam es doch zum Aeußersten. Ein an sich geringfügiger Vorfall gab den Anlaß dazu, und der unbeugsame Starrsinn, den der Freiherr auch bei dieser Gelegenheit zeigte, brachte die so lange schon gereizten Leidenschaften zum vollen Ausbruch. Die ganze Dorfschaft zog tobend und lärmend vor das Schloß und bedrohte den Gutsherrn. Dieser, weit entfernt nachzugeben, ließ die Thüren verrammeln, bewaffnete seine Dienerschaft und ließ es auf einen Kampf ankommen. Die Bauern ihrerseits wollten um jeden Preis den Eingang erzwingen; sie schritten zum Sturme, der auch gelungen wäre; denn die Vertheidigungsanstalten erwiesen sich als völlig unzureichend, und bei der furchtbaren Erbitterung der Leute war das Schlimmste zu befürchten, wenn das Schloß und dessen Herr in ihre Hände fielen.

Da auf einmal nahm der Kampf ein ebenso unerwartetes wie schreckliches Ende. Gerade im entscheiden-

den Augenblick, als die Thüren bereits begannen, dem wiederholten Ansturm zu weichen, schlugen urplötzlich unten im Dorfe helle Flammen empor. Es war eine Feuersbrunst entstanden — wie und woher, das wußte Niemand, aber eines der Gehöfte brannte lichterloh. Es war ein kalter, trockener Tag, und von der Geisterspitze wehte ein stürmischer Wind in das Thal hernieder.

Bei diesem Anblick, bei der furchtbaren Gefahr, welche ihrer Heimath drohte, vergaß die tobende Menge ihre Haß- und Racheplàne. Alles stürzte hinunter in das Dorf, um das eigene Hab und Gut zu retten, aber es war bereits zu spät. Das Feuer hatte schon zu reichliche Nahrung gefunden, und einmal entfesselt spottete das Element jeder menschlichen Anstrengung. Der Sturm trug die Flammen von Dach zu Dach, von Haus zu Haus; alle Rettungsversuche waren vergeblich, und einzelne Tollkühne, die sich in die brennenden Gebäude wagten, um ihre Habe oder ihr Vieh zu retten, wurden von den einstürzenden Balken erschlagen. In wenigen Stunden lag ganz Werdenfels in Schutt und Asche, und drei Menschenleben waren den Flammen zum Opfer gefallen.

Das Schloß auf seiner sicheren Höhe war unversehrt geblieben; der Ausbruch des Feuers gerade im Moment der Katastrophe hatte es gerettet, aber Haß und Erbitte-

rung, die jetzt durch das hereingebrochene Elend um das Zehnfache gesteigert waren, suchten nach einem Zusammenhange zwischen den beiden Ereignissen. Es liefen dunkle unheimliche Gerüchte um, jene Feuersbrunst sei nicht durch Zufall entstanden, der Freiherr selbst habe sie veranlaßt, um den Angriff von seinem Schlosse abzulenken und sich vor der Wuth der Anstürmenden zu retten. Es hieß sogar, der eigene Sohn sei es gewesen, der den Befehl des Vaters ausgeführt hatte. Es waren unsinnige, haltlose Gerüchte, die nicht die geringste Bestätigung fanden, aber sie wurden geglaubt und die Stimmung gegen den Gutsherrn wurde eine derartige, daß er seines Lebens nicht mehr sicher war.

Er schien das endlich selbst einzusehen; denn er verließ mit seinem Sohne Werdenfels auf längere Zeit. Als er nach Jahresfrist zurückkehrte, war jene politische Bewegung erloschen; die Behörden hatten die Zügel wieder fest in Händen und duldeten nicht die geringste Ausschreitung. Einen offenen Angriff hatte der Freiherr also nicht mehr zu fürchten, und dem dumpfen Groll und Haß, der ihn empfing, setzte er eine eiserne Stirn entgegen. Es standen ihm andere Güter und Schlösser zur Verfügung, aber sein Stolz erlaubte ihm nicht einen Wechsel des Aufenthaltes, den man hätte als Furcht auslegen können. Er blieb in Werdenfels, trotzig, hochmüthig und ungebeugt, wie er es

von jeher gewesen war, und nahm sofort wieder seine frühere Stellung an der Spitze seiner dortigen Standesgenossen ein.

Der junge Freiherr war nicht mit zurückgekehrt. Das Verhältniß zwischen ihm und seinem Vater schien sich überhaupt geändert zu haben; denn während ihm früher nicht die geringste Selbstständigkeit gestattet war, lebte er jetzt fast immer auf Reisen und sah den Vater oft monatelang nicht. Nach Werdenfels kam er nur äußerst selten, immer nur auf ganz kurze Zeit, und es bedurfte jedesmal eines ausdrücklichen Befehls, um ihn zu einem derartigen Besuche zu veranlassen.

So vergingen Jahre, ohne daß Raimund Anstalt machte, sich zu vermählen, obgleich der Freiherr dies dringend wünschte und für eine unabweisbare Pflicht des einzigen Sohnes und Erben erklärte. Als seine Mahnungen in dieser Hinsicht nichts fruchteten, schritt er wie gewöhnlich zu einem Gewaltact. Er wählte eine standesgemäße Partie aus, warb im Namen seines Sohnes und rief diesen dann aus Italien zurück, um ihm anzukündigen, daß die Verbindung zwischen den beiden Familien eine beschlossene Sache sei und daß man nur noch den formellen Antrag erwarte. Diesmal aber gelang es ihm nicht, seinen Willen durchzusetzen; denn Raimund weigerte sich entschieden, zu

gehorchen. Der Vater, der bereits zu weit gegangen war, um zurücktreten zu können, gerieth außer sich und drohte mit Fluch und Enterbung; der Sohn blieb bei seiner Weigerung. Es mochten bei dieser Gelegenheit wohl noch andere Dinge zur Sprache gekommen sein; denn sie endete mit einem vollständigen Bruche. Raimund verließ das väterliche Haus, um nicht mehr dorthin zurückzukehren, und der Freiherr war im Begriff, seine Drohung auszuführen und die Enterbung auszusprechen, als, wahrscheinlich in Folge der stattgehabten Aufregung, ein Schlagfluß ihn traf. Der Sohn, der sofort durch die Aerzte zurückgerufen wurde, kam zu spät — er fand nur noch die Leiche seines Vaters.

Werdenfels hatte nun einen neuen Herrn, und es schien anfangs, als solle damit auch eine bessere Zeit beginnen, aber es schien eben nur so. Dem alten Freiherrn war bei all seinen schlimmen Eigenschaften eine eiserne Consequenz nicht abzusprechen gewesen; sein Sohn zeigte sich dagegen seltsam launenhaft und unbeständig in all seinen Neigungen und Unternehmungen. Er hatte unmittelbar nach dem Leichenbegängnisse das Schloß verlassen und bewohnte ein kleines Jagdhaus, das eine halbe Stunde davon entfernt lag, aber er, der seinen Besitzungen jahrelang fern geblieben war und die vollständigste Gleichgültig-

keit dagegen gezeigt hatte, so lange sie unter dem Scepter seines Vaters standen, schien jetzt, wo er unumschränkter Herr war, sich ihnen ganz und gar widmen zu wollen. Er plante die großartigsten Anlagen und Verbesserungen, überschüttete die Gutsangehörigen mit Wohlthaten und versuchte es sogar, ihnen persönlich nahe zu treten.

Aber das alles hörte ebenso plötzlich auf, wie es begonnen hatte. Vielleicht entmuthigte es ihn, daß er statt der Dankbarkeit nur überall den alten Haß und das alte Mißtrauen wiederfand, vielleicht war es auch nur eine philanthropische Laune gewesen — genug, er schlug auf einmal in die vollste Menschenfeindlichkeit um, floh alle Beziehungen, die er vor Kurzem noch so eifrig gesucht hatte, und zog sich in die Einsamkeit seines Felseneck zurück, das er aus einer Ruine zu einem prachtvollen Wohnsitze umschuf. Werdenfels und die übrigen Schlösser standen verödet; ihre Unterhaltung kostete jährlich eine Riesensumme, ohne daß sie jemals benutzt oder auch nur betreten wurden.

Zum Glücke befanden sich die Güter selbst unter tüchtiger und umsichtiger Leitung. Der alte Freiherr, der ein kluger Rechenmeister war, hatte dafür gesorgt, und da die Beamten sämmtlich im Dienste blieben und reich besoldet wurden, so wurde auch die Verwaltung ganz in der

bisherigen Weise fortgeführt. Die Werdenfels'schen Besitzungen hoben sich immer mehr und brachten immer reichere Erträge, während der Herr derselben sich von Jahr zu Jahr tiefer in die Einsamkeit vergrub und sich endlich der Welt und dem Leben völlig abwendete. —

Es erregte natürlich in der Nachbarschaft nicht geringes Aufsehen, als man erfuhr, daß Felseneck einen Gast beherberge. Paul Werdenfels wurde zwar allgemein als der präsumtive Erbe seines Onkels angesehen, da er außer diesem der einzige noch lebende Vertreter des Geschlechtes war, aber man wußte ja, daß der Freiherr alle Beziehungen, soweit sie den persönlichen Verkehr betrafen, vollständig ignorirte. Er hatte dies ja auch bisher seinem jungen Verwandten gegenüber gethan, und es war jedenfalls wieder eine seiner unberechenbaren Launen, daß er diesen Verwandten jetzt urplötzlich zu sich rief. Man bedauerte allgemein den jungen Baron, der das schöne Italien und einen zahlreichen Freundeskreis verlassen mußte, um dem menschenfeindlichen Onkel auf seinem öden Felsenschlosse Gesellschaft zu leisten und dort in halber Gefangenschaft zu leben; denn es galt als selbstverständlich, daß auch ihm kein Verkehr mit der Nachbarschaft gestattet werden würde.

Paul selbst aber war im Gegentheil geneigt, das,

was ihm anfangs als eine unerträgliche Strafe erschien, für einen jener Glücksfälle zu halten, um die sein Freund Bernardo ihn beneidete. Seit er wußte, daß die schöne Reisegefährtin, deren Spur er in weiter Ferne suchte, in seiner unmittelbaren Nähe weilte, hätte er den Aufenthalt in Felseneck mit keinem anderen in der ganzen Welt vertauschen mögen.

Er ließ aber vorläufig sowohl die Gemsen wie die Schloßbibliothek in Ruhe, zeigte dagegen einen ungemeinen Eifer, die Angelegenheit mit dem Justizrath Freising zu erledigen, an den sein Onkel ihn gewiesen hatte. Dieser rechtskundige Herr war von der bevorstehenden Ankunft der Frau von Hertenstein unterrichtet; er kannte sie also jedenfalls näher und war in Folge dessen eine höchst interessante Persönlichkeit für den jungen Baron, dessen Besuch er schon am zweiten Tage erhielt.

Der Justizrath, ein Mann von einigen vierzig Jahren, eine große, hagere Gestalt, mit nicht unangenehmen, aber etwas pedantischen Zügen, empfing den Clienten in seinem Arbeitszimmer und schien schon auf dessen Kommen vorbereitet. Die nächste, etwas peinliche Veranlassung des Besuches war, dank der Großmuth des Freiherrn, sehr schnell erledigt. Der Rechtsanwalt konnte zwar ein leises bedenkliches Kopfschütteln nicht unterdrücken, als ihm der

Betrag genannt wurde, um den es sich handelte, da er aber bereits die Weisung erhalten hatte, die Verpflichtungen des Herrn von Werdenfels anstandslos zu regeln, so erbat er sich nur die nöthigen Namen und Adressen. Paul gab diese sehr bereitwillig, er empfing dagegen mit einem frohen Aufathmen die Versicherung, daß die betreffenden Summen sofort bezahlt werden würden, und damit war diese Angelegenheit abgemacht.

Jetzt aber bot der junge Mann seine ganze Liebenswürdigkeit auf, das Gespräch aus dem Geschäftlichen in das Vertrauliche hinüber zu leiten, was ihm auch ohne große Mühe gelang. Er war völlig fremd hier, gedachte aber längere Zeit bei seinem Onkel zu bleiben und wünschte sich natürlich einigermaßen in der Nachbarschaft zu orientiren. In Felseneck bot sich leider keine Gelegenheit dazu, da man dort sehr abgeschlossen lebte, aber der Herr Justizrath war jedenfalls in der Umgegend bekannt und zu einer freundlichen Auskunft bereit.

Der Herr Justizrath war das allerdings; er besaß zum Glück nicht die impertinente Schweigsamkeit des alten Haushofmeisters und nahm keinen Anstand, dem jungen Baron, der sich so lebhaft für seine Nachbarschaft interessirte, die erbetene Auskunft zu geben.

Paul fragte zunächst nach mehreren Gutsherrschaften,

die ihm sehr gleichgültig, und hörte einige Antworten, die ihm sehr langweilig waren, bis er endlich zu dem kam, was ihm einzig und allein am Herzen lag.

„Da ist mir noch ein Schlößchen aufgefallen," warf er mit anscheinender Gleichgültigkeit hin. „Es liegt etwa eine Stunde von Werdenfels entfernt und gehört ja wohl einer verwittweten Dame?"

„Sie meinen Rosenberg?" fragte der Justizrath. „Es ist gegenwärtig im Besitz der Frau von Hertenstein."

„Ganz recht! Ich habe zufällig in Venedig die Dame kennen gelernt, allerdings nur sehr flüchtig, aber ich gedenke doch in Rosenberg einen Besuch zu machen. Sind Sie dort bekannt, Herr Justizrath?"

Der Justizrath hob mit unverkennbarem Selbstgefühl den Kopf.

„Sehr genau, Herr Baron! Ich habe die Ehre, der Geschäftsführer und Rechtsfreund der gnädigen Frau zu sein. Ich stehe überhaupt in freundschaftlichen Beziehungen zu ihr, da ich sie schon vor ihrer Vermählung gekannt habe."

Paul fand den Justizrath ungemein liebenswürdig; er rückte schleunigst seinen Sessel einen Schritt näher.

„Sie sind also ein Freund der Familie? Ist Frau von Hertenstein schon lange Wittwe?"

„Seit einem Jahre ungefähr,“ antwortete der Justizrath. „Präsident Hertenstein starb im vorletzten Sommer.“

„Präsident Hertenstein?“ wiederholte Paul befremdet. „Ich erinnere mich, die Anzeige seines Todes damals in den Zeitungen gelesen zu haben, aber — er starb ja wohl im dreiundsiebenzigsten Lebensjahre?“

„Allerdings, der Altersunterschied zwischen ihm und seiner Frau war sehr bedeutend. Sie zählte kaum achtzehn Jahre, als sie ihm die Hand reichte.“

„Dem Greise? Aber mein Gott, was konnte sie denn zu einer derartigen Verbindung veranlassen?“

Freising lächelte mit überlegener Miene.

„Das ist nicht schwer zu errathen. Eine junge bürgerliche Waise, die mittellos ist und in abhängigen Verhältnissen lebt, schlägt selten eine derartige Partie aus. Der Präsident war von Adel; er galt für sehr reich und nahm eine hohe Lebensstellung ein. Er konnte seiner Gemahlin ein glänzendes Loos bieten.“

„So — also eine Convenienzheirath!“ sagte Paul langsam.

„Eine Vernunftheirath wenigstens! Die junge Dame ist eine nahe Verwandte des Pfarrers in Werdenfels, und dieser empfahl sie der damaligen Besitzerin von Rosenberg, einem Fräulein von Hertenstein. Der alten, sehr kränk-

lichen Dame war ein Aufenthalt in Italien verordnet worden, und sie wünschte eine Begleiterin für die Reise. Als sie aus Venedig zurückkehrte, machte ihr Bruder, der Präsident, der schon seit langen Jahren Wittwer war, einen mehrwöchentlichen Besuch auf dem Landgute. Er lernte dort die schöne Gesellschafterin kennen und wurde derartig von ihr gefesselt, daß er ihr seine Hand bot, die auch sofort angenommen wurde. Drei Monate später fand in Rosenberg die Vermählung statt."

„Und diese ungleiche Ehe ist eine glückliche gewesen?"

„Eine sehr glückliche! Die junge Frau spielte eine äußerst glänzende Rolle in der Residenz, und ihr Gemahl, der ungemein stolz auf sie war, erfüllte mit verschwenderischer Freigebigkeit jeden ihrer Wünsche."

„Freilich, was hätte sie in einer solchen Ehe denn auch anders wünschen sollen als Glanz und Reichthum!" sagte Paul mit einem Anfluge von Bitterkeit. „Und seit dem Tode ihres Gemahls lebt sie wieder in Italien?"

„Nein, sie ist nach Rosenberg zurückgekehrt und war nur jetzt auf kurze Zeit abwesend. Sie wird übermorgen hier erwartet."

„Dann werde ich meinen Besuch noch etwas aufschieben," erklärte der junge Mann, indem er sich erhob. „Doch ich habe Ihre Zeit schon allzu lange in Anspruch genommen."

Der Justizrath lächelte.

„Bitte, Herr Baron! Ich freue mich sehr, einmal ein Mitglied des Hauses Werdenfels persönlich kennen zu lernen. Es ist das erste Mal, obgleich ich schon seit Jahren der juristische Beirath und Vertreter dieses Hauses bin."

„Also auch Sie verkehren nicht persönlich mit meinem Onkel?" fragte Paul, der wenigstens in diesem Falle eine Ausnahme vorausgesetzt hatte.

„Nein, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, den Freiherrn von Angesicht zu sehen, obgleich er mir in allen geschäftlichen Angelegenheiten das unbedingteste Vertrauen schenkt. Er empfängt meine Berichte brieflich und läßt mir ebenso seine Weisungen zugehen. Ihr Herr Onkel ist etwas eigenthümlich in dieser Hinsicht."

„Ja wohl, sehr eigenthümlich!" stimmte der junge Mann mit einem Seufzer bei. „Was nun aber meine persönliche Angelegenheit betrifft —"

„So wird sie unverzüglich erledigt werden — verlassen Sie sich darauf, Herr Baron! In spätestens vierzehn Tagen lege ich Ihnen die Quittungen vor."

Paul dankte und empfahl sich. Er hatte nun die so sehnlich erwünschte Auskunft erhalten und wollte es sich nicht eingestehen, daß sie ihn verstimmte; trotzdem konnte er dieser Verstimmung nicht Herr werden. Ein

Mädchen von achtzehn Jahren, voll Schönheit und Anmuth, das freiwillig auf das schönste und heiligste Vorrecht der Jugend verzichtet, auf das Recht, zu lieben, um mit der Hand eines Greises Glanz und Reichthum zu erringen! Paul Werdenfels war leichtsinnig und ließ sich nur zu oft durch fremden Einfluß leiten, aber er trug doch ein jugendlich warmes Herz in der Brust und hätte sich für alle Güter seines Onkels nicht in dieser Weise verkauft. Er fühlte sich wieder so erkältend angeweht, wie damals auf dem Dampfer, als die schöne Frau so eisig die „Jugendträume" verwarf. In seinen Ohren klang noch der unendlich herbe Ausdruck ihrer Worte: „Das Leben ist nicht zum Träumen geschaffen. Man muß ihm fest und klar in das Antlitz sehen und Niemand vertrauen als sich selbst!"

---

Rosenberg gehörte nicht zu den eigentlichen Gütern der Umgegend, es war nur ein kleiner Landsitz, in reizender Lage, unmittelbar am Fuße des Gebirges, wie man ihn für einige Sommermonate auswählt. Die verstorbene Besitzerin freilich hatte jahraus jahrein dort gelebt; nach ihrem Tode stand das Haus einige Jahre lang unbewohnt, unter der Obhut der ehemaligen Gesellschafterin, die nach

der Vermählung der Frau von Hertenstein deren Stelle eingenommen hatte und von der alten Dame testamentarisch mit einem Legat bedacht worden war. Der Präsident und seine Gemahlin, die in der Residenz lebten, kamen nie nach ihrem nunmehrigen Besitzthum — die junge Frau hatte sich erst, seit sie Wittwe war, wieder dorthin zurückgezogen.

Das einfache Landhaus, das inmitten eines ziemlich umfangreichen Gartens lag, konnte weder auf Vornehmheit noch auf Schönheit besonderen Anspruch erheben, aber es war freundlich, bequem und geräumig und machte mit seinen weißen Mauern und hellen Fenstern einen sehr anheimelnden Eindruck.

In dem kleinen Salon, der, wie die sämmtlichen Räume des Hauses, seine frühere, etwas alterthümliche, aber sehr behagliche Einrichtung behalten hatte, saß die jetzige Besitzerin von Rosenberg und hörte dem Justizrath Freising zu, der ihr gegenüber Platz genommen hatte. Vor ihm lagen mehrere Papiere, aus denen er etwas zu berichten schien, während ein anderer Herr, in der Tracht eines Weltgeistlichen, einige Schritte entfernt am Fenster stand. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit scharfen ausdrucksvollen Zügen, die eine nicht gewöhnliche Intelligenz verriethen, aber es lag zugleich eine herbe

Strenge darin. Das schlichte dunkle Haar umgab eine hohe Stirn, die schon einige Furchen zeigte, und die dunklen Augen hatten jenen durchdringenden Blick, der gewohnt ist, im Inneren der Menschen zu lesen, wie in einem Buche. Der Geistliche betheiligte sich nicht an der Unterhaltung, aber seine Stellung zeigte, daß er ihr mit der größten Aufmerksamkeit folgte und ebenso viel Interesse daran nahm, wie die Sprechenden selbst.

„Soweit also wäre alles geordnet," sagte der Justizrath, indem er die Papiere zusammenlegte. „Ich bin genau nach Ihren Anweisungen verfahren, gnädige Frau, und habe die sämmtlichen Posten gedeckt. Jetzt bleibt nur noch die eine größte Summe übrig. Ich bedaure sehr, daß es mir nicht möglich war, irgend eine gütliche Vereinbarung mit dem Gläubiger zu treffen. Sie haben in Folge dessen die Sache persönlich in die Hand genommen. Ist Ihre Reise von Erfolg gewesen?"

„Ja," antwortete Frau von Hertenstein, die dargebotenen Papiere an sich nehmend. „Ich traf allerdings den Gläubiger nicht in seinem Wohnorte und war genöthigt, ihm nach Venedig zu folgen, dort aber habe ich in mündlicher Unterredung erreicht, was uns brieflich versagt wurde. Man wird sich einstweilen mit dem Pfandrecht auf Rosenberg begnügen und mir hinsichtlich der Zahlung

Frist bis zum nächsten Jahre geben. Bis dahin wird es mir möglich sein, das Gut zu verkaufen."

„Sie wollen Rosenberg verkaufen?" fragte der Justizrath betroffen. „Es gehört ja nicht zum Nachlaß des Präsidenten, sondern ist Ihr persönliches Eigenthum. Fräulein von Hertenstein hat es Ihnen ausdrücklich im Testament vermacht, und Niemand hat das Recht, irgend einen Anspruch darauf zu erheben."

„Das weiß ich," entgegnete die junge Frau, „aber ich fühle mich verpflichtet, mit allem, was ich besitze, für den Namen und die Ehre meines Gatten einzutreten. Ich habe das Gut freiwillig angeboten."

Freising schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau — das war unbedacht. Sie haben mich von Anfang an zum Vertrauten Ihrer Angelegenheit gemacht, also darf ich wohl offen sprechen und Ihnen sagen, daß Sie bereits Opfer genug gebracht haben, mehr als jede andere Frau in Ihrer Lage. Die Pension, die Sie vom Staate beziehen, ist so gering, daß sie kaum für die allereinfachsten Bedürfnisse ausreicht. Rosenberg ist Ihre letzte Zuflucht und Ihre letzte Hülfsquelle für die Zukunft."

„Und ich decke damit die letzte Forderung. Ich will frei davon werden, koste es, was es wolle! Um unseren Namen rein zu erhalten, ist mir kein Opfer zu hoch."

Der Justizrath wollte einen neuen Einwand erheben, als der Geistliche sich in das Gespräch einmischte.

„Meine Cousine hat Recht,“ sagte er in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ. „Sie thut nur ihre Pflicht, wenn sie voll und ganz für das Andenken ihres Gatten eintritt; wir haben hier einen anderen Standpunkt zu wahren als nur den geschäftlichen.“

„Ja, wenn Herr Pfarrer Vilmut auch noch gegen mich Partei nimmt, dann werde ich allerdings überstimmt,“ sagte Freising etwas empfindlich. „Ich kann trotzdem meine Rathschläge nicht zurücknehmen; sie haben einzig und allein das Wohl der gnädigen Frau im Auge.“

„Daran habe ich nie gezweifelt,“ erwiderte die junge Frau, indem sie ihm die Hand hinstreckte. „Ich habe ja von jeher einen treuen, zuverlässigen Freund in Ihnen gehabt.“

Der Justizrath führte ritterlich die schöne Hand an seine Lippen, und seine etwas trockenen pedantischen Züge erhielten dabei einen eigenthümlich belebten Ausdruck.

Um die schmalen Lippen des Pfarrers zuckte ein halb spöttisches, halb verächtliches Lächeln bei dieser Huldigung; er verließ seinen Platz und trat näher.

„Es handelt sich also darum, Rosenberg möglichst vortheilhaft zu verkaufen,“ nahm er den Faden des Gespräches wieder auf. „Wir rechnen auch in dieser Be-

ziehung auf Ihren Beistand, und da die Frist bis zum nächsten Jahre währt, so wird der Verkauf hoffentlich keine Schwierigkeiten haben."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht — verlassen Sie sich darauf, Hochwürden," versicherte der Justizrath, indem er aufstand und seinen Hut nahm.

„Sie bleiben nicht zu Tische?" fragte Frau von Hertenstein. „Ich hatte wie gewöhnlich darauf gerechnet."

„Für diesmal müssen Sie mich entschuldigen, gnädige Frau; ich habe dringende Geschäfte, die mich nach der Stadt zurückrufen," antwortete der Justizrath, dem es augenscheinlich schwer wurde, die Einladung auszuschlagen. Er schien geneigt zu sein, einen zweiten Handkuß zu probiren, aber die scharfen, spöttischen Augen des Geistlichen genirten ihn offenbar. Er begnügte sich daher mit einem bloßen Händedruck und empfahl sich dann.

Frau von Hertenstein hatte sich wieder niedergesetzt und blätterte schweigend in den zurückgelassenen Papieren; Wilmut war zu ihr getreten und nahm gleichfalls einige derselben auf.

„Das sind wahrlich nicht kleine Summen," bemerkte er nach einer Pause, „Ich begreife nicht, Anna, wie es Dir möglich gewesen ist, das alles zu decken."

„Mein Schmuck war sehr reich," entgegnete Anna

ruhig, „und Brillanten behalten immer ihren Werth. Ich habe allerdings auch das letzte Stück hingegeben, aber es reichte doch wenigstens aus."

„Jawohl, der Präsident überschüttete Dich mit dergleichen Kostbarkeiten, wie er sein Haus zu einem Tempel des Luxus für Dich machte. Er legte alles seiner vergötterten jungen Frau zu Füßen — mit fremdem Gelde! Und Du hast das ruhig hingenommen."

Es lag ein herber Vorwurf in den letzten Worten, aber die junge Frau vertheidigte sich mit ruhiger Gelassenheit.

„Ich habe Hertenstein's Vermögensverhältnisse nie gekannt, und ich, die ich arm in sein Haus kam, konnte ihn auch füglich nicht darnach fragen. Er ließ mich stets in dem Glauben, daß er reich sei und daß unsere Art zu leben seinen Mitteln entspräche. Ich ahnte nicht, daß das Vermögen, das er von seiner Schwester ererbte, seine einzige Hülfsquelle war. Aber dieses Vermögen hätte hingereicht, all jene Verpflichtungen zu decken; es war ein Unglück, daß er es verlor."

„Durch Speculation! Freilich, das verschwendete Geld sollte ja wieder eingebracht werden, und da sank der Präsident von Hertenstein zum Speculanten herab, zum Börsenspieler!"

„Laß das Vergangene ruhen, Gregor!“ sagte Anna ernst. „Ich kann und will keine Anklage gegen den Mann hören, von dem ich fünf Jahre hindurch nur Güte empfangen habe. Wenn er schwach gewesen ist, so war er es um meinetwillen.“

„Vielleicht auch um seiner selbst willen,“ ergänzte Gregor. „Um seiner Eitelkeit zu genügen! Seine schöne Frau sollte überall die Erste, die Gefeiertste sein; er konnte sie nicht genug bewundern lassen. Du hast ein gefährliches Geschenk erhalten, Anna, in dieser Schönheit, die Alles zu Deinen Füßen führt. Sie konnte bisher nur Unheil stiften — glücklich hat sie noch keinen gemacht!“

„Hertenstein war glücklich!“ sagte Anna mit Nachdruck. „Und ich — habe mich wenigstens bemüht, es zu scheinen.“

„Ja, Ihr führtet eine Musterehe! Der Präsident konnte nicht genug sein Glück preisen, und Du wurdest allgemein bewundert — wegen Deiner Hingebung an den Greis. Vielleicht wäre die Welt weniger freigebig mit ihrem Lobe gewesen, wenn sie gewußt hätte, was Dich in seine Arme trieb.“

„Willst Du mir einen Vorwurf daraus machen?“ In der Stimme der jungen Frau klang eine leise Bitterkeit. „Du warst es ja, der mir rieth, den Antrag anzunehmen, der meinen wankenden Entschluß bestimmte.“

Gregor sah mit einem seltsamen Ausdruck auf sie nieder; es war ein Gemisch von Düsterheit und stolzer, kalter Genugthuung.

„Ja, das that ich! Es galt, Dich schlimmeren Banden zu entreißen. Du glaubtest damals stark zu sein — Du warst es nicht; deshalb rieth ich Dir, eine Pflicht zwischen Dich und die Vergangenheit zu stellen. Ich wußte, Du würdest diese Pflicht ehren."

Anna gab keine Antwort; sie stützte nur den Kopf in die Hand, während Vilmut fortfuhr:

„Ich glaubte Dich geborgen an der Seite des Mannes, dem sein Alter schon die ruhige Zurückgezogenheit zur Pflicht hätte machen sollen; statt dessen führte er Dich mitten hinein in den Strudel der großen Welt, mitten hinein in ihre Versuchungen und prahlte mit Deinen Triumphen in der Gesellschaft. Du bist auch nicht gleichgültig dagegen geblieben, oder wird es Dir leicht, von der früheren Höhe herabzusteigen in die Einfachheit beschränkter Verhältnisse?"

„Nein, denn jedes Herabsteigen schließt eine Demüthigung in sich. Aber ich werde mich in das Unvermeidliche fügen, ohne zu murren."

„Ich dachte es mir! Euch Weltkindern wird Glanz und Pracht ja zu einem Lebensbedürfniß; Ihr könnt nicht wieder davon lassen. — Hast Du schon Deinen Zukunfts-

plan überlegt? Was wirst Du thun, wenn Rosenberg verkauft wird? Ich denke, Du überläßt es mir, Dir einen passenden Wohnort auszusuchen."

„Ich danke Dir für das Anerbieten," sagte die junge Frau kühl, „aber es ist besser, ich bestimme das selbst. Wir könnten verschiedener Meinung sein, und Du forderst unbedingte Unterwerfung unter Deinen Willen; ich weiß das noch von der Zeit her, wo ich in Deinem Hause lebte."

„Du hast gleichwohl diese Unterwerfung nie geübt," erwiderte Gregor scharf. „In Dir war immer ein Element des Widerstandes, das ich mit aller Strenge nicht brechen konnte, und was mir bei Anna Vilmut nicht gelang, werde ich bei der Präsidentin Hertenstein schwerlich erreichen. Du hast viel Selbstständigkeit gelernt bei dem Manne, der nur ein gehorsamer Diener Deiner Wünsche war. Doch gleichviel, wo Du Deinen künftigen Wohnort wählst! Du wirst es jedenfalls so einrichten, daß der Zufall keine unliebsame Begegnung herbeiführen kann, auf die Du hier in Rosenberg immer gefaßt sein mußtest. Die Nähe jenes —"

„Gregor!"

Es war ein halb zürnender, halb angstvoller Ausruf. Vilmut hielt inne, aber zwischen seinen Brauen erschien eine düstere Falte.

„Nun?" fragte er nach einer Pause.

„Du hast es mir damals versprochen, daß der Punkt zwischen uns nie wieder berührt werden soll. Denke an Dein Versprechen!"

Die durchdringenden Augen des Priesters ruhten unverwandt auf dem schönen, tief erbleichten Antlitz; es war ein Blick, der bis in die innersten Tiefen der Seele zu dringen schien.

„Ist das noch nicht überwunden?" fragte er endlich langsam. „Noch nicht?"

Ein tiefer Athemzug rang sich aus der Brust der jungen Frau empor. „Es ist zu Ende — Du weißt es ja! Ich habe mich Deinem Willen gebeugt; ich denke, Du kannst mit mir zufrieden sein."

„Meinem Willen? Als ob Du Dich jemals einem fremden Willen gebeugt hättest! Du fügtest Dich einer unerbittlichen Wahrheit, die ich Dir enthüllte. Ich habe nichts weiter gethan, als Dir die Augen geöffnet, aber Du hast es dem Arzte nicht gedankt, der Dich rettete — Du wärst am liebsten blind geblieben."

„Du irrst," sagte Anna tonlos. „Ich danke es Dir — noch heute."

Vilmut wollte etwas erwidern, als die Thür ziemlich ungestüm geöffnet wurde und ein junges Mädchen hereinflog. Sie war in Hut und Mantel; ihre langen Flechten

waren nicht aufgesteckt, sondern fielen lose herab, und das noch ganz kindliche Gesicht strahlte von Heiterkeit und Uebermuth.

„Da bin ich wieder!“ rief sie mit heller Stimme. „O, das war eine lustige Fahrt! Wir sind bis in das verzauberte Gebiet von Felseneck gerathen und hätten um ein Haar —“ sie hielt, den Pfarrer gewahrend, plötzlich inne und fügte dann in einem ganz veränderten, kleinlauten Tone hinzu: „Ah, Du bist hier, Vetter Gregor! Ich störe wohl?“

„Ja, Lily, Du störst!“ erwiderte er kalt. „Man stürmt überhaupt nicht so in's Zimmer wie ein wilder Knabe. Wann endlich wirst Du lernen, Dich wie ein erwachsenes Mädchen zu benehmen?“

Lily hatte sich schleunigst an die Seite der jungen Frau geflüchtet und blickte von dort halb trotzig und halb scheu zu dem strengen Vetter hinüber, aber die Scheu behielt die Oberhand, denn sie wagte keine Erwiderung; statt ihrer nahm Anna das Wort.

„Lily ist ja kaum sechszehn Jahre alt. Laß ihr doch noch eine Weile den Frohsinn und den Uebermuth des Kindes! Der Ernst des Lebens wird früh genug an sie heran treten.“

„Du verwöhnst Deine Schwester,“ sagte Vilmut tadelnd.

„Anstatt sie für diesen Lebensernst zu erziehen, duldest Du es, daß sie den ganzen Tag lang Kindereien treibt. Du solltest sie lieber unter meine Obhut geben — das würde ihr heilsam sein."

Das junge Mädchen schrak förmlich zusammen bei den letzten Worten und blickte mit einer solchen Todesangst zu der Schwester empor, daß diese schützend den Arm um sie legte, während sie erwiderte:

„Nein, Gregor, ich trenne mich nicht von meiner kleinen Lily, wie die Verhältnisse sich auch gestalten mögen."

Gregor zuckte die Achseln.

„Das wirst Du früher oder später doch thun müssen, wenn Rosenberg nicht ganz besonders günstig verkauft wird. Doch ich muß jetzt fort. Leb' wohl, Anna!"

Er reichte ihr die Hand und ging, ohne anders als mit einem flüchtigen Kopfnicken von Lily Notiz zu nehmen. Diese schien sehr froh darüber zu sein, daß sie der ferneren Beachtung entging; sie legte langsam und verständig Hut und Mantel ab. Kaum aber hatte sich die Thür hinter dem Gefürchteten geschlossen, so flog der Hut auf das Sopha, und Fräulein Lily nahm eine äußerst trotzige Miene an.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Gregor bei Dir ist, wäre ich sicher nicht herein gekommen," versicherte sie. „Wenn ich ihn im Anzuge gegen Rosenberg sehe, ist es

mir immer, als müsse ich bis auf die Geisterspitze hinauflaufen, um ihm nur zu entgehen.“

„Lily!“ mahnte die ältere Schwester in vorwurfsvollem Tone, aber die jüngere ließ sich dadurch keineswegs in ihrem zornigen Ausbruche stören; sie fuhr mit der gleichen Heftigkeit fort:

„Hast Du ihn denn etwa lieb? Du fürchtest ihn, wie alle Welt es thut, und doch bist Du die Einzige, der er überhaupt einen Willen und eine Meinung zugesteht. Er hat ja ganz Werdenfels unter seiner eisernen Zuchtruthe! Keiner von den Bauern wagt irgend etwas zu thun ohne seinen Beirath, und wenn er befiehlt, so gehorchen sie blindlings. Wenn Du mich wirklich wieder unter seine Obhut geben wolltest — hu, schon bei dem bloßen Gedanken daran überläuft es mich eiskalt.“

„Du bist ein thörichtes, undankbares Kind!“ verwies die junge Frau. „Hast Du vergessen, was Gregor für uns that, als wir verwaist dastanden und Niemand auf der Welt hatten, als ihn allein? Er besaß damals nur ein geringes Einkommen und hatte noch für seine Mutter zu sorgen, aber er zögerte nicht einen Augenblick, sich unser anzunehmen und uns eine Zuflucht in seinem Hause zu bieten. Du kanntest freilich damals die Verhältnisse noch nicht; Du zähltest ja erst sechs Jahre.“

„Deshalb habe ich es auch allein bei ihm ausgehalten," erklärte Lily. „Ich war ihm noch zu klein und unbedeutend, als daß er sich hätte mit mir abgeben sollen; er überließ mich ganz der Tante, und später, als diese starb und ich ein Erziehungsobject für ihn wurde, da vermähltest Du Dich glücklicher Weise und brachtest mich in das Institut. Aber Dich hat er von jeher unter seine ganz besondere Obhut genommen. Wie Du das ausgehalten hast, begreife ich nicht — ich hätte es jedenfalls nicht gekonnt."

„Nein, Du wärst zerbrochen unter dieser eisernen Hand," sagte Anna ernst. „Ich bin aus stärkerem Stoffe, und vielleicht hat auch diese Erziehung ihr Gutes gehabt; sie stählte mich für das Leben."

„Ja, Du kannst auch bisweilen hart sein; das hast Du von Gregor gelernt, und am meisten warst Du es von jeher gegen Dich selbst."

„Bin ich es gegen Dich?"

„Nein, meine Anna! O, so habe ich es nicht gemeint!" rief das junge Mädchen, die Arme um den Hals der Schwester schlingend, die sie leise an sich zog.

Die beiden Schwestern glichen einander sehr und waren doch unendlich verschieden. Die kleine zierliche Lily reichte der hohen Gestalt der jungen Frau kaum bis zur Schulter;

ihre weichen braunen Flechten hatten dieselbe Farbe und Fülle, aber es fehlte ihnen jener wunderbare schimmernde Goldglanz, ebenso wie den Augen jener große, mächtige Aufschlag fehlte, der Annas Blick so schön machte. Lilys braune Augen blickten schelmisch und kinderfroh in die Welt hinaus, und in ihrem rosigen Gesichtchen stand nichts von Energie und Willenskraft zu lesen. Die ältere Schwester war eine Schönheit, deren siegende Gewalt sich überall kundgab, die jüngere nur eine frische, anmuthige Mädchengestalt; sie glichen einander, wie sich Lilie und Jasmin gleichen.

„Was meinte denn Gregor, als er von dem Verkauf von Rosenberg sprach?“ begann Lily von Neuem. „Willst Du das Gut verkaufen? Ich glaubte, wir würden hier bleiben.“

„Das wäre auch mein Wunsch gewesen, aber es wird nicht möglich sein. Rosenberg erfordert einen herrschaftlichen Haushalt, und wir werden uns einfacher einrichten müssen.“

„Bist Du denn nicht reich?“ fragte das junge Mädchen mit naivem Erstaunen. „Ihr lebtet ja so prächtig in der Residenz.“

„Ich bin Wittwe,“ versetzte Anna ausweichend. „Hertenstein's reiches Einkommen hörte mit seinem Tode auf, und

wenn wir auch keine Armuth zu fürchten haben, so wird sich doch manches in unserem künftigen Leben anders gestalten."

Lily nahm diese Eröffnung sehr gleichgültig hin. Ihr waren Reichthum und Armuth noch bloße Worte, deren eigentliche Bedeutung sie nie erfahren hatte. Für sie war von jeher gesorgt worden, und wenn ihr das Leben der Schwester, welche sie bisweilen in der Residenz besuchen durfte, wie ein prächtiges Feenmärchen erschien, so gefiel ihr die ungebundene Freiheit, die sie hier in Rosenberg genoß, nicht minder. Ein neuer Wechsel des Aufenthaltes versprach ihr nur neues Vergnügen; sie war noch in dem Alter, wo man jede Veränderung willkommen heißt.

„Mir ist es gleich, wohin wir gehen, wenn es nur nicht zu Vetter Gregor ist," sagte sie unbekümmert. „Aber wann wirst Du endlich die tiefe Trauer ablegen, Anna? Du bist noch nicht vierundzwanzig Jahre alt und kannst doch nicht zeitlebens in schwarzem Flor und Krepp gehen, weil Du Wittwe bist. Im Sommer ist es ein volles Jahr gewesen, daß Dein Mann starb. Du kannst doch nicht ewig um ihn trauern, und er war auch schon so sehr alt, dreiundsiebenzig Jahre!"

„Man betrauert nicht das Alter, sondern den Verlust; glaubst Du, daß ich Hertenstein nicht lieb gehabt habe?"

„O ja," sagte die Kleine. „Man hat auch seinen Großvater lieb, und ich denke mir, so ungefähr von der Art muß Deine Liebe gewesen sein. Mir wenigstens ist der Präsident immer großväterlich erschienen und Dir wahrscheinlich auch — sonst hättest Du an Deinem Hochzeitstage nicht so verzweifelt geweint."

„An meinem Hochzeitstage?" fragte die junge Frau betreten. „Du irrst, Lily."

„O, ich meine nicht vor dem Altar; da warst Du so ruhig und kalt wie ein Marmorbild, aber vorher, als Du Dich allein glaubtest. Der Präsident hatte mich schon am frühen Morgen in Dein Zimmer geschickt, damit ich Dir das prachtvolle Bouquet bringe, das er aus der Residenz hatte kommen lassen. Ich war sehr stolz auf meinen Auftrag und trat ganz leise ein, um Dich bei der Toilette zu überraschen, aber als ich die Thür öffnete, da lag das weiße Atlaskleid noch auf dem Sessel und darüber der Spitzenschleier, und daneben die Brillanten, Du aber, Du lagst auf den Knieen und drücktest den Kopf in die Polster des Sophas und weintest, als ob Dir das Herz brechen sollte. Als ich Dich rief, da fuhrst Du freilich auf und trocknetest Deine Thränen und verbotest mir, darüber zu sprechen. Ich war noch sehr klein damals und sehr dumm, aber so viel wußte ich doch schon, daß man nicht so bitter-

lich weint, wenn man einen Mann heirathen soll, den man lieb hat. Ich weiß es recht gut, Gregor hat Dich gezwungen, diesen Schritt zu thun, und es hat ihm hernach selbst leid gethan; denn er war geisterbleich, als er Euch traute, und ich habe es ganz deutlich gesehen, daß seine Hand zitterte, als er sie zum Segen auf Dein Haupt legte."

Das junge Mädchen sprudelte all diese Erinnerungen, die sie mit der scharfen Beobachtungsgabe des Kindes erfaßt und festgehalten hatte, unaufhaltsam hervor und hätte sich wahrscheinlich noch ausführlicher darüber verbreitet, wenn Anna sie jetzt nicht mit voller Entschiedenheit unterbrochen hätte.

„Schweig' von Dingen, Lily, die Du noch gar nicht beurtheilen kannst! Du warst damals ein zehnjähriges Kind und hast Dir in Deiner kindischen Weise alles Mögliche zusammengereimt, was nicht im Mindesten der Wahrheit entspricht. Gregor hat mich nicht gezwungen, und ich hätte mich auch nicht zwingen lassen; er rieth mir nur, wozu ich bereits entschlossen war. Ich habe freiwillig Hertenstein meine Hand gereicht und das nie auch nur einen Augenblick lang bereut. Ich verbiete Dir ein für alle Mal solche thörichten Voraussetzungen."

Die Worte waren streng, beinahe hart, und Lily, die ganz und gar nicht an eine derartige Strenge von Seiten

der Schwester gewöhnt war und sich tief dadurch beleidigt fühlte, machte Miene zum Weinen, als die Thür von Neuem geöffnet wurde.

Die Dame, die jetzt eintrat, war älter als die beiden Schwestern; sie mochte schon im Anfang der Dreißig stehen und war, ohne irgendwie auf Schönheit Anspruch machen zu können, doch eine ansprechende Erscheinung, eine kleine, etwas volle Gestalt, mit dunklen Haaren und lebhaften Augen. Sie trat mit freundlichem Gruße näher.

„Wir sind lange ausgeblieben, gnädige Frau, aber Lily hat Ihnen wohl schon gebeichtet, daß sie allein an der Verspätung schuld war.“

„Nein, ich habe noch nichts erfahren,“ sagte Anna, während ihre junge Schwester sich schmollend abwendete. „Aber ich glaubte, Fräulein Hofer, Sie hätten den Besuch bei Ihren Eltern etwas länger ausgedehnt.“

Fräulein Hofer, die ehemalige Gesellschafterin des Fräulein von Hertenstein, schüttelte den Kopf.

„Nein, wir haben die Försterei rechtzeitig verlassen, aber Fräulein Lily ruhte nicht, bis ich den Wagen vorausschickte und mit ihr den Waldweg einschlug, der bei Felseneck in die Bergstraße mündet. Es ist ein Umweg von einer Stunde.“

„O, ich wollte nur ein einziges Mal einen Blick auf

das verwünschte Schloß werfen," rief Lily, die bei dem Worte Felseneck ihr Schmollen vergaß. „Ich habe in den vier Wochen, daß ich hier bin, so viel davon gehört, und wenn auch kein Mensch hinein darf, sehen mußte ich es wenigstens! Es ist ein echtes Zauberschloß, so mächtig und prachtvoll wie in den Märchen, aber es herrscht eine Todtenstille ringsum, als wäre jedes Leben darin erstorben. Natürlich! Darinnen sitzt ja das verzauberte Ungeheuer, das Jedem den Hals umdreht, der unversehens hineingeräth."

„Nein, Lily, das ist Uebertreibung," sagte Fräulein Hofer in feierlichem Tone. „Was der Freiherr von Werdenfels auch da oben treiben mag — den Hals hat er noch Keinem umgedreht."

„Nicht?" fragte Lily mit offenbarer Enttäuschung. „Nun, ich war darauf gefaßt, wenn wir ihn wirklich zu Gesicht bekommen hätten. Ich erwartete jeden Augenblick, irgend etwas Entsetzliches aus dem dunklen Burgthor auftauchen zu sehen, aber merkwürdiger Weise erschien ein sehr hübscher junger Mann, der mit Flinte und Jagdtasche aus dem Schlosse kam und uns sehr artig grüßte. Wie mag der nur dorthin gerathen sein? Ich glaubte, ganz Felseneck sei nur mit Ungethümen bevölkert, da sein Herr sich ja doch mit Leib und Seele dem Gottseibeiuns verschrieben hat."

„Lily, scherzen Sie doch nicht in so gottloser Weise!"

rief Fräulein Hofer, indem sie sich bekreuzigte. „Sie ahnen gar nicht, was für dunkle, schreckliche Geheimnisse dieses Felseneck birgt. Wenn Sie es wüßten!"

Sie nahm eine äußerst geheimnißvolle Miene an, und Lily horchte hoch auf, als zu ihrem großen Leidwesen ihre Schwester diese interessanten Enthüllungen unterbrach. Die junge Frau schien sich nicht sehr für das Gespräch zu interessiren; sie war an die Balconthür getreten und blickte in den Garten hinaus, jetzt aber sagte sie, ohne sich umzuwenden:

„Füllen Sie Lilys Phantasie doch nicht mit solchen Geschichten an. Wer wird derartige Märchen glauben!"

„Märchen?" wiederholte das Fräulein empfindlich. „Es sind keine Märchen — das weiß ich am besten. Mein Vater ist ja lange Jahre hindurch Förster in Werdenfels gewesen, ehe er die großen Bergforsten übernahm, die zu Felseneck gehören. Er war es, der den jungen Freiherrn damals halb todt von der Geisterspitze herunter brachte. Sie kennen doch die Geisterspitze, Lily?"

„Ja, dort oben sitzt die Eisjungfrau!" lachte Lily. „Das habe ich schon als Kind gewußt, als wir noch bei Vetter Gregor lebten. Ich hätte für mein Leben gern die weiße Majestät einmal gesehen, aber sie geruhte niemals zu uns herabzusteigen."

„Der Himmel bewahre uns davor!“ fiel Fräulein Hofer ein. „Kennen Sie denn nicht das Sprüchwort hier zu Lande: ‚Wenn die Eisjungfrau in das Thal niedersteigt, dann bringt sie Verderben‘?“

„Das Sprüchwort hat sein gutes Recht,“ sagte Anna in einem eigenthümlich kalten Tone. „Von der Geisterspitze wehen im Herbste und Winter die eisigen Schneestürme nieder; von dort stürzen die Lawinen. In diesem Sinne hat Ihre Eisjungfrau dem Thale allerdings schon oftmals Unheil gebracht. Das Volk verkörpert sich eben die Elementargewalt in der Sage, aber die Gebildeten sollten sich von diesem Aberglauben frei halten.“

Damit öffnete sie die Glasthür, die auf den Balcon führte, und trat hinaus. Fräulein Hofer sah ihr mit etwas gereizter Miene nach.

„Die gnädige Frau ist ein Freigeist,“ bemerkte sie. „Freilich, in der Residenz ist man ja so sehr aufgeklärt und lacht über alles, was sich nicht mit dem nüchternen Verstande begreifen läßt. Sie, Lily, haben das im Institute wohl auch gelernt.“

„Ach, ich höre noch gar zu gern Gespenstergeschichten!“ versicherte Lily. „Bitte, bitte, Fräulein Emma, erzählen Sie mir! Was ist das mit diesem Werdenfels und mit der Geisterspitze? Ich höre überall nur dunkle Andeutungen

und sterbe fast vor Neugier, irgend etwas Näheres darüber zu erfahren. Bitte, erzählen Sie!"

Fräulein Emma ließ sich nicht allzu lange bitten; sie erzählte offenbar sehr gern. Anfangs dämpfte sie noch, mit einem Blicke auf die offene Balconthür, ihre Stimme bis zum Flüstertone, aber schon nach wenigen Minuten vergaß sie diese Vorsicht und sprach ganz laut:

„Es ist schon sehr lange her —" begann sie.

„Das wird interessant!" unterbrach sie Lily. „So fangen gerade die schönsten Geschichten an. Also, es ist schon sehr lange her — wohl schon ein paar hundert Jahre?"

„Nein, das gerade nicht!" sagte das Fräulein, etwas aus dem Concepte gebracht. „Im nächsten Frühlinge werden es gerade vierzehn Jahre, daß Werdenfels niederbrannte, und unmittelbar nach dem Brande verschwand der junge Freiherr."

Lily hatte sich dicht neben die Erzählerin gesetzt und las ihr förmlich die Worte von den Lippen. Ihr konnte man augenscheinlich nicht den Vorwurf nüchterner Aufklärung machen; sie hatte noch das ganze gläubige Interesse des Kindes für die „Gespenstergeschichten".

„Er war nirgends im ganzen Schlosse zu finden," fuhr das Fräulein fort. „Man fragte und suchte überall umsonst; endlich erfuhr man, daß er in die Berge geritten

sei, aber als der Tag zu Ende ging und auch die Nacht verfloß, ohne daß er zurückkehrte, mußte man nothgedrungen ein Unglück annehmen. Der alte Freiherr, der sonst gar keine besondere Zärtlichkeit für seinen Sohn hegte und ihn im Gegentheile sehr streng behandelte, gerieth diesmal ganz außer sich und schien das Schlimmste zu fürchten. Es wurden Boten nach allen Richtungen hin ausgesandt, und als sie sämmtlich unverrichteter Sache zurückkehrten, nahm mein Vater mit seinen Jägerburschen die Nachforschungen auf. Sie kamen auch bald auf die rechte Spur; sie fanden das Pferd auf einer Bergwiese gerade am Fuße der Geisterspitze, herrenlos und fast zusammengebrochen vor Erschöpfung. Baron Raimund aber war, wie sich später ergab, weiter bergaufwärts gestiegen und hatte sich dort wahrscheinlich bei einbrechender Dunkelheit verirrt; denn er war bis in die Klüfte und Schneefelder der Geisterspitze gerathen. Dort wurde er denn auch gefunden, besinnungslos, erstarrt, ohne alle Lebenszeichen. Man glaubte anfangs, er würde überhaupt nicht wieder erwachen, und er trug auch eine schwere Krankheit davon. Seitdem ist er gebannt."

„Ah, gebannt?" fragte Lily, der das Wort ungemein imponirte, da sie es durchaus nicht verstand. „Ist das etwas Grausiges?"

„Etwas sehr Grausiges!" bestätigte das Fräulein.

„Die Eisjungfrau hat ihn da oben geküßt, und wer einmal in ihren eisigen Armen geruht hat, der kann nie wieder zum Leben erwarmen, der ist all seinen Empfindungen abgestorben. Seit jener Stunde war der junge Freiherr nicht wieder zu erkennen. Ich habe ihn ja früher oft gesehen und gesprochen, wenn er nach der Försterei kam. Er war wohl immer ernst und ein wenig träumerisch, aber er konnte doch auch lachen und heiter sein und hatte gar nichts von dem Hochmuthe seines Vaters. Seit seiner Krankheit aber war das alles vorbei. Er blickte keinen Menschen mehr an, sprach mit Keinem mehr und sah aus, als hätte er im Grabe gelegen. Es war ja auch beinahe so gewesen — denn die Eisjungfrau läßt nicht wieder los, was ihr einmal verfallen ist!"

Lily hörte mit großen Augen und mit halb geöffneten Lippen zu; die Geschichte war augenscheinlich ganz nach ihrem Geschmacke.

„Deshalb hat er sich auch da oben in Felseneck angesiedelt," meinte sie. „Da hat er die Geisterspitze ganz in der Nähe. Die Bauern meinen, daß er da oben allerlei Hexenkünste treibt. Ist es denn wahr, daß er damals Werdenfels angezündet hat?"

„Lily, um Gotteswillen schweigen Sie!" rief das Fräulein erschrocken. „Dergleichen sagt man nicht laut."

„Aber im Geheimen erzählt es sich doch alle Welt. Mir hat es unser Gärtner, der alte Ignaz, anvertraut. Er behauptet steif und fest, es sei die Wahrheit. Wissen Sie etwas Näheres darüber?“

„Nein, es weiß überhaupt Niemand etwas Bestimmtes. Es ist freilich wahr, daß Baron Raimund seit dem Brande Werdenfels förmlich geflohen hat und, wenn er wirklich einmal dorthin kam, das Schloß kaum verließ. Sein Vater allerdings ließ sich das Gerücht ebenso wenig anfechten, wie den Haß der Bauern. Er fuhr und ritt nach wie vor durch das Dorf, so hochmüthig wie immer, der Sohn aber setzte keinen Fuß wieder hinein. Später, als er selbst Herr auf den Gütern wurde, da versuchte er es freilich, in ein besseres Verhältniß mit den Leuten zu kommen, und er that alles Mögliche für sie, aber sie hatten ein Grauen vor ihm und seinen Wohlthaten, und jetzt ist er ja schon seit Jahren förmlich verschollen da oben in seiner Felsenburg!“

„Es existiren aber doch wenigstens Menschen in Felseneck,“ sagte Lily, die diese Thatsache bisher ernstlich bezweifelt zu haben schien. „Wer mag nur der junge Jäger gewesen sein, der uns begegnete?“

„Wahrscheinlich Paul von Werdenfels, der Neffe des Freiherrn; er soll ja jetzt dort zum Besuche sein.“

„Hu, was muß das für ein Leben bei diesem schreck=

lichen Onkel sein! Der arme junge Mann, wenn ihm nur nichts zu Leide geschieht! Er sah so freundlich aus, und er grüßte mich so tief, ganz wie man es bei einer Dame thut. Der Justizrath nickt mir nur immer so obenhin zu, wie einem Kinde, und Gregor möchte mir noch am liebsten mit der Ruthe drohen. — Aber ist Anna denn noch immer draußen auf dem Balcon? Sie kommt ja gar nicht zurück."

Mit diesen Worten sprang das junge Mädchen auf und eilte gleichfalls hinaus.

Anna stand in der That noch auf dem Balcon, obgleich es heute empfindlich kalt im Freien war. Sie blickte nach den Bergen hinüber, von denen ein schneidender Wind herwehte, und ihre Rechte griff dabei wie unbewußt in die schon halb entblätterten Rosengesträuche, die das Gitter umrankten.

„Hier wird man ja beinahe fortgeweht!" rief Lily, welche vergebens versuchte, sich gegen den Wind zu schützen. „Ist es Dir denn nicht zu kalt, Anna? Du hast ja nicht einmal ein Tuch umgeworfen."

Anna wandte sich um, und wie zur Bestätigung der Worte schauerte sie zusammen.

„Ja, es ist kalt. Komm, laß uns hineingehen!"

Sie zog langsam die Hand zurück, die mit krampfhaftem Griff das Rosengebüsch umfaßt hielt, und auf der weißen Haut zeigten sich einige Blutstropfen.

„Mein Gott, Du hast in die Dornen gegriffen!“ rief Lily. „Du blutest ja! Thut es sehr weh?“

Die junge Frau sah auf ihre Hand nieder, von der die einzelnen dunkelrothen Tropfen niederrannen.

„Ich weiß nicht — ich habe es nicht gefühlt.“

„Nicht gefühlt?“ wiederholte Lily, die nicht begriff, wie man sich an einem Dorn ritzen konnte, ohne einen Schmerzensschrei auszustoßen.

„Nein! Aber was Dir Fräulein Hofer da drinnen erzählt hat, ist ein Gemisch von Aberglauben und Kindermärchen, das Du auf keinen Fall für Wahrheit nehmen darfst. Wenn sie fortfährt, Dich mit solchen Dingen zu unterhalten, so werde ich Dich nicht mehr in ihrer Gesellschaft lassen. Und noch eins, Lily! Du wirst nie wieder den Umkreis von Felseneck betreten! Hörst Du, nie wieder!“

„Weshalb denn nicht?“ fragte Lily, halb verwundert, halb eingeschüchtert durch den ganz ungewohnten Ton.

„Ich will es nicht! Das muß Dir genug sein, und ich fordere unbedingten Gehorsam in diesem Punkte — richte Dich darnach!“

Sie schritt an der Schwester vorüber und kehrte in das Zimmer zurück.

Lily hatte Recht, die junge Frau konnte auch hart sein, sehr hart, und jetzt war sie es sogar gegen ihren

sonstigen Liebling. Gregors Erziehung trug ihre Früchte; in diesem Augenblick war seine Schülerin ebenso eisig und mitleidslos wie er selbst.

---

Paul Werdenfels befand sich nun schon volle acht Tage in Felseneck und hatte zu seiner eigenen höchsten Verwunderung bisher noch nicht die mindeste Langeweile empfunden. Seine persönliche Freiheit wurde allerdings in keiner Weise beschränkt; die Wagen und Pferde standen den ganzen Tag lang zu seiner Disposition, und es fragte Niemand, wohin er seine Ausflüge richtete. Ueberdies war er ein leidenschaftlicher Jäger, und die Bergwälder boten in der That ein vorzügliches Jagdterrain.

Dies half dem jungen Manne einigermaßen über die Einsamkeit fort, zu der er hier verurtheilt war; denn den Freiherrn sah er nur wenig. Er betrat dessen Zimmer nur dann, wenn er eigens gerufen wurde, was oft tagelang nicht geschah, aber selbst diese Besuche dauerten immer nur kurze Zeit, und die eisige Ruhe und Gleichgültigkeit Raimunds blieb immer dieselbe. Er ließ seinem jungen Verwandten alle mögliche Freiheit; er stellte ihm alle Annehmlichkeiten seines Schlosses zur Verfügung, aber ein wärmeres

Interesse verrieth er niemals, und es war unmöglich, ihm auch nur einen Schritt näher zu kommen, als bei der ersten Begegnung.

Trotzdem unterhielt sich Paul sehr gut; seine hauptsächliche Unterhaltung bestand allerdings darin, die Aussicht von seinem Fenster aus zu bewundern und Tag für Tag einen gewissen Punkt derselben mit dem Fernglase zu beobachten — zu Arnolds Verzweiflung, der durchaus nicht entdecken konnte, was sein junger Herr dort so eifrig suchte. Er hatte zwar jetzt alle Ursache, mit der Solidität desselben zufrieden zu sein, hatte aber seinen Argwohn hinsichtlich des bewußten Gegenstandes „unter sechszig" noch keineswegs aufgegeben. Trotz aller Anspielungen aber erfuhr er nicht das Geringste, und diese ganz ungewohnte Verschwiegenheit brachte ihn schließlich zu dem Resultat, daß die Sache diesmal „bedenklich" sei.

Paul hatte längst jene augenblickliche Verstimmung überwunden, welche die Mittheilung des Justizrathes bei ihm hervorgerufen. Er suchte und fand mehr als eine Erklärung und Entschuldigung für jene Vernunftheirath. Die Ueberredung der alten Dame, die jedenfalls für den Wunsch ihres Bruders eingetreten war, das Drängen, vielleicht sogar der Zwang von Seiten des geistlichen Verwandten, der für seine Pflegebefohlene diese glänzende

Partie befürworten mußte — es war am Ende nur natürlich, wenn die arme abhängige Waise diesem Drängen ihrer Umgebung nachgab und sich drückenden Verhältnissen entzog.

Paul beklagte jetzt die Frau, die er im ersten Momente fast verurtheilt hatte, und interessirte sich, gerade in Folge dieser Heirath, noch mehr für sie. Wann wäre auch je eine jugendliche Leidenschaft solchen Rücksichten gewichen? Und es war wirklich die erste ernste Leidenschaft seines Lebens. Was er bisher an derartigen Empfindungen gekannt hatte, waren Tändeleien gewesen, denen er selbst keinen tieferen Werth beigelegt hatte und die sich ebenso flüchtig knüpften wie lösten. Jetzt zum ersten Mal fühlte er sich tief und nachhaltig gefesselt, obgleich er Frau von Hertenstein kaum dreimal gesehen und gesprochen hatte, und eben weil sie gar keinen Werth auf seine Huldigung zu legen schien und ihm die Annäherung in jeder Weise erschwerte, suchte er diese um so eifriger.

Er wußte allerdings, daß diese Annäherung hier nur eine Bewerbung sein konnte und durfte, aber er war auch fest entschlossen, die schöne Wittwe zu erringen, koste es, was es wolle. Freilich bedurfte er dazu der Zustimmung des Freiherrn, von dem er nun einmal abhängig war, aber Paul rechnete auch in dieser Beziehung auf die Großmuth

seines Onkels, dem es bei seinem Reichthume sicher nicht darauf ankam, die Zukunft seines Verwandten und einstigen Erben zu sichern. Die Hauptsache blieb die Bewerbung selbst, und der junge Mann zählte mit Ungeduld die Tage, die er nothgedrungen verstreichen lassen mußte, ehe er es wagen konnte, die Bekanntschaft zu erneuern und den lang ersehnten Besuch in Rosenberg zu machen.

Endlich war die Woche verstrichen, und schon am nächsten Vormittage ritt er nach Rosenberg, das von Felseneck ungefähr ebenso weit entfernt lag wie Werdenfels und in zwei Stunden zu erreichen war. Aber der Zufall schien ein boshaftes Spiel mit der Sehnsucht des jungen Mannes zu treiben: Frau von Hertenstein war ausgefahren und kehrte erst gegen Abend zurück. Der alte Gärtner, der das Gitterthor geöffnet hatte und die Auskunft gab, mußte wohl glauben, daß es sich um eine sehr wichtige Angelegenheit handele, weil der fremde Herr ein gar so verzweifeltes Gesicht machte, und fügte deshalb tröstend hinzu, die gnädige Frau sei in Werdenfels bei ihrem Verwandten, dem Herrn Pfarrer.

Paul dankte und wandte schleunigst sein Pferd nach der Richtung von Werdenfels. Er sagte sich zwar, daß es sich nicht schicke, die Dame, der er noch so fern stand, in einem fremden Hause aufzusuchen, aber wer hinderte ihn

denn, dieses Zusammentreffen für einen Zufall auszugeben? Um die Sache recht unverfänglich zu gestalten, brauchte er nur vorher im Schlosse einen kurzen Besuch abzustatten. Es war am Ende natürlich, daß er den Stammsitz seiner Familie einmal zu sehen wünschte, und ebenso natürlich, daß er auf dem Rückwege durch das Dorf bei dem Pfarrer einsprach; sein Onkel hatte ja alle möglichen Patronats- und sonstigen Rechte über Werdenfels. Der Neffe aber hegte doch eine gewisse Scheu vor dem ernst fragenden Blick seiner schönen Reisegefährtin, und so groß auch seine Sehnsucht war, sie wieder zu sehen, er hätte um keinen Preis der Welt als zudringlich erscheinen mögen.

Ein scharfer Ritt von einer halben Stunde brachte ihn nach Werdenfels, und der Castellan, dem er sich zu erkennen gab, beeilte sich, das Schloß und die Gärten zu zeigen. Paul fand auch hier dieselbe öde Pracht wie in Felseneck, die sorgfältig geschont und erhalten wurde, aber keinem Menschen diente und keinen erfreute; nur war hier alles freier, lichter und freundlicher. Auch Werdenfels war ein beinahe fürstlicher Wohnsitz, welcher der Stolz jedes andern Besitzers gewesen wäre, und jetzt bekam es seinen Herrn nicht einmal zu Gesichte.

Paul hätte unter anderen Umständen wohl dem Orte, von dem sein Geschlecht den Namen führte, ein eingehen-

deres Interesse gewidmet; heute war er etwas zerstreut und eilig, aber er konnte doch einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken, als der Castellan ihn auf die große Terrasse führte.

Das Schloß stand auf einer mäßigen Anhöhe; zu seinen Füßen lag auf der einen Seite das Dorf, ein großer, freundlicher Ort; auf der anderen erstreckten sich die Gärten, die es wie mit einem großen, blühenden Kranze umgaben und selbst jetzt im Spätherbste noch einen Theil ihres Schmuckes zeigten. An dem Dorfe und den Gärten vorüber aber schoß mächtig und brausend der Bergstrom, der oberhalb Felsenecks aus dem Gebirge hervorbrach. Er tobte hier allerdings nicht so wild, wie dort oben in dem engen Thale, aber er schien doch unter Umständen gefährlich werden zu können; denn der ganze Park war an jener Stelle durch breite Stein- und Erdwälle geschützt. Man hatte sie zwar sehr geschickt in die Anlagen hineingezogen und sie ganz mit Hecken und Gesträuchen bedeckt, so daß sie das Malerische des Parkes noch erhöhten, aber sie schienen doch nur der Nothwendigkeit ihr Dasein zu verdanken.

„Das ist herrlich!" sagte Paul, dessen Blick von dem reichen Landschaftsbilde, das sich dort in der Ferne aufrollte, wieder zu den Rasenflächen und Baumgruppen des

Parkes zurückkehrte, „solche Anlagen hat ja kaum ein Fürstenschloß aufzuweisen!“

„Ja, die Gärten von Werdenfels sind auch weit in der ganzen Umgegend berühmt,“ versetzte der Castellan mit Stolz. „Der Großvater unseres jetzigen Herrn hat sie mit ungeheuren Kosten angelegt. Der verstorbene Freiherr hatte freilich keine besondere Neigung für solche Dinge, aber er war doch sehr stolz auf diesen Schmuck seines Schlosses und wachte sorgfältig darüber, daß er in seinem vollen Umfange erhalten blieb. Nun, erhalten wird das alles ja auch jetzt noch, aber —“ Er brach ab und fügte dann in einem beinahe wehmüthigen Tone hinzu: „Es ist das erste Mal, daß wir wieder Jemand von der Herrschaft zu sehen bekommen, Herr Baron — das ist in Jahren nicht geschehen.“

Paul zuckte die Achseln.

„Mein Onkel liebt nun einmal Werdenfels nicht; er zieht den Aufenthalt in Felseneck vor. Aber die Unterhaltung dieser Anlagen muß ja jährlich eine Riesensumme kosten!“

„Das kostet sie auch,“ bestätigte der Castellan. „Es giebt nicht Viele im Lande, die dergleichen durchführen können; unser Herr kann es freilich. Sehen Sie, Herr Baron“ — er beschrieb mit der Hand eine weite Bogen-

linie — „das alles ringsum gehört zu Werdenfels, und dort hinter den Wäldern liegen die anderen Güter des Herrn, und die großen Bergforsten von Felseneck sind ja auch sein Eigenthum."

Der Blick des jungen Mannes folgte der bezeichneten Richtung. Jawohl, es war ein riesiger Besitz, und das alles lag in der Hand eines Mannes, der nicht das mindeste Interesse dafür zeigte und sich jahraus jahrein in seine Felseneinsamkeit vergrub. Paul unterdrückte einen Seufzer bei diesem Gedanken und fragte dann ablenkend:

„Aber was sind denn das für seltsame grüne Mauern, die den Park dort drüben abgrenzen? Es sieht ja aus, als wäre er auf jener Seite mit einem Festungswall umgeben."

„Das geschieht des Flusses wegen," erklärte der Castellan. „Er kann bisweilen recht wild sein und hat früher regelmäßig im Frühjahr und Herbst dem Parke Schaden gebracht. Wenn das Wasser aber einmal ernstlich ausgebrochen wäre, dann hätte es mehr gekostet, als den Park allein. Die ganzen Werdenfels'schen Besitzungen liegen ja in der Thalsenkung, und die wären in solchem Falle verloren gewesen. Der verstorbene Freiherr hat deshalb die Schutzwälle aufführen lassen; da ist Stein an Stein gemauert, und die Erde und die Hecken halten sie nun voll-

ends eisenfest zusammen. Das reißt kein Bergwasser fort, und wenn es noch so wild ist."

„Aber das Dorf liegt ja auf derselben Seite," warf Paul ein, „und dort sehe ich nicht die mindeste Schutzvorrichtung."

„Das ist den Leuten zu kostspielig gewesen," meinte der Castellan achselzuckend. „Die Gemeinde ist nicht reich; sie hat schon Noth und Mühe genug, nur das Nothwendigste zu schaffen, und solch ein Bau kostet Tausende. Man verläßt sich eben auf sein gutes Glück und auf den lieben Herrgott, und es ist ja auch seit Jahren nichts passirt. — Wollen Sie nicht noch einen Gang durch den Park machen, Herr Baron?"

„Nein, ich danke," sagte Paul zerstreut. „Meine Zeit ist heute sehr kurz, und ich will noch in das Dorf hinunter. Wo führt der nächste Weg dorthin?"

Der Castellan schien etwas verwundert, daß der junge Baron in das Dorf wollte; er gab aber bereitwillig die geforderte Auskunft. Paul schlug den bezeichneten Weg ein, der an der Rückseite des Schloßberges hinabführte, aber der gewundene Fußpfad war ihm zu lang; er ging geradewegs den Abhang hinunter, der hier nur mit Rasen und wildem Gesträuch bewachsen war, bis er an eine etwas abschüssige Stelle gelangte, wo das Hinabkommen seine Schwierigkeiten hatte.

Da ertönte plötzlich dicht unter ihm die erste Strophe eines Volksliedes, das vielfach in der Gegend gesungen wurde. Es war eine helle, jugendliche Stimme, und sie klang so anmuthig, daß Paul unwillkürlich stehen blieb und lauschte. Er beugte sich weiter vor, um die zu der Stimme gehörige Person zu entdecken, und blickte in die Tiefe hinab. Durch die schon herbstlich gelichteten Gebüsche hindurch gewahrte er auch wirklich einen Arm und eine kleine rosige Hand, die eben im Begriff war, die Haselgesträuche am Fuße des Schloßbergs zu plündern; sie zupfte und riß sehr energisch daran. Allmählich kamen auch ein paar lange braune Flechten zum Vorschein, die bei den Bewegungen ihrer Trägerin bald rechts, bald links fielen, und endlich zeigten sich auch die Umrisse eines zierlichen Kopfes. Weiter aber war vorläufig nichts zu sehen, und Paul, dessen Neugierde geweckt war, trat bis an den äußersten Rand des Abhanges und schob vorsichtig einen Baumzweig zur Seite, der ihm die Aussicht nahm: dabei gab aber das lockere Erdreich nach; plötzlich schwand der Boden unter seinen Füßen, und er fuhr mitten durch brechende Gesträuche und stäubende Erdmassen in die Tiefe nieder.

Ein lauter Angstschrei von unten her begleitete seine Niederfahrt. Die junge Sängerin war schleunigst seitwärts

gesprungen und blickte mit allen Zeichen des Entsetzens auf den unfreiwilligen Bergfahrer, während ihr Taschentuch zu Boden fiel und die darin gesammelten Nüsse nach allen Richtungen aus einander rollten.

„Mein Gott, was ist das?“ rief sie laut.

„Ein Bewunderer Ihres Gesanges, mein Fräulein!“ rief Paul, der mitten in die Haselsträuche gerathen war und krampfhafte, aber vergebliche Anstrengungen machte, sich wieder daraus zu befreien. „Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen — das sind ja ganz schändliche Haseln! — Entschuldigen Sie, daß ich auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege zu Ihren Füßen — O du verwünschter Abhang!“

Er hatte allerdings Grund, den Abhang zu verwünschen; denn dieser sandte noch nachträglich eine große Erdscholle herunter, die den jungen Mann auf's Neue mit einem Regen von Erde und Steinen überschüttete. Der Anblick war so komisch, daß die junge Dame in ein lautes Gelächter ausbrach.

Diese demüthigende Situation konnte Paul nicht ertragen; er schlug wüthend rechts und links in die Haseln, bis sie ihn endlich losließen, sprang dann empor und schüttelte sich die Erde ab.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich meine Be-

wunderung in etwas ungestümer Weise kund gab!" begann er, sich ihr nähernd, „aber Sie selbst tragen die Schuld daran. Ihre Töne lockten mich unwiderstehlich und da — verlor ich das Gleichgewicht."

Sein Blick überflog während dessen rasch die Erscheinung des jungen Mädchens. Es lag für ihn etwas Bekanntes in diesen Zügen, aber er fand nicht Zeit, sich näher darauf zu besinnen; denn die jugendliche Sängerin blickte wehmüthig auf die verstreuten Haselnüsse nieder und schien zweifelhaft zu sein, ob sie dieselben wieder an sich nehmen dürfe.

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe," sagte Paul, indem er sich bückte und eifrig die einzelnen Nüsse zu sammeln begann. „Vor einigen Tagen in Felseneck —"

„Ja, Sie kamen gerade aus dem Schlosse, als wir vorübergingen —" fiel die junge Dame ein, indem sie sich gleichfalls bückte und ihm beim Sammeln half.

„Ich bin als Gast dort," erklärte Paul, der es doch nun nöthig fand, sich vorzustellen, mit einer regelrechten Verbeugung. „Mein Name ist Paul von Werdenfels!"

„Und ich heiße Lily Vilmut," versetzte diese mit einem Knix, und darauf machten sie sich schleunigst Beide wieder an das Einsammeln und ruhten nicht, bis auch die letzte Nuß gefunden war.

„So, jetzt sind wir fertig!“ sagte Lily mit höchster Befriedigung. „Ich danke, Herr von Werdenfels.“

„O, ich bitte,“ entgegnete dieser. „Es war meine Schuld, daß Ihre Ernte verloren ging. Ich habe Sie wohl sehr erschreckt?“

„Ja, im ersten Augenblick war ich sehr erschrocken,“ gestand die junge Dame. „Ich glaubte nämlich, es sei Ihr Herr Onkel, der mit Donner und Blitz vom Berge heruntergefahren käme, weil ich seine Haselsträuche angerührt habe, aber sie wachsen doch ganz wild hier, und ich esse Haselnüsse gar zu gern.“

„Aber haben Sie denn eine so schreckliche Vorstellung von meinem Onkel?“ fragte Paul. „Ich bin überzeugt, er würde Ihnen mit Vergnügen sämmtliche Haselnüsse von Werdenfels zu Füßen legen, und überdies ist er ja in Felseneck.“

„Ich glaube, er kann überall sein!“ fuhr Lily heraus. „Sagen Sie, Herr von Werdenfels — geschieht Ihnen denn auch wirklich nichts da oben in Felseneck?“

„Was soll mir denn geschehen?“ fragte Paul verwundert.

Lily begann sich jetzt ihres Aberglaubens zu schämen. Der junge Baron sah nicht aus, als ob er sich so ohne Weiteres der seltsamen Manie seines Onkels fügen werde,

die bekanntlich darin bestand, den Leuten den Hals umzudrehen. Sie war einigermaßen beruhigt über sein Schicksal; deshalb faßte sie vorsichtig die Zipfel ihres Taschentuches zusammen, das die Nüsse barg, und erklärte, daß sie in das Dorf zurückkehren müsse.

„Ich gehe gleichfalls dorthin," sagte Paul. „Ich beabsichtige dem Herrn Pfarrer einen Besuch zu machen."

„Meinem Vetter Gregor?"

„Ah, Sie sind eine Verwandte des geistlichen Herrn? Dann wohnen Sie vermuthlich auch im Pfarrhause?"

„Nein, ich wohne in Rosenberg; ich bin nur heute mit meiner Schwester zum Besuche in Werdenfels."

Paul blieb plötzlich stehen, und sein Gesicht verklärte sich förmlich.

„Mit Ihrer Schwester, der Frau von Hertenstein?"

„Ja — Sie kennen ihren Namen?"

„Gewiß! Ich hatte das Glück, ihr Reisegefährte zu sein. Hat die gnädige Frau nichts davon gegen Sie erwähnt?"

„Keine Silbe!" versicherte Lily, die nicht begriff, wie man eine derartige Bekanntschaft verschweigen konnte.

Paul sah etwas enttäuscht aus. Also nicht einmal sein Name war genannt worden, aber er wußte jetzt, was ihm in den Zügen des jungen Mädchens schon damals bei der

ersten flüchtigen Begegnung aufgefallen war. Es war die Aehnlichkeit mit der Schwester gewesen; nur der Name Wilmut hatte ihm fremd geklungen. Aber Lily gewann jetzt, wo er entdeckte, daß sie dem Ideal seiner Träume so nahe stand, eine ganz andere Bedeutung für ihn.

Er erzählte ihr von dem Zusammentreffen in Venedig und fand es ungemein merkwürdig, daß der Zufall ihn hier mit Frau von Hertenstein wieder zusammenführte. Lily, die nicht wissen konnte, daß er eine halbe Stunde im schärfsten Galopp geritten war, um diesen Zufall in Scene zu setzen, fand das gleichfalls merkwürdig und hatte nichts dagegen, daß er sich ihr anschloß, und so langten sie denn gemeinschaftlich und mit den Haselnüssen im Pfarrhause an.

Der Pfarrer und Anna befanden sich im Studirzimmer des Ersteren, und Lily führte ihre neue Bekanntschaft dort ein. Unter anderen Umständen hätte sie wohl eine Strafpredigt des gestrengen Vetters gefürchtet, der es sicher sehr unpassend fand, daß sie in Begleitung eines fremden jungen Mannes erschien. Da es sich aber hier um einen Bekannten ihrer Schwester handelte, so glaubte sie sich hinreichend entschuldigt und stellte den Herrn Baron von Werdenfels vor, der dem Pfarrer einen Besuch machen wollte und dem sie am Schloßberge begegnet sei. Die Geschichte mit den Nüssen wurde dabei selbstverständlich verschwiegen.

Paul trat näher; er bemerkte nicht das eisige Befremden des Geistlichen bei der Nennung seines Namens, bemerkte nicht einmal die peinliche Ueberraschung der Frau von Hertenstein bei seinem Erscheinen; er sah nur das Antlitz, das ihm in der letzten Zeit auch nicht einen Augenblick aus der Erinnerung gewichen war, und seine Augen strahlten bei diesem Wiedersehen in so unverkennbarer Glückseligkeit, daß die kleine Lily sehr verwundert dreinschaute und sich ihre eigenen Gedanken über diese Reisebekanntschaft zu machen begann.

Vilmut hatte sich erhoben und war dem Gaste einen Schritt entgegen gegangen, aber er sprach nicht ein einziges Wort der Begrüßung oder des Willkommens und überließ es dem jungen Manne, sich selbst einzuführen. Dieser wiederholte, was er schon Lily erzählt hatte, daß er im Schlosse gewesen sei und sich das Vergnügen nicht habe versagen wollen, bei dieser Gelegenheit auch den Herrn Pfarrer von Werdenfels kennen zu lernen, welchem er durch seine nahe Verwandtschaft mit dem Gutsherrn ja kein Fremder sei.

Vilmut hörte das alles an, ohne eine Miene zu verziehen; dann neigte er das Haupt und sagte frostig:

„Gewiß, Herr Baron!“

Aber in seinem Gesicht stand deutlich die Frage, welche seine Lippen allerdings nicht aussprachen, was der Besuch denn eigentlich bei ihm wolle?

Paul achtete anfangs nicht auf diesen seltsamen Empfang, weil er ganz andere Dinge im Kopfe hatte. Er fand den geistlichen Herrn sehr steif und über alle Maßen unliebenswürdig, übrigens aber war ihm derselbe höchst gleichgültig. Er wandte sich daher ausschließlich an Frau von Hertenstein und sprach ihr seine Freude aus, sie wiederzusehen. Er hatte natürlich keine Ahnung von ihrem Hiersein gehabt, aber er hoffte, sie werde ihm erlauben, die nur allzu flüchtige Bekanntschaft zu erneuern, und damit war er im vollen Fahrwasser seiner Liebenswürdigkeit und zog alle Schleusen derselben auf, ohne sich weiter um den langweiligen Geistlichen zu kümmern.

Aber Gregor Vilmut war nicht der Mann, der sich so ohne Weiteres ignoriren ließ. Einige Minuten lang beobachtete er scharf und schweigend den jungen Mann, dann unterbrach er dessen lebhafte Unterhaltung ebenso plötzlich wie rücksichtslos mit der Frage:

„Sie sind wohl erst sehr kurze Zeit in Felseneck, Herr Baron?“

„Erst seit acht Tagen,“ sagte Paul leicht hin und wandte sich wieder an die junge Frau. Jetzt aber trat Vilmut an den Stuhl derselben, stützte den Arm auf die Lehne und bemächtigte sich vollständig des Gespräches.

„Sie haben also wohl noch nicht Gelegenheit gehabt,

sich mit den Verhältnissen der Umgegend vertraut zu machen?" fragte er weiter.

„Nein, ich bin ja noch ganz fremd hier, aber eben deshalb suche ich mich einigermaßen zu orientiren."

„Das ist sehr natürlich! — Weiß der Freiherr, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuchs zu Theil werden lassen?"

„Nein er weiß nicht einmal, daß ich in Werdenfels bin," entgegnete der junge Mann, ungeduldig und ärgerlich, daß man ein förmliches Examen mit ihm anstellte.

„Das dachte ich mir!" sagte Vilmut kalt.

Diese Bemerkung machte Paul doch stutzig; er begann endlich in der eisigen Zurückhaltung des Pfarrers eine Absicht zu fühlen und nahm nun auch seinerseits eine kalte Miene an.

„Mein Besuch scheint Sie zu befremden, Hochwürden," sagte er. „Ich glaubte eine Höflichkeit zu erfüllen, wenn ich Sie aufsuchte, da ja auch Schloß Werdenfels zu Ihrer Pfarre gehört, ich sehe aber, daß ich mich im Irrthum befunden habe, und bedaure sehr, ein unwillkommener Gast zu sein."

„Bitte, Herr Baron, Sie sind mir willkommen!" unterbrach ihn Vilmut mit scharfer Betonung. „Ich fragte nur Ihretwegen; denn ich fürchte, Sie werden diesen Besuch in Felseneck vertreten müssen."

Paul sah erst den Pfarrer, dann Frau von Hertenstein an, als erwarte er von einer Seite wenigstens eine Aufklärung, aber das Gesicht Vilmut's blieb unbeweglich, und Anna schwieg beharrlich, während ihre junge Schwester, die freilich auch erst seit wenigen Wochen in Rosenberg war, mit höchster Neugierde zuhörte, aber offenbar nicht das Geringste von der Sache begriff. Die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht, als zum Glück gemeldet wurde, daß der Postbote dem Herrn Pfarrer einen wichtigen Brief persönlich zu übergeben wünsche. Vilmut entschuldigte sich für einige Minuten und ging hinaus. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so wandte sich Paul an die junge Frau.

„Gnädige Frau, ich bitte Sie dringend, mir zu erklären, was dies alles bedeutet.“

Anna warf einen Blick auf das Nebenzimmer; dann entgegnete sie rasch und leise:

„Die Frage gebe ich Ihnen zurück, Herr von Werdenfels. Was bedeutet Ihr Erscheinen in diesem Hause? Wie kommen Sie hierher?“

„Ich habe es Ihnen ja bereits mitgetheilt — auf die einfachste Weise von der Welt. Ich sehe jetzt freilich, daß hier ganz besondere Verhältnisse obwalten, die meinen Besuch seltsam erscheinen lassen, aber — mein Wort darauf! —

ich hatte keine Ahnung davon. Was um Gotteswillen liegt denn zwischen meinem Onkel und Ihrem Verwandten?"

„Das werden Sie jedenfalls in Felseneck erfahren. Ich stehe all diesen Verhältnissen gänzlich fern."

Das war wieder der kalte, zurückweisende Ton, den Paul nicht zum ersten Male von diesen Lippen hörte; diesmal aber ließ er sich dadurch nicht zurückschrecken; denn er glaubte jetzt zu wissen, daß diese Kälte nicht ihm galt, sondern dem Namen, den er trug.

„Sie zürnen mir, gnädige Frau?" sagte er mit leiser, inniger Bitte.

„Ich? Nein! Weshalb sollte ich Ihnen zürnen?"

„Weil Sie mir nicht einmal ein Wiedersehen erlauben wollten! Sie kannten das Ziel meiner Reise und doch verrieth mir auch nicht eine Silbe, daß Sie in Rosenberg lebten. Es war ein Zufall, der mich vor einigen Tagen Ihre Nähe entdecken ließ. Wollten Sie mir wirklich ein Geheimniß daraus machen?"

„Nein, denn ich konnte mir sagen, daß Sie es früher oder später doch entdecken würden, aber —"

„Also darf ich nach Rosenberg kommen? Darf ich?" unterbrach sie Paul mit leidenschaftlichem Aufflammen. Er kümmerte sich nicht darum, daß Lily dabei saß und mit großen Augen zuhörte; es fiel ihm überhaupt nicht ein, ein

Geheimniß aus seinen Gefühlen zu machen. Die junge Frau dagegen schien peinlich dadurch berührt zu werden, ehe sie aber noch antworten konnte, trat Vilmut wieder ein.

Paul erhob sich sofort; er fühlte, daß er diesen improvisirten Besuch auch nicht eine Minute länger ausdehnen dürfe. Er verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung von Frau von Hertenstein, mit einer zweiten von Lily und ging dann. Vilmut machte nicht den geringsten Versuch, ihn zurückzuhalten; er begleitete und entließ ihn mit derselben frostigen Höflichkeit, wie beim Empfange. Dem jungen Manne ging es wie Lily; auch er athmete auf, als er nicht mehr unter dem Banne dieser kalten, strengen Augen war.

Drinnen im Zimmer machte Lily inzwischen ihrer Verwunderung Luft. Sie fand, daß der junge Baron ihre Schwester in ganz besonderer Weise angesehen habe und daß sein Ton ebenfalls ein ganz besonderer gewesen sei, als er um die Erlaubniß bat, nach Rosenberg kommen zu dürfen; kurz, sie fand, daß die Sache höchst verfänglich sei. Aber die arme Kleine hatte kein Glück mit ihren klugen Beobachtungen; sie wurde auch diesmal ernst zurückgewiesen und man erklärte ihr, daß sie solche Dinge noch gar nicht verstehe, also auch nicht darüber sprechen dürfe. Lily begriff durchaus nicht, warum ihr mit sechszehn Jahren noch jedes Verständniß für dergleichen fehlen sollte. Sie ergriff schmollend ihre

Haselnüsse und lief damit in das Nebenzimmer, weil sie den Vetter Gregor zurückkehren sah, der in der nächsten Minute eintrat.

„Das war ein seltsamer Besuch!“ sagte er mit einem hohnvollen Ausdruck. „Was hältst Du eigentlich davon?“

„Ich glaube, daß die Sache sich wirklich so verhält, wie der junge Baron sie schildert,“ entgegnete Anna. „Er ist im Schlosse gewesen und hat nur eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen wollen, als er Dich aufsuchte.“

Gregors Augen ruhten wieder durchdringend auf ihrem Antlitz.

„Möglich!“ entgegnete er herbe, „aber ich fürchte, daß diese Höflichkeit mir am wenigsten galt. Deine Augen haben wieder einmal Unheil angerichtet, Anna! Ich sah es gleich im ersten Moment. Doch ich brauche Dich wohl nicht erst zu warnen, um den jungen Menschen fern zu halten. Er ist ja ein Werdenfels — das schließt ihn von Deiner Nähe aus!“

---

Es waren keine sehr angenehmen Empfindungen, mit denen der junge Baron Werdenfels nach Felseneck zurückkehrte; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß dieses so heiß ersehnte Wiedersehen sich einigermaßen peinlich gestaltet

hatte, und daß sein Besuch im Pfarrhause eine Uebereilung gewesen war. So wenig er auch die Verhältnisse kannte, es war ihm doch klar geworden, daß zwischen seinem Onkel und diesem Pfarrer Vilmut irgend etwas Feindseliges lag. Er glaubte jetzt den Grund jener kalten Zurückhaltung entdeckt zu haben, welche die schöne Frau ihm gegenüber zeigte. Sie galt nicht ihm persönlich, sondern lediglich seinem Namen, aber darüber setzte er sich mit dem ganzen glücklichen Leichtsinn der Jugend hinweg — das war keine Schranke für seine Hoffnungen. Die Erlaubniß, nach Rosenberg zu kommen, war ihm zwar nicht ausdrücklich gewährt, aber auch nicht versagt worden; er nahm sie also ohne Weiteres als bestehend an und ließ sich in seinen Zukunftsträumen nicht im Geringsten stören.

Bei seiner Ankunft in Felseneck empfing ihn Arnold mit der Nachricht, daß der „gnädige Herr Onkel" ihn zu sehen wünsche. Paul liebte diese Audienzen nicht besonders, so kurz und flüchtig sie auch meistens waren. Seine warme Natur fühlte sich bei jedem solchen Zusammensein von der eisigen Gleichgültigkeit des Freiherrn mehr und mehr abgestoßen, aber ein Wunsch von dessen Seite war natürlich ein Befehl für ihn, dem er sofort nachkam. Er erkundigte sich daher nur, welche Zeit für den Besuch festgesetzt sei.

„Fünf Uhr!" sagte Arnold mit großer Feierlichkeit. „Und ich werde Sie diesmal begleiten, Herr Paul."

Paul sah ihn erstaunt an.

„Was fällt Dir ein?“ Du weißt ja, daß Niemand dem Freiherrn nahen darf, der nicht eigens gerufen worden ist.“

„Ich bin aber gerufen worden,“ erklärte Arnold mit höchster Genugthuung. „Der gnädige Herr haben mir ausdrücklichen Befehl gesandt, mich heute vorzustellen.“

„Hat er das wirklich gethan?“ rief Paul. „Ich habe ihm allerdings bei dem letzten Zusammensein von Deiner Verzweiflung gesprochen, daß Du den Chef des Hauses noch nicht einmal zu Gesicht bekommen habest, ich glaubte aber nicht, daß es helfen würde; denn er schwieg darauf, und ich wagte natürlich keinen directen Wunsch zu äußern.“

„Sie wagen gar nichts, Herr Paul,“ sagte Arnold geringschätzig. „Sie verstehen überhaupt gar nicht, den Herrn Onkel zu behandeln, und doch sind Sie der Einzige, mit dem er bisweilen verkehrt. Es ist ja eine wahre Sünde, so dahinzuleben und wie ein Nachtgespenst vor den Menschen und dem Tage zu fliehen, wenn man so und so viele Güter und Schlösser besitzt und selbst nicht einmal weiß, wie reich man ist. Der Herr Onkel brauchen entschieden Jemand, der ihm in aller Unterthänigkeit den Kopf zurechtsetzt und da Sie das nicht wagen —“

„So willst Du es thun,“ ergänzte Paul sehr belustigt.

„Nimm Dich in Acht, Arnold! Die Sache könnte schlimm ablaufen, wenn der Freiherr zufällig übler Laune ist."

„Er ist doch nicht etwa gefährlich?" fragte Arnold, dessen alte Besorgniß sich wieder regte. „Kann man denn überhaupt vernünftig mit ihm sprechen, oder —" er griff mit bezeichnender Geberde an seine Stirn.

Paul lachte laut auf.

„Nein, in dieser Beziehung brauchst Du keine Besorgniß zu hegen. Er ist ganz vernünftig, aber ich zweifle sehr, ob er für Deine Predigten zugänglich sein wird. Es ist nicht jeder ein so geduldiges Opferlamm wie ich."

Arnold schien über diese Lammesgeduld seines jungen Herrn durchaus anderer Meinung zu sein, im Uebrigen aber hatte er sich wirklich vorgenommen, dem Freiherrn von Werdenfels den Kopf zurechtzusetzen. Daß dies bisher noch Niemand gewagt hatte, war ihm ebenso unerklärlich, wie die tiefe, ehrfurchtsvolle Scheu, welche die gesammte Dienerschaft von Felseneck vor ihrem Herrn hegte; denn Arnold, der stets den allertiefsten Respect im Munde führte, besaß davon in Wirklichkeit nicht das Mindeste. Er hing mit Leib und Seele an seiner Herrschaft und hätte sich im Nothfall für dieselbe todtschlagen lassen, aber das hatte ihn nie gehindert, diese Herrschaft mit dem allertiefsten Respect zu tyrannisiren.

Schon der verstorbene Herr von Werdenfels hatte ihm auf seine Treue und Anhänglichkeit hin alles Mögliche hingehen lassen; die selige Frau Baronin stand nun vollends ganz unter seinem Scepter, und bei dem Junker Paul war er Kammerdiener und Mentor in einer Person.

Er fühlte sich deshalb tief beleidigt, daß der Chef der Familie so gar keine Notiz von seinem Dasein nahm, und hatte seinem jungen Herrn so lange zugesetzt, bis dieser ihm den Willen that, und im Gespräch mit dem Onkel jene Aeußerung fallen ließ. Jetzt war der große Moment der Vorstellung da, und der alte Diener schritt, ganz erfüllt davon, hinter Paul her und nach der Wohnung des Schloßherrn, wo er einstweilen im Vorgemach warten mußte.

Paul trat inzwischen in das Zimmer des Freiherrn, der an seinem Schreibtische saß und den Eintretenden, wie gewöhnlich, mit kühler Freundlichkeit begrüßte.

„Du hast studirt?" fragte der junge Mann, dessen Blick über die Papiere und Bücher hinglitt und dabei den Titel eines der letzteren auffing. „Ah, Du treibst Naturwissenschaften, wie ich sehe."

„Hexenkünste!" sagte Werdenfels, indem er sich in den Sessel zurücklehnte. „So glauben wenigstens die Leute dort unten im Thale. Lächle nicht, Paul! Ich spreche im

Ernste; es gilt ihnen für ausgemacht, daß ich mich mit der schwarzen Kunst abgebe, und selbst meine Dienerschaft ist fest davon überzeugt, daß meine Experimente Teufelswerk sind."

„Ist man hier zu Lande wirklich noch so abergläubisch?" fragte Paul erstaunt. „Mein Gott, wofür ist denn die Aufklärung, wofür sind die Schulen da?"

„Für die nächste Generation vielleicht! In der jetzigen ist der Priester noch allmächtig — bei uns wenigstens — und für den ist der Teufelsglaube ein zu nützliches Zucht- und Schreckmittel, als daß er ihn bannen sollte. Aber," hier schob Raimund mit dem Ausdruck des Widerwillens die Bücher und Manuscripte von sich, „ich finde auch kein Interesse mehr an diesen Studien, welche ich früher mit Vorliebe getrieben habe. Ich frage mich schließlich: Wozu das alles, da ich es ja doch nie verwerthe? Freilich — wozu das ganze Leben überhaupt?"

Die Frage klang nicht bitter, nur müde, aber Paul war gerade jetzt am wenigsten in der Stimmung, auf pessimistische Ideen einzugehen. Er hatte Kopf und Herz voll von rosigen Zukunftsträumen; deshalb überging er die letzte Bemerkung und sagte leichthin:

„Ich habe leider nie eine besondere Neigung für das Studiren gehabt. Ich und die Bücher, wir standen stets auf etwas gespanntem Fuße."

„Das sehe ich — Du hast die Bibliothek noch nicht einmal betreten. Das soll kein Vorwurf für Dich sein," unterbrach sich der Freiherr, als der junge Mann antworten wollte. „In Deinem Alter zieht man andere Beschäftigungen vor, und es ist Deine Sache, wie Du Dir den Aufenthalt in Felseneck erträglich machst. Wie ich höre, jagst und reitest Du viel — das ist immerhin eine Unterhaltung."

„Eine Unterhaltung, ja, aber keine Thätigkeit."

„Vermissest Du diese?" fragte Raimund mit leiser Ironie.

„Offen gestanden: ja! Ich meine überhaupt, daß es jetzt Zeit für mich ist, an einen bestimmten Beruf zu denken."

„Das meine ich auch, aber ich glaubte kaum, daß Du darauf dringen würdest."

„Doch, Raimund!" sagte Paul lebhaft. Er hatte nach dem Wunsche des Freiherrn seit jener ersten Zusammenkunft den „Onkel" fallen lassen. „Ich habe Dich schon längst fragen wollen, was Du über meine Zukunft beschlossen hast."

Raimund streifte mit einem halb verwunderten Blick den jungen Mann, der auf einmal ein so dringendes Verlangen nach Thätigkeit kund gab.

„Das hängt von Deiner eigenen Neigung ab. Ich werde Dir darin nichts vorschreiben. Willst Du in den Staatsdienst treten?“

„Ich — ich würde das Landleben vorziehen,“ erklärte Paul nach einigem Zögern. „Ich kenne es zwar bis jetzt nur wenig, aber ich habe ja hier auf Deinen Besitzungen die beste Gelegenheit, mich damit vertraut zu machen, und ich gestehe, daß es mich ungemein anzieht.“

„Die Einsamkeit von Felseneck scheint ja Wunder gethan zu haben!“ sagte Raimund, diesmal mit unverhehltem Spott. „Ich habe von dem achttägigen Aufenthalt wirklich noch nicht ein derartiges Resultat erwartet. Du willst das Landleben erwählen? Ich habe nichts dagegen, aber ich fürchte, es wird Dir sehr bald einförmig und langweilig erscheinen.“

„O gewiß nicht!“ rief Paul und begann nun mit einer gewissen Feierlichkeit aus einander zu setzen, daß er den wilden Streichen ein für alle Mal den Abschied gegeben habe, daß er ein ganz neues Leben anfangen wolle, daß er sich nach einer Heimath, einer Häuslichkeit sehne, und floß förmlich über von den allervortrefflichsten Plänen und Vorsätzen. Er hatte sich während des zweistündigen Rittes das alles sehr ausführlich einstudirt, um es bei nächster Gelegenheit dem Onkel vorzutragen, und da es

ihm wirklich Ernst damit war, so kam die Rede auch sehr überzeugend von seinen Lippen, aber der erwartete Effect blieb aus. Raimund hörte mit gewohnter Gleichgültigkeit zu, ohne ihn zu unterbrechen, und als der Vortrag zu Ende war, sagte er ruhig:

„Paul — Du bist wohl verliebt?"

Paul wurde dunkelroth bei dieser unerwarteten Frage. Er hatte vorläufig noch ein Geheimniß aus seiner Neigung machen wollen, aber der halb mitleidige, halb verächtliche Ton rief seinen ganzen Stolz wach, und ohne sich zu besinnen, antwortete er mit Nachdruck:

„Nein — ich liebe!"

„Machst Du einen so erheblichen Unterschied zwischen den beiden Worten?"

„Glaubst Du nicht, daß ein solcher Unterschied existirt?"

„Gewiß, aber ich bezweifle, daß Du ihn kennen gelernt hast im Kreise Deiner italienischen Freunde."

Der junge Mann verstand nur zu gut die Hindeutung und den Vorwurf, welcher darin lag, aber er antwortete mit voller Offenheit:

„Ich habe die Liebe damals noch nicht gekannt; sonst hätte sie mich sicher bewahrt vor jenem wilden Leben. Es war erst in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Venedig, wo ich sie erblickte."

Er hielt inne; denn er sah zum ersten Male eine Regung von Interesse in dem Gesichte Raimunds, dessen Augen sich groß und fragend auf ihn richteten. In diesen dunklen, sonst immer verschleierten Augen schien etwas aufzublitzen, wie ein helles flüchtiges Leuchten, während er wiederholte:

„In Venedig? — Dort also?"

„Du kennst vermuthlich die Stadt?"

„Ob ich Venedig kenne — o ja!"

Die Worte klangen träumerisch, wie in Erinnerung verloren, und das nahm auch dem jungen Manne die Scheu, mit der er sonst in Gegenwart des Freiherrn jedes wärmere Gefühl zurückdrängte; er brach in leidenschaftlicher Empfindung aus:

„Mir wird Venedig unvergeßlich bleiben; denn dort ist mir der Stern meines Lebens aufgegangen."

„Sterne versinken!" sagte Raimund plötzlich in eiskaltem Tone. „Trau' ihnen nicht, Paul! Sie lügen Dir nur mit ihrem verheißenden Schimmer und lassen Dich dann in der Nacht allein."

Paul stutzte; es war nicht die plötzliche Aenderung des Tones, die ihn so überraschte, sondern die Aeußerung selbst. „Sterne versinken!" Dieselben Worte, die er damals auf dem Meere von anderen Lippen vernommen hatte, und

derselbe bittere herbe Ausdruck! Es konnte natürlich nur ein Zufall sein; es war ja Niemand Zeuge jenes Gespräches gewesen, aber der Zufall berührte den jungen Mann doch seltsam, fast wie die Ahnung irgend eines Unheils.

Raimund faßte sein Schweigen anders auf. Er glaubte offenbar, ihn mit jenen Worten gekränkt zu haben; denn nach einer kurzen Pause setzte er milder hinzu:

„Du freilich hast noch ganz andere Ansichten von dem Leben und der Liebe, und ich will Dir nicht vorzeitig Deine Illusionen rauben. Die Täuschung ist ja auch ein Glück, und es giebt Menschen, die zeitlebens nicht daraus erwachen. Du liebst also — und wirst vermuthlich wieder geliebt."

Paul sah zu Boden.

„Ich weiß es nicht," entgegnete er leise, „weiß nicht einmal, ob ich Hoffnung hegen darf; denn ich habe noch keine Erklärung gewagt. Du begreifst, Raimund — ich kann einer Frau überhaupt nichts bieten; ich muß abwarten, wie Du meine Zukunft gestaltest."

Der Blick des Freiherrn ruhte forschend auf dem jungen Manne, der seine Abhängigkeit vielleicht noch nie so bitter empfunden hatte, wie in dieser Minute.

„Daher also Deine plötzliche Neigung für das Landleben!" sagte er. „Ich dachte es mir; aber Du sollst Dich

nicht über mich zu beklagen haben, Paul, vorausgesetzt, daß Deine Wahl eine vernünftige, eines Werdenfels würdige ist."

„Du wirst nicht das Geringste dagegen einzuwenden haben," rief Paul mit aufflammender Lebhaftigkeit. „Auch gegen die äußeren Verhältnisse nicht, und was nun vollends die Persönlichkeit betrifft —"

„So ist Deine Erwählte natürlich ein Ideal!" ergänzte Raimund. „Die Geliebte ist das immer, bis man sich eines Tages enttäuscht sieht. Doch gleichviel — ich will Deinem vermeinten Glücke nicht im Wege stehen, und Du hast Recht: mit dieser demüthigenden Abhängigkeit kannst Du nicht um eine Frau werben; ich werde Dich davon befreien. Buchdorf wird im nächsten Frühjahre pachtfrei; Du magst das Gut einstweilen übernehmen und sehen, ob Dir das Landleben wirklich zusagt. Ist das der Fall, so trete ich Dir Buchdorf als Eigenthum ab; die Einkünfte sind nicht unbedeutend, und der Gutsherr von Buchdorf kann überall mit seinem Antrage hervortreten."

Paul glaubte nicht recht gehört zu haben. Er kannte Buchdorf zwar noch nicht, aber war doch hinlänglich über die Werdenfels'schen Besitzungen orientirt, um zu wissen, daß er damit ein Rittergut von ganz bedeutendem Werthe empfing, und dies fürstliche Geschenk wurde ihm so ganz

beiläufig zugesprochen, ohne daß der Geber irgend einen besonderen Werth darauf zu legen schien.

„Du willst mir Buchdorf abtreten?“ fragte er in freudiger Bestürzung, „ich soll es als Eigenthum besitzen? O Raimund, wie kann ich Dir jemals —“

„Nur keinen Dank!“ unterbrach ihn Werdenfels mit einer abwehrenden Bewegung. „Du weißt, ich liebe das nicht. Du bist mein Erbe und empfängst damit nur einen Theil Deines dereinstigen Erbtheils; es ist nicht nöthig, daß Du auf meinen Tod wartest; also brechen wir ab!“

Paul kannte den Onkel bereits genug, um zu wissen, daß er jetzt kein Wort weiter äußern durfte, aber ihm war zu Muthe, als hätte man ihm mit den Dankesworten, die sich so warm und herzlich auf seine Lippen drängten, auch jedes Dankgefühl genommen; er sah ja, wie lästig es dem Freiherrn war, der wie gewöhnlich mit vollen Händen gab und sich dann gleichgültig abwendete. Es verletzte den jungen Mann tief, daß Raimund nicht einmal nach dem Namen seiner Erwählten fragte, nicht einmal zu wissen verlangte, ob sie eine Italienerin oder eine Deutsche sei. Er hatte die Versicherung empfangen, daß die Partie eine vernünftige, das heißt standesmäßige war, und damit war sein Interesse an der Sache erschöpft — er schob sie weit von sich.

„Du hattest die Güte, meinen Arnold rufen zu lassen,“ unterbrach Paul endlich das eingetretene Schweigen. „Er wartet draußen im Vorzimmer.“

„Ah richtig!“ sagte der Freiherr, der sich jetzt erst der Sache zu erinnern schien. „Laß ihn eintreten!“

Paul öffnete die Thür des Nebenzimmers, wo sich der Kammerdiener Raimunds befand, und gab ihm die nöthige Weisung. Gleich darauf erschien Arnold und näherte sich mit unendlichem Selbstgefühl und unendlicher Neugierde dem „Chef der Familie“, dem er in Anbetracht dieser Eigenschaft eine wirklich tiefe und respectvolle Verbeugung machte.

Die Augen des Freiherrn glitten flüchtig und theilnahmlos über den alten Diener hin, selbst die eigenthümliche Art, mit der sich dieser brieflich bei ihm eingeführt hatte, vermochte es nicht, sein Interesse zu erregen; er empfing ihn augenscheinlich nur aus Rücksicht für Paul.

„Herr von Werdenfels hat Sie mir als einen langjährigen und treuen Diener seiner Eltern geschildert,“ begann er. „Es freut mich, daß Sie auch ihm in dieser Eigenschaft zur Seite geblieben sind.“

Das klang ganz vernünftig, und der Mann, der da so ruhig und vornehm in seinem Sessel lehnte, sah auch keineswegs gefährlich aus. Arnold geruhte, von dem Empfange befriedigt zu sein, und erwiderte in würdevollster Haltung:

„Ich habe mich nach Kräften bemüht, die Pflicht zu erfüllen, welche die selige Frau Baronin mir auferlegte, als sie auf dem Sterbebette den jungen Herrn meiner Obhut übergab."

Paul hob verstohlen die Augen gen Himmel. Er war nahe daran, seiner Mutter einen Vorwurf aus dieser Uebergabe zu machen, die er bei jeder Gelegenheit zu hören bekam. Werdenfels aber, der die Unerschöpflichkeit dieses Themas noch nicht kannte, schien den Stolz des alten Dieners auf seine Vertrauensstellung natürlich zu finden; er fragte weiter:

„Sie haben Ihren Herrn auf die Universität und später auch nach Italien begleitet?"

„Ja, auch nach Italien!" bestätigte Arnold, der nichts Geringeres erwartete, als eine Lobrede für seine Fürsorge und Umsicht und eine nachträgliche Strafpredigt für seinen jungen Herrn.

Der Freiherr aber schien nicht gewillt, Paul durch eine Erwähnung jenes Briefes in Verlegenheit zu setzen; er sagte nur mit leichter Betonung:

„Herr von Werdenfels weiß Ihre Anhänglichkeit zu schätzen. Er hat hinreichende Proben davon, und auch ich lege Werth auf ein solches Verhältniß zwischen Herrn und Diener."

Arnold sandte einen triumphirenden Blick zu seinem

jungen Herrn hinüber, der sich ganz schweigsam verhielt und es wahrscheinlich nicht wagte, in Gegenwart des Onkels irgend eine Aeußerung laut werden zu lassen. Der Blick sagte deutlich: „Gieb Acht! Jetzt werde ich Dir zeigen, wie man ihn behandeln muß“, und dann richtete der alte Diener sich empor und begann feierlich:

„Gnädiger Herr!“

„Nun?“ fragte Werdenfels.

Paul, den die Scene unendlich amüsirte, enthielt sich jeder Einmischung; denn er sah, daß die Zuversicht seines alten Mentors und Kammerdieners bereits im Weichen begriffen war. Dieses einfache „Nun?“ des Freiherrn hatte sie zum Wanken gebracht.

Arnold fing an zu begreifen, daß diese kühle Vornehmheit doch etwas ganz Anderes war, als die Intimität, in der er mit seinem Junker Paul lebte.

„Gnädiger Herr!“ begann er noch einmal. „Ich hatte mir eigentlich vorgenommen — das heißt, ich wollte mir unterthänigst erlauben —“

„Nun, so sprechen Sie doch!“ sagte Raimund mit einigem Befremden, als die Rede von Neuem stockte.

Der Blick, den Arnold diesmal zu seinem jungen Herrn hinübersandte, war etwas kläglicher Art und gab das dringende Verlangen nach einer Einmischung Pauls zu erkennen, als

er aber sah, daß Jener sich auf die Lippen biß, um das Lachen zu verbergen, raffte er seinen ganzen Muth zusammen und nahm einen letzten, verzweifelten Anlauf.

„Ich wollte dem gnädigen Herrn nur mein tiefstes Bedauern aussprechen, daß Sie ganz abseits von der Welt leben und Niemand —“

Weiter kam er überhaupt nicht; denn Raimund hatte sich emporgerichtet und sah ihn von oben bis unten an. Es war nur ein einziger Blick, und es lag nicht einmal Zorn darin, aber Arnold knickte förmlich zusammen und wünschte sich weit weg, nach Rom oder Venedig. Selbst das Gesicht des Signor Bernardo wäre ihm in diesem Moment lieber gewesen, als das Auge dieses Freiherrn von Werdenfels, dem er den Kopf zurechtsetzen wollte und der, ohne auch nur die Lippen zu öffnen, mit einem bloßen Blick ihm seine Stellung klar machte.

„Sie meinten?“ fragte Raimund, vollkommen ruhig, aber mit dem Ausdruck eines so unnahbaren Stolzes, daß der alte Diener noch mehr zusammensank und in seiner Verwirrung eine Verbeugung nach der anderen machte.

„O nichts, durchaus nichts!“ stotterte er. „Ich wollte nur sagen, daß es mir hier in Felseneck außerordentlich gefällt — und meinem jungen Herrn gleichfalls — und daß wir Beide —“

„Schon gut!“ unterbrach ihn Raimund. „Es freut mich, wenn mein Neffe sich in meinem Hause wohl fühlt. Ihre Ansichten darüber theilen Sie der Dienerschaft mit!“

Eine kurze Handbewegung zeigte Arnold, daß er entlassen sei. Er machte eine tiefe Verbeugung vor dem Schreibtische, eine zweite in der Mitte des Zimmers, eine dritte auf der Schwelle und verschwand dann. Erst draußen im Vorzimmer besann er sich, daß ja eigentlich gar nichts geschehen sei, und daß der Freiherr nicht einmal ungnädig gewesen war, aber er hatte dem alten Diener in zwei Minuten beigebracht, was dieser sein Lebenlang nicht gekannt hatte, den unbedingten Respect vor dem Auge und dem Worte des Herrn.

Paul hatte sich alle mögliche Mühe gegeben, ernsthaft zu bleiben, dieser klägliche Rückzug seines alten Vertrauten aber erschien ihm so komisch, daß er laut auflachte. Werdenfels theilte seine Heiterkeit nicht; er sagte nur:

„Du scheinst Deinen Diener sehr verwöhnt zu haben, Paul.“

„Er ist ein altes Erbstück von den Eltern her,“ entschuldigte sich der junge Mann. „Seine Vertraulichkeit ist mir oft unbequem, aber er hat mich als Kind auf den Armen getragen und macht das so nachdrücklich geltend, daß ich ihn beim besten Willen nicht in Respect halten

kann. Es thut mir freilich sehr leid, daß er wagte, auch Dir gegenüber —"

Raimund machte eine ruhig abwehrende Bewegung.

„Laß das! Ich verstehe es schon, meine Untergebenen in den nöthigen Schranken zu halten, und Du wirst das auch lernen müssen, wenn Du erst Herr in Buchdorf bist."

Damit stand er auf und verließ den Schreibtisch. Draußen dämmerte es bereits, und das hohe, düstere Gemach lag schon halb im Dunkel; nur das Kaminfeuer warf seinen Schein auf den Boden und auf die zunächst befindlichen Gegenstände. Der Freiherr war an den Kamin getreten und legte mit eigener Hand noch einige Holzscheite in das schon niedersinkende Feuer, das hell aufflackerte, als es die neue Nahrung empfing.

„Ich sandte vorhin zu Dir hinüber," sagte er, „und hörte, daß Du ausgeritten seiest. Bist Du auf der Jagd gewesen?"

„Nein, ich hatte einen ziemlich weiten Ausflug unternommen," entgegnete Paul, indem er gleichfalls an den Kamin trat. „Ich habe unserem Stammschlosse einen Besuch abgestattet."

„Ah, Du bist in Werdenfels gewesen? Gefällt es Dir?"

„Ungemein! Ich habe selten einen schöneren Wohn-

sitz gesehen. Schade nur, daß das Schloß und die Gärten so ganz verödet sind."

„Hast Du irgend eine Vernachlässigung gefunden?" fragte Raimund. „Ich habe doch ausdrücklichen Befehl gegeben, alles im besten Stande zu erhalten, und empfange regelmäßig die Berichte darüber."

„Du mißverstehst mich; ich meinte nur jene Oede, die aus der Einsamkeit entspringt. Man sieht es dem Schlosse an, daß es seit Jahren leer und verlassen steht. Du selbst hast es ja wohl niemals bewohnt, seit Du Herr in Werdenfels bist?"

„Nein — niemals!"

„Da haben wir einen ganz verschiedenen Geschmack. Ich ziehe es unbedingt Deinem romantischen, aber düsteren Felseneck vor, und selbst wenn ich die Bergeseinsamkeit so leidenschaftlich liebte wie Du, würde ich doch wenigstens einige Monate des Jahres in Werdenfels zubringen."

Raimund gab keine Antwort. Er lehnte sich an den Kamin und sah schweigend zu, wie das Feuer die mächtigen Scheite verzehrte. Das sprühte und knisterte; das wand sich wie feurige Schlangen um das Holz, zuckte hier auf und sank dort zusammen und züngelte immer höher, immer gieriger empor, bis endlich all die Brände aufflammten in lodernder Gluth. Dieses Spiel der Flammen in dem

halbdunklen Raume hatte etwas Unheimliches, Ruheloses, und der scharfe Luftzug im Kamin fachte es noch wilder an.

„Der Blick von der Terrasse aus über die Gärten ist wirklich einzig in seiner Art,“ fuhr Paul fort, „und auch die Lage des Dorfes ist höchst malerisch. Mir ist nur aufgefallen, daß es gar nicht den anderen Gebirgsdörfern gleicht, wo die uralten Häuser so eng an und durch einander gebaut sind, daß man sich oft in dem Gewirre gar nicht zurecht findet. In Werdenfels dagegen ist alles so weit ausgedehnt, so frei und licht. Der Castellan sagte mir freilich, daß der Ort vor einiger Zeit niedergebrannt und dann ganz neu wieder aufgebaut worden sei.“

„Ja, er brannte nieder — bis auf den Grund,“ sagte Raimund, der noch immer unverwandt in das Flammenspiel blickte. Er schien die seltsamen Gebilde zu verfolgen, die dort in einem Momente entstanden und verwehten, zuckend und flüchtig wie die Flammen selbst, und immer neue Bilder und Gestalten zeigten, wenn einer der glühenden Brände nach dem andern zusammenbrach.

„Ich erinnere mich,“ sagte Paul, dem in der That jetzt die Erinnerung an jene Katastrophe aufdämmerte, von der er als Knabe gehört hatte. „Es muß ein schreckliches Unglück gewesen sein. Die armen Leute haben wohl damals all

ihr Hab' und Gut verloren, und wenn ich nicht irre, hat es auch Menschenleben gekostet."

„Mehr als eins — drei Menschen sind in den Flammen umgekommen."

„Schrecklich!" rief Paul, dem es unerklärlich war, wie man mit einer solchen Ruhe von einem derartigen Unglück sprechen konnte. Die Worte des Freiherrn klangen in der That völlig ausdruckslos; er veränderte seine Stellung nicht, regte sich nicht, aber es war dem jungen Manne, als habe er das Antlitz des Onkels noch nie so starr, so todtenhaft gesehen, wie in dieser Minute, wo es grell und scharf von den Flammen beleuchtet wurde, und die Augen, die sich nicht losreißen zu können schienen von jener Gluth, waren dunkel wie die Nacht und unheimlich wie diese.

Da fuhr ein Windstoß in den Kamin nieder und mitten hinein in die Gluth. Die Flammen schlugen plötzlich mit voller Gewalt seitwärts; sie griffen mit ihren heißen Armen nach dem Manne, der so unbeweglich dort lehnte, nur einen Augenblick lang; dann sanken sie wieder zusammen, aber ihr versengender Athem mußte die Hand gestreift haben, die auf dem Kamingitter lag; denn der Freiherr fuhr mit einem dumpfen, halb gebrochenen Laute empor.

„Hat es Dich getroffen?" fragte Paul, besorgt hinzu

tretend. „Das hätte ein Unglück geben können! Du bist doch nicht ernstlich verletzt?“

Statt aller Antwort wandte sich Raimund ab und drückte mit voller Heftigkeit auf die Klingel, deren Ton scharf und laut durch das Gemach schallte.

„Licht!“ herrschte er dem eintretenden Kammerdiener zu, in einem Tone, wie dieser ihn wohl selten von den Lippen seines Gebieters hören mochte; denn er verschwand in höchster Eile. Raimund aber trat mit einer ungestümen Bewegung an das Fenster, riß es auf und lehnte sich weit hinaus, als sei die Luft im Zimmer erstickend geworden.

Schon nach wenigen Minuten kehrte der Diener mit der Lampe zurück, und das Zimmer begann sich zu erhellen. Paul stand befremdet da; er begriff nicht, wie ein jedenfalls nur leichter körperlicher Schmerz Jemanden so erregen konnte; die Flamme konnte den Arm ja kaum gestreift haben. Die Verletzung mußte aber doch empfindlicher sein, als es den Anschein hatte; denn als Werdenfels endlich das Fenster schloß und in das Zimmer zurückkehrte, war er noch bleicher als sonst, und in seinem Gesichte stand ein Zug verbissenen Schmerzes, aber er wies die besorgten Fragen des jungen Mannes kurz, beinahe schroff zurück.

„Es ist nichts, es ist bereits vorüber! Kümmere Dich nicht weiter darum, laß uns von anderen Dingen sprechen!“

Er sprach indessen nicht, sondern begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Paul fühlte instinctmäßig, daß hier etwas vorlag, woran er nicht rühren durfte, wenn ihm auch der Zusammenhang dunkel blieb. Er kannte bereits diese langen Pausen im Gespräche mit dem Onkel und pflegte sie sonst mit ziemlichem Gleichmuthe zu ertragen, heute aber hatte das immer wieder eintretende Schweigen etwas Bedrückendes für ihn, und er griff rasch zu einem anderen Thema.

„Ich habe Dir eigentlich noch eine Beichte abzulegen, Raimund," begann er wieder. „Ich fürchte, ich habe mich in meiner Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse zu einem Schritte hinreißen lassen, den Du nicht billigen wirst. Ich bin bei dem Pfarrer von Werdenfels gewesen."

Der Freiherr blieb stehen und blickte überrascht und finster zu dem jungen Manne hinüber.

„Bei Gregor Vilmut? Wie kamst du dazu?"

„Es war ein bloßer Einfall. Ich meinte, es sei schicklich und freundlich, dem geistlichen Herrn einen Besuch abzustatten, da unser Stammschloß doch zu seinem Pfarrbezirk gehört. Ich ahnte nicht, daß hier ganz besondere Beziehungen existiren, die meinen Besuch befremdlich erscheinen ließen."

„Hat man Dich bereits darüber aufgeklärt?"

„Nein, man wies mich wegen der Aufklärung an Dich."

Raimunds Stirn umwölkte sich noch finsterer, aber seine Stimme klang unbewegt, als er antwortete:

„Ich hätte Dich in diese Verhältnisse einweihen sollen, die Dir doch früher oder später nahe treten mußten. Es wäre auch geschehen, wenn Du jenen Ausflug gegen mich erwähnt hättest. Du darfst das Pfarrhaus nicht wieder betreten, und es ist am besten, wenn Du Dich überhaupt nicht im Dorfe zeigst."

„Im Dorfe Werdenfels?" wiederholte Paul auf's Aeußerste erstaunt. „In Deinem Dorfe?"

„Ja! Du trägst meinen Namen, und der Name wird dort gehaßt. Wenn Du wieder nach dem Schlosse reitest, so wähle den directen Weg über den Schloßberg!"

Er nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf und schien das Gespräch fallen lassen zu wollen, aber Paul, der sich nur neuen Räthseln gegenüber sah, wo er eine Aufklärung erwartet hatte, hielt diesmal den Gegenstand fest.

„Verzeih, daß ich noch eine Frage an Dich richte! Es ist nicht Neugier, aber ich muß mich doch einigermaßen orientiren: Dieser Pfarrer Vilmut ist Dir feindlich gesinnt?"

„Ja!" sagte Raimund kalt. „Wir sind Feinde."

„Und er hat vermuthlich seine Stellung benutzt, um auch die Gemeinde gegen Dich aufzuhetzen?"

„Das war kaum mehr nöthig! Indessen er hat redlich das Seinige gethan, um einen Haß, der noch von alten Zeiten her bestand, unauslöschlich zu machen."

„Aber mein Gott!" rief Paul. „Was giebt denn diesem einfachen Dorfpfarrer das Recht, dem Freiherrn von Werdenfels in solcher Weise gegenüberzutreten?"

Raimund zuckte die Achseln.

„Was ist einem Priester der Freiherr von Werdenfels! Er hat sich unter der geistlichen Zuchtruthe zu beugen, wie jeder Andere, und thut er es nicht, so läßt man ihn diese Zuchtruthe fühlen. Du weißt nicht, was ein Priester sich hier zu Lande dünkt und welche Rolle er auch in Wirklichkeit bei dem Volke spielt. Vilmut's Einfluß zumal ist ein unbeschränkter und reicht weit über seine Gemeinde hinaus. Wie hat er Dich empfangen?"

„Sehr kühl, aber doch mit allen Formen der Höflichkeit. Ich traf ihn allerdings nicht allein; er hatte Besuch von Verwandten aus der Nachbarschaft."

Der Fuß des Freiherrn schien auf einmal am Boden zu wurzeln; so jäh hemmte er seinen Schritt.

„Von Verwandten — aus Rosenberg?"

„Ganz recht! Es waren zwei Damen, eine junge Frau mit ihrer Schwester."

„Ich weiß — Anna Vilmut!"

„Anna von Hertenstein, meinst Du?"

„Ja so — die Frau Präsidentin von Hertenstein! Ich vergesse das immer wieder!"

Die Worte klangen eisig, aber es wehte wie Hohn daraus hervor. Paul erschrak, denn er sah seine Befürchtungen bestätigt: auch Frau von Hertenstein war in jene Feindschaft eingeschlossen, die sich auf die ganze Vilmut'sche Familie zu erstrecken schien.

„Ich glaubte nicht, daß Du so genau über die Verhältnisse der Nachbarschaft unterrichtet seist," sagte er mit einiger Befangenheit. „Du hast Dich ja schon seit Jahren von allem Verkehr zurückgezogen."

Um Raimunds Lippen zuckte ein Ausdruck unendlicher Bitterkeit.

„Gewiß, aber das habe ich doch noch erfahren! Die Heirath machte damals Aufsehen; ein achtzehnjähriges Mädchen, das einem Greise die Hand reicht, ist immerhin etwas Ungewöhnliches. Man verdachte es der jungen Dame doch einigermaßen, daß sie diese ‚glänzende Partie' machte."

„Man thut ihr Unrecht!" rief Paul in leidenschaftlicher Aufwallung. „Sie mag überredet, gezwungen worden sein; sie hat sich vielleicht für arme Eltern oder Geschwister aufgeopfert. Ich kenne den Zusammenhang nicht, aber ich will mich dafür verbürgen, daß es keine niedrige Berechnung

war, welche sie geleitet hat. Man braucht nur einmal in diese Augen zu blicken, um zu wissen, daß alles Niedrige und Gemeine ihnen unendlich fern liegt."

Raimund hatte schon bei den ersten Worten langsam das Haupt gewendet und blickte mit einem seltsamen Ausdruck den jungen Mann an, der in seiner erregten Parteinahme alle Vorsicht und Zurückhaltung vergaß. Seine Stimme hatte nicht mehr die leidenschaftslose Ruhe von vorhin; sie klang dumpf und beinahe drohend, als er fragte:

„Hast Du so tief in diese Augen geschaut — tief genug, um schon bei der ersten Begegnung dergleichen darin lesen zu können? Was soll das heißen? Vor zehn Minuten sprichst Du mir von einer Liebe, die Dein ganzes Sinnen und Denken ausfüllt, und jetzt flammst Du auf in solcher Schwärmerei für eine Fremde? Du scheinst sehr schnell in Deinen Neigungen zu wechseln."

Einen Moment schwankte Paul in der Furcht vor dem Onkel, der mit seiner Einwilligung vielleicht auch sein großmüthiges Geschenk zurücknahm, wenn er erfuhr, daß es sich um ein Glied der gehaßten Familie handele. Dann aber siegte die offene Natur des jungen Mannes, und er beschloß, seine Liebe nicht zu verleugnen, koste es was es wolle.

„Du bist im Irrthum," entgegnete er. „Anna von Hertenstein ist mir keine Fremde. Ich sah sie zum ersten

Male in Venedig und ich sprach von ihr, als ich Dir jenes Geständniß machte."

Die Wirkung dieser Worte war noch schlimmer, als Paul fürchtete. Raimund schwieg, aber seine Augen flammten auf, diese träumerischen, räthselhaften Augen, die das Innere immer nur verschleierten, anstatt es zu enthüllen. In diesem Augenblick zerriß der Schleier, und aus der dunkeln Tiefe zuckte ein Blitz auf, wie eine Flamme emporzuckt aus halb erloschenen Gluthen, aber es war ein Blick sprühenden Hasses, der den ahnungslosen Paul traf.

„Also auch Du bist dem Zauber erlegen!" sagte Werdenfels endlich mit eigenthümlich vibrirender Stimme. „Nimm Dich in Acht, Paul, vor dieser Frau, die so berückend erscheint! Sie ist in der Schule Gregor Vilmut's erzogen; die Beiden sind von einem Stamme, hart und erbarmungslos gegen Andere, wie gegen sich selbst. Wo Du ein warmes Menschenherz suchst, starrt Dir nur Eis entgegen — Du wirst es erfahren!"

Paul hörte betroffen zu; in seinem Innern erhob sich etwas, was diesen Worten Recht gab. Er hatte ja selbst schon den eisigen Hauch empfunden, der von der schönen Frau ausging, aber eben weil er die Wahrheit des Vorwurfes fühlte, bekämpfte er ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Du kennst Anna von Hertenstein nicht; Du läßt Dich einzig von Deinem Vorurtheil leiten. Ich habe das

gefürchtet, als ich die Feindschaft entdeckte, die Dich mit diesem Vilmut entzweit, aber was hat meine Liebe denn mit Eurer Feindseligkeit zu thun? Du liebst nicht, Raimund, hast vielleicht niemals geliebt, sonst —"

„Schweig!" unterbrach ihn Werdenfels in ausbrechender Gereiztheit. „Wie kannst Du es wagen, mir von dieser unsinnigen, strafwürdigen Leidenschaft zu sprechen! Jene Frau ist vermählt."

„Jetzt nicht mehr! Sie ist Wittwe, schon seit länger als einem Jahre."

Raimund zuckte zusammen; seine drohend erhobene Hand sank nieder und griff nach der Lehne des Sessels, als suche sie dort eine Stütze.

„Wittwe — so?"

„Du wußtest das nicht?"

„Nein, ich habe seit Jahren nichts von — dem Präsidenten Hertenstein gehört."

„Du zürnst mir?" fragte Paul in einem Tone, der zwischen Trotz und Bitte schwankte. „Vielleicht hätte ich besser gethan, zu schweigen, aber ich glaubte Dir volle Offenheit schuldig zu sein."

Raimund wandte sich ab.

„Laß mich allein!" sagte er kurz und herrisch. „Es thut nicht gut, wenn wir heute noch länger bei einander sind. Geh!"

„Wie du befiehlst!“ entgegnete Paul, tief verletzt durch den Ton, den er zum ersten Male hörte. „Ich bedaure es, wenn mein Geständniß Dich erzürnt, aber ich kann es nicht zurücknehmen. Gute Nacht!“

Er schritt nach der Thür; jetzt endlich schien das Gerechtigkeitsgefühl des Freiherrn zu siegen; denn er rief ihn zurück:

„Paul!“

Der junge Mann blieb stehen und wandte sich um.

Raimund hatte augenscheinlich eine mildere Aeußerung auf den Lippen, als er aber im vollen Lampenschein die schlanke Gestalt vor sich sah, das Antlitz, das seine Züge trug, aber so viel jugendlicher, so viel glücklicher erschien, die hellen blauen Augen, denen die leidenschaftliche Erregung einen erhöhten Ausdruck lieh, da sprühte wieder jener unbegreifliche Haß in seinem Blicke auf und statt des versöhnenden Wortes sprach er mit schneidendem Hohne:

„Ich wünsche dir Glück zu Deiner Bewerbung um die Frau Präsidentin von Hertenstein!“

Paul erwiderte keine Silbe; er verneigte sich und ging, aber der Zorn über diese unverdiente Behandlung wallte heiß in ihm empor. Er hatte heute zum ersten Male etwas von jenem räthselhaften, unheimlichen Wesen gespürt, welches das Gerücht dem Freiherrn lieh und das sich bis-

her unter anscheinender Empfindungslosigkeit barg. Es gab also doch einen Punkt, wo die starre Ruhe, die todte Gleichgültigkeit dieses Mannes nicht Stand hielt, eine Regung, die ihn aus seiner Abgestorbenheit zurückriß in das Leben, und diese Regung war der Haß. Es mußte eine jahrelange, tiefgewurzelte Feindschaft zwischen ihm und Gregor Vilmut sein, der jetzt auch die Liebe des jungen Verwandten geopfert wurde, aber mit dem bitteren Gefühl seiner Abhängigkeit erwachte auch der Trotz Pauls; er war entschlossen, den Kampf aufzunehmen.

Raimund war allein zurückgeblieben. Er hatte sich in den Sessel geworfen, der vor dem Kamin stand, und starrte wie vorhin in die Gluth. Die Erregung schien vorüber zu sein; es war wieder die gewohnte müde Haltung, der alte träumende und ausdruckslose Blick; nur um die Lippen zuckte noch etwas von jenem herben Ausdruck, mit dem die letzten Worten gesprochen wurden.

Das Feuer im Kamin war erstorben und mit ihm all die seltsamen Flammengebilde, welche dort aufzuckten und versanken. Die Brände waren zerfallen, und jetzt erlosch langsam auch die rothe Gluth. Eine Weile leuchtete sie noch; dann wurde ihr Schein matter und matter; endlich irrten nur noch einzelne Funken wie verloren auf und nieder, und zuletzt verschwanden auch sie — nur todte, dunkle Asche blieb zurück.

---

Der Winter hielt diesmal frühzeitig seinen Einzug in die Berge. Er kam mit Sturm und Schneetreiben, mit jagenden Wolken und eisigen Nebeln, und Paul Werdenfels lernte zum ersten Male die ganze Rauhheit und Unwirthlichkeit dieser Natur kennen. Er kam sich in Felseneck wie ein Gefangener vor und wollte fast verzweifeln in der Oede und Einsamkeit, die ihn umgab; nicht einmal die Aussicht nach Rosenberg war ihm geblieben; denn er blickte von seinen Fenstern aus nur in ein wogendes Nebelmeer.

Ueberdies konnte der junge Mann sich nicht verhehlen, daß er bei seinem Onkel vollständig in Ungnade gefallen war; er hatte diesen seit jener Unterredung noch nicht wiedergesehen; denn die kurzen, aber ziemlich regelmäßigen Besuche waren vollständig unterblieben; der Freiherr hatte ihn noch nicht wieder rufen lassen; er blieb in seinen Gemächern, unzugänglich für Jeden; schien er doch auch Paul vergessen zu haben.

Endlich begann das Wetter sich zu ändern; es hörte auf zu stürmen; die Nebel sanken, und die aufsteigende Sonne des nächsten Tages zeigte das ganze Gebirge mit all seinen Gipfeln und Wäldern in blendendem Schneegewande.

Paul war schon mit den ersten Sonnenstrahlen hinausgeeilt in das Freie und streifte jetzt mit Flinte und Jagd-

tasche durch die Forsten, aber die Jagd war ihm heute nur Vorwand. Er wollte vor allen Dingen hinweg aus den Mauern von Felseneck, wollte endlich etwas Anderes sehen, als diese prachtvollen, leeren Räume und diese schweigende, ehrfurchtsvolle Dienerschaft. Dort unten lag Werdenfels; dort waren Menschen; dort war Leben und Glück, aber was fragte Raimund von Werdenfels nach all diesen Dingen; er hatte nur den Haß mit sich hinaufgenommen in seine Einsamkeit, als er sich von der Welt und den Menschen abwandte. Es war wohl verzeihlich, wenn dem jungen Manne bittere Gedanken aufstiegen, als er sich ausmalte, wie er als Herr hier schalten und walten würde, sich und Anderen zur Freude und zum Segen. Was half es ihm, daß er der dereinstige Erbe der Güter war? Die Erbschaft lag noch in weiter Ferne, und wenn er bisher auf die Güte des Freiherrn angewiesen war, so fühlte er jetzt, was es hieß, von dessen Launen abhängig zu sein.

Der Wald war nicht so unwegsam, wie es den Anschein hatte; der Schnee lag nicht allzu hoch und war überall festgefroren, und der helle Sonnenschein lockte den jungen Mann immer weiter hinaus. Er war bereits über eine Stunde von Felseneck entfernt und erreichte jetzt einen Fahrweg, der, in steiler Windung aus dem Thale aufsteigend, nach der Försterei und von da weiter hinauf in die Berge

führte. Paul überlegte eben, ob er den Weg verfolgen und der Försterei einen Besuch abstatten sollte, als er einen alten Bauer gewahrte, der soeben die Höhe erstiegen hatte.

Der Alte sprach beim Erblicken des Fremden das übliche „Grüß' Gott!“, aber der frohe helle Gruß der Bergbewohner kam müde und gepreßt von seinen Lippen, während er selbst sich schwerathmend und erschöpft auf seinen Bergstock lehnte.

„Es will wohl mit dem Steigen nicht mehr recht gehen in Ihren Jahren?“ fragte Paul, indem er den Gruß erwiderte.

„Die Jahre sind's nicht,“ war die kurze, fast unfreundliche Antwort. „Mit denen nehm' ich es schon noch auf. An dem Fuße da liegt es, daß ich nicht vorwärts kann.“

Paul sah erst jetzt, daß der Mann lahm war und daß ihm das Gehen sehr beschwerlich fiel. Es war eine kräftige, untersetzte Gestalt, aber gebeugt von Alter und Arbeit. Dichtes graues Haar kam unter dem Hute zum Vorschein, und in die braunen verwitterten Züge grub sich Furche an Furche. Es lag nicht die gleichgültige apathische Ruhe darin, die sich nur zu oft dort findet, wo schwere körperliche Arbeit das geistige Element ganz in den Hintergrund drängt; dieses Gesicht hatte etwas Hartes, Verschlossenes,

aber zugleich auch Entschlossenes, und der Blick, der den jungen Fremden streifte, war finster und mißtrauisch.

„Sie sind lahm?“ fragte Paul mitleidig. „Da mag Ihnen der Weg schwer genug geworden sein. Sie wollen vermuthlich nach der Försterei?“

Der Alte schüttelte den Kopf und wies nach einem Gehöfte, das einsam hoch oben am Bergeshange lag.

„Nein, ich will weiter hinauf — nach dem Mattenhofe da oben.“

„So hoch hinauf? Das schaffen Sie ja gar nicht mit dem kranken Fuße.“

„Man schafft es schon, wenn man eine Tochter hat, die da oben auf den Tod liegt. Oft komm' ich freilich nicht hinauf, und vielleicht ist es heute das letzte Mal; denn sie macht es nimmer lange, wie der Doctor sagt.“

Der gramvolle Ausdruck in den Zügen des alten Mannes erregte Pauls Theilnahme. Er hatte zuerst nur flüchtig wie im Vorbeigehen gesprochen; jetzt trat er näher heran.

„Die Matten-Bäuerin ist Ihre Tochter? Da begreife ich es allerdings, daß Sie den schweren Weg machen. Am Ende ist es gar Ihr einziges Kind?“

„Das letzte von vieren! Die beiden Schwestern sind gestorben, und dann hatte ich noch einen Buben — einen

einzigen —, der ist umgekommen bei dem Brande von Werdenfels!"

Die Worte klangen dumpf und eintönig, aber die Spitze des Bergstockes bohrte sich tief in den Schnee; so schwer lehnte sich der Mann darauf, dessen Augen sich gleichfalls einzubohren schienen in die Erde.

„Dieser unglückselige Brand!" rief Paul. „Ich habe erst kürzlich davon gehört und von all dem Elend, das er angerichtet hat. Also Sie haben Ihren Sohn dabei verloren?"

Der Bauer sah auf, wieder mit jenem finsteren, argwöhnischen Blicke, welcher der Theilnahme eines Fremden mißtraut, die offenen freundlichen Züge desselben schienen ihm aber Vertrauen einzuflößen.

„Alles hab' ich verloren!" sagte er bitter. „Haus und Hof, Glück und Gesundheit und meinen Buben dazu, meinen Toni! — Er war fast so alt wie Sie, der bravste und stattlichste Bursche im ganzen Dorfe, und mir war er an's Herz gewachsen, vielleicht zu sehr. Da kam das Feuer, und mein Hof brannte zuerst. Wir wollten wenigstens das Vieh retten; es brannte schon lichterloh über unseren Köpfen, aber wir versuchten es doch. Da schwankten mit einem Male die Balken — der Toni riß mich zu Boden, warf sich über mich, und um uns krachte alles zusammen.

Ich kam mit dem gebrochenen Fuße davon, aber mein armer Bube, der mich mit seinem Leibe gedeckt hatte — den zogen sie mit zerschmettertem Kopfe hervor."

Er nahm den Hut ab und fuhr mit der Hand durch das eisgraue Haar. Es lag etwas Wildes, Krampfhaftes in der Bewegung, und in den verwitterten Zügen zuckte es unheimlich, während er fortfuhr:

„Seit dem Tage war kein Segen mehr im Hause. Es war nur wenig versichert, und das reichte nicht hin, den Schaden zu bessern. Ich lag ein Jahr lang nieder an dem gebrochenen Fuße, und als ich wieder zu Kräften kam, war die Wirthschaft halb zu Grunde gegangen. Der Toni fehlte; ich konnte nicht zugreifen wie sonst; wie ich auch arbeitete und schaffte, es ging doch zurück. Der Hof wurde mir verkauft — dann starb mir mein Weib, dann die beiden Kinder, und jetzt — verdien' ich mein Brod im Tagelohn bei den Bauern, und es ist ein schweres Brod!"

Der Alte holte tief Athem und drückte den Hut wieder in die Stirn. Es lag etwas Ergreifendes in dieser schlichten Erzählung, die in wenigen Worten das zerstörte Leben einer ganzen Familie aufrollte, zerstört durch das Unglück eines einzigen Tages.

„Das ist allerdings eine traurige Geschichte," sagte Paul, der mit aufrichtiger Theilnahme zugehört hatte. „Ich

glaubte, jenes Brandunglück sei im Laufe der Jahre vergessen und überwunden worden. Für Sie und die Ihrigen ist es aber doch eine allzu schwere Schickung gewesen."

„Schickung?" lachte der Bauer höhnisch auf. „Nun, unser Herrgott hat den Brand nicht geschickt — das wissen wir besser!"

Der junge Mann stutzte.

„Wie soll er denn sonst entstanden sein? Was meinen Sie?"

„Das können Sie freilich nicht wissen. Sie sind ja fremd hier — das sieht man. Sie gehören wohl in die Försterei?"

„Nein, ich gehöre anderswo hin," versetzte Paul lächelnd über den Irrthum, den seine einfache Jagdkleidung hervorrief. Er faßte in seine Tasche, besann sich aber und hielt inne. Der Mann dort sah wohl dürftig aus, aber es lag etwas in seinem Wesen, was ein Almosen entschieden verbot, und dennoch hätte ihm Paul so gern eine Unterstützung zu Theil werden lassen, indessen er wußte sich zu helfen.

„Wenn Sie im Dorfe wohnen, so kann ich Ihnen vielleicht von Nutzen sein," sagte er freundlich. „Ich werde mit dem Castellan des Schlosses sprechen, damit er Ihnen leichtere und lohnendere Arbeit giebt, als Sie bei den Bauern finden. In den Schloßgärten werden ja immer Leute ge-

braucht. Berufen Sie sich nur auf den jungen Baron Werdenfels."

Die Augen des alten Mannes öffneten sich plötzlich weit, und seine Hände umklammerten den Bergstock, als wollten sie ihn zerbrechen.

„Auf den jungen Baron?" wiederholte er. „Sie gehören also zu ihm — zu dem Werdenfels?"

„Gewiß," entgegnete Paul unbefangen. „Ich führe den gleichen Namen; der Freiherr ist mein Verwandter — aber was ist Ihnen denn?"

„Fort!" stieß der Bauer rauh und wild hervor. „Kommen Sie mir nicht nahe! Ich will nichts von ihm und seiner Sippschaft, und wenn ich am Verhungern wäre — ich nähme kein Stück Brod von Euch. Er ist auch bei mir gewesen, damals, als er Herr auf Werdenfels wurde, und hat mir Geld geboten — vor die Füße habe ich es ihm geworfen, und wenn er nicht zur rechten Zeit gegangen wäre, ich hätte ihn niedergeschlagen sammt seinem verdammten Almosen!"

Dieser plötzliche, unbegreifliche Ausbruch und die wuthverzerrten Züge des Mannes brachten Paul zu dem Glauben, er habe es mit einem Irrsinnigen zu thun; er griff unwillkürlich zur Flinte, sagte aber zugleich in beschwichtigendem Tone:

„Es ist ja kein Almosen, was ich Ihnen biete, nur Arbeit und Verdienst. So besinnen Sie sich doch! Wir sind uns ja ganz fremd, und ich habe Ihnen nichts zu Leide gethan."

„Sie sind ein Werdenfels — das ist genug!" knirschte der Bauer, dessen Wuth sich nur noch zu steigern schien. „Sagen Sie ihm — dem Freiherrn — der Eckfried ließ ihn grüßen, und er soll sich wahren, daß ihm sein Schloß nicht auch einmal lichterloh über dem Kopf brennt, wie mir mein Hof! Er soll sich nicht herauswagen aus seinem Felseneck; sonst — sonst könnte es ihm gehen, wie meinem armen Buben!"

Er schüttelte drohend die Faust, wandte sich dann um und ging, so schnell der gelähmte Fuß es ihm gestattete. Paul stand regungslos und sah ihm nach, bis er hinter den Bäumen verschwand. So räthselhaft jene Worte auch klangen, sinnlos waren sie nicht. Der Mann war kein Irrsinniger; er wußte offenbar ganz genau, was er sprach. Paul dachte an den seltsamen Empfang, der ihm bei dem Pfarrer Vilmut zu Theil geworden war, an die Warnung seines Onkels, sich nicht im Dorfe zu zeigen, und der geheime, furchtbare Sinn jener Drohung begann ihm langsam aufzudämmern. Aber in demselben Augenblicke, wo er den Gedanken faßte, warf er ihn auch schon weit von sich.

„Sind die Leute denn toll da unten im Dorfe?“ rief er unmuthig. „Raimund von Werdenfels, der erste Grundherr der Provinz, der Freiherr aus dem ältesten Geschlecht — und solch ein hirnloser Verdacht! Aber das kommt von den Sonderlingslaunen; das kommt davon, wenn man förmlich etwas darin sucht, den Leuten unheimlich und unbegreiflich zu erscheinen! Er hat es mir ja selbst gesagt, daß sie ihn für eine Art Hexenmeister halten; jetzt bilden sie sich im vollen Ernste ein, er habe ihnen das Unglück herangehext, und Hochwürden der Herr Pfarrer duldet und nährt vielleicht noch gar diesen Aberglauben, anstatt ihn zu bekämpfen. Sollte man glauben, daß dergleichen in unserer Zeit und in unserem Lande noch möglich ist?“

Der junge Mann machte seinem Aerger über die mangelnde Volksaufklärung nachdrücklichst Luft, während er tiefer in den Wald hineinschritt. Da gewahrte er in einiger Entfernung einen Reiter und erkannte zu seiner Ueberraschung Raimund von Werdenfels. Er wußte, daß dieser überhaupt nur sehr selten das Schloß verließ, und hatte im Marstall mit heimlicher Verwunderung den Tigerschimmel gesehen, den man ihm als das Lieblingspferd des Freiherrn bezeichnete. Das schöne, aber sehr feurige und ungeduldige Thier erforderte unbedingt einen kraftvollen, unerschrockenen Reiter, und der krankhaft müde Raimund mit

seinen weißen durchsichtigen Händen, an denen die blauen Adern so scharf hervortraten, vermochte es doch sicher nicht, den wilden Emir zu bändigen.

Emir schien indessen an seinen Herrn gewöhnt zu sein, so selten er ihn auch trug; denn er trabte ruhig dahin. Der Freiherr hatte nicht einmal einen Reitknecht bei sich; er war ganz allein, aber er saß im Sattel mit derselben müden und theilnahmlosen Haltung, mit der er daheim in seinem Sessel lehnte, und hielt die Zügel so nachlässig in der Hand, als gelte es, das frömmste Thier zu leiten. Die prächtige Winterlandschaft schien ihn nicht im geringsten zu fesseln; er warf keinen Blick darauf und war so tief in Gedanken versunken, daß er seinen jungen Verwandten erst bemerkte, als dieser dicht vor ihm stand.

„Sieh da, Paul! Bist Du auch unterwegs?" fragte er mit flüchtigem Gruße, aber das Zusammentreffen schien ihm nicht angenehm zu sein.

„Die Sonne hat mich herausgelockt," entgegnete Paul. „Man war ja in den letzten Tagen wie gefangen im Schlosse bei diesem Sturm und Schneetreiben — und Du zogst Dich auch so vollständig zurück."

„Ich bin nicht wohl gewesen, bin es noch nicht," erklärte Raimund, indem er sein Pferd zu langsamerer Gangart anhielt, so daß Paul nebenher schreiten konnte.

Die Worte schienen kein bloßer Vorwand zu sein; denn Werdenfels hatte sich in den wenigen Tagen auffallend verändert. Die tiefen Linien auf der Stirn und in den Zügen traten schärfer hervor; die Augen, um welche sich dunkle Ringe zogen, sahen überwacht und fieberhaft aus, und um den Mund lag wieder jener Zug verbissenen Schmerzes, wie bei der letzten Zusammenkunft.

„Du bist krank gewesen?“ rief Paul, der jetzt in der That sah, daß nicht blos die vermeinte Ungnade ihn von den Gemächern des Onkels fern gehalten hatte. „Ich habe nicht das Geringste davon gehört; sonst hätte ich —“

„Es war nicht von Bedeutung,“ unterbrach ihn Raimund. „Mein altes Uebel, ein dumpfer Kopfschmerz, der mich oft wochenlang peinigt! Das muß ertragen werden.“

Paul fühlte die Kälte in dem Tone, der jedes Bedauern verbat. So sagte er nun auch seinerseits etwas kühl und gemessen:

„Du solltest Dir mehr Bewegung machen. Deine Gesundheit muß ja darunter leiden, wenn Du Dich so einschließest.“

Werdenfels erwiderte nichts, sondern ritt im Schritt weiter bis zum Ausgange des Waldes, den eine breite tiefe Schlucht begrenzte. Es war der Wildbach, der sich hier in das Thal hinabstürzte; jetzt war er freilich erstarrt,

und dichter Schnee lag auf den Baumwurzeln und Felstrümmern, über die er sonst hinweg schäumte. Drüben auf auf der anderen Seite streckte sich, gleichfalls schneebedeckt, eine freie Bergwiese hin, und dort wurde auch wieder die Windung des Fahrweges sichtbar, der weiter oberhalb durch den Wald führte.

Der Freiherr hielt sein Pferd an und blickte hinüber.

„Kennst Du den Punkt?“ fragte Paul, welcher der Richtung jenes Blickes folgte. „Man hat von dort die Aussicht über das ganze Thal; ich habe sie neulich entdeckt, aber ich kam von der anderen Seite. Schade, daß die Wiese von hier aus unzugänglich ist!“

„Unzugänglich — weshalb?“

„Nun, man müßte doch nothgedrungen in die Schlucht hinein und auf der anderen Seite wieder hinaufklettern. Ich brächte das im Nothfall zu Stande, aber Du — oder willst Du vielleicht über das Hinderniß wegsetzen?“

Die Frage klang scherzhaft, aber es spielte doch ein leises Spottlächeln um die Lippen des jungen Mannes, als er sich seinen Onkel in dieser Situation vergegenwärtigte.

Werdenfels mußte das bemerkt haben; denn er richtete sich plötzlich empor. Der müde, halb gebrochene Mann saß auf einmal fest und sicher im Sattel, und seine Hand

faßte energisch die Zügel. Dabei brach wieder jenes seltsame blitzähnliche Aufflammen aus seinen Augen, während er, ohne ein Wort zu sprechen, dem Pferde die Sporen in die Seiten setzte, und im nächsten Augenblicke flogen Roß und Reiter in mächtigem Satze über die Schlucht, und drüben gruben sich die Hufe des Thieres tief in den Schnee ein.

Paul stand wie gelähmt vor Ueberraschung bei diesem Wagstück, das weder Roß noch Herrn besonders anzustrengen schien; denn Emir stand ganz ruhig auf der Wiese, und der Freiherr rief mit voller Gelassenheit hinüber:

„Nun, Paul, willst Du nicht auch herüberkommen?“

Der junge Mann gehorchte; er kletterte in die Schlucht und stieg auf der anderen Seite wieder empor, aber die Sache war doch schwieriger, als er geglaubt hatte, und er kam ganz erhitzt drüben an.

„Raimund, um Gottes willen, wie konntest Du meinen Scherz so ernst nehmen!“ rief er vorwurfsvoll. „Das war ja eine Tollkühnheit sonder Gleichen! Was veranlaßte Dich — —?“

„Dein Lächeln!“ sagte Raimund scharf. „Du wußtest vielleicht selbst nicht, wie mitleidig es war. Du siehst — es giebt doch wenigstens einen Punkt, in dem ich es noch mit Dir aufnehme.“

„Nein, darin bist Du mir überlegen," versetzte Paul ehrlich. „Ich thue mir auf meine Reitkunst etwas zu Gute, aber diese Schlucht hätte ich denn doch nicht so ohne Weiteres genommen, und ein anderes Pferd als Emir hätte auch den Sprung versagt. Gott sei Dank, daß das Wagstück noch so glücklich ablief! Es hätte Dir das Leben kosten können."

Raimund zuckte die Achseln.

„Vielleicht! Um so besser für Dich!"

„Wie meinst Du?"

„Ich meine, daß Du Dich über einen solchen Fall nicht gerade zu beklagen hättest — oder hast Du wirklich noch niemals daran gedacht, daß mein Tod Dich zum Herrn von Werdenfels macht?"

Der junge Mann erröthete heftig. Er hatte vorhin erst ein glänzendes Luftschloß gebaut, in dem er sich als Herr und Gebieter von Werdenfels erblickte, und das drückte ihn jetzt wie eine Schuld, obgleich er dabei mit keiner Silbe an den Tod seines Onkels gedacht hatte. Der Freiherr sah dieses Erröthen und lächelte, aber es war ein schlimmes Lächeln.

„Ich mache Dir durchaus keinen Vorwurf daraus," fuhr er fort. „Es ist das Schicksal jedes Erblassers, daß die Erben auf seinen Tod warten, und uns knüpfen ja

nur rein äußerliche Verwandtschaftsbande an einander. Fasse Dich in Geduld! Vielleicht ist das Ziel Deiner Wünsche nicht mehr weit entfernt."

Die herben Worte schienen eigens darauf berechnet zu sein, den jungen Mann zu stacheln und zu beleidigen, und sie erreichten das auch; er fuhr empört auf:

„Raimund, was denkst Du von mir! Womit habe ich es verdient, von Dir als ein Erbschleicher angesehen zu werden, der jeden Athemzug berechnet, der ihn noch von seinem Erbe trennt? Du weißt am besten, daß Du frei über Deine Besitzungen verfügst, daß ich keinen anderen Anspruch darauf habe, als den Du selbst mir zugestehst, und ich weiß es jetzt, daß das Geständniß meiner Liebe mir Dein Wohlwollen gekostet hat. Ich bin darauf gefaßt, die Folgen zu tragen."

„Und wenn ich Dir nun in der That die Wahl stellte zwischen dieser Liebe und dem dereinstigen Besitz von Werdenfels," sagte Raimund langsam und jede Silbe betonend, „würdest Du trotz alledem an Deiner Neigung festhalten?"

Paul erbleichte und zögerte mit der Antwort; so schroff und rücksichtslos hatte er sich die Frage doch noch niemals gestellt, aber sein Schwanken dauerte nur einige Secunden; dann erwiderte er fest:

„Trotz alledem!“

„Wirklich? Ich hätte Dir diese Romantik gar nicht zugetraut. Die Augen, die Dir ‚wie glückverheißende Sterne aufgingen‘, scheinen ja im Handumdrehen aus dem Leichtsinn einen idealen Schwärmer gemacht zu haben.“

Paul hörte nicht die furchtbare, mühsam verhaltene Gereiztheit, die sich hinter den Worten barg; er hörte nur den Hohn darin, und das raubte ihm jede Ueberlegung, von der er ohnehin nicht allzuviel besaß.

„Ich hoffe Dir zu beweisen, daß ich noch mehr kann, als nur schwärmen,“ brach er heftig aus. „Du magst meine Liebe mißbilligen — verspotten lasse ich sie nicht, auch von Dir nicht! Du begreifst es wohl, wenn ich Dich jetzt um die Erlaubniß bitte, Felseneck verlassen zu dürfen.“

Er hätte sich von dem Vorwurf, daß es ihm um die Erbschaft zu thun sei, nicht nachdrücklicher reinigen können, als durch dieses trotzige Aufflammen, das unfehlbar zu einem Bruche führen mußte, aber der Freiherr war nun einmal unberechenbar; anstatt in Zorn zu gerathen, sah er den jungen Mann fest und prüfend an; dann sagte er mit vollkommener Ruhe:

„Willst Du jetzt schon nach Buchdorf übersiedeln? Ich rathe Dir nicht dazu; denn der Pächter hat es bis zum Frühjahr noch contractlich in Händen. Du würdest

da als Gutsherr einstweilen noch eine unbequeme Stellung haben."

„Ich als Gutsherr?"

„Nun, ich habe Dir Buchdorf doch als Eigenthum zugesagt. Denkst Du, ich werde mein Wort nicht halten? Justizrath Freising hat das Document bereits ausfertigen lassen, und ich habe es unterschrieben. Du wirst es zu Hause auf Deinem Schreibtische finden."

Paul war so bestürzt über diesen jähen Wechsel von Ungerechtigkeit und Güte, daß er keine Worte fand. Die eiskalte Art freilich, in der das Geschenk geboten wurde, schien die Güte auszuschließen.

„Du willst ja keinen Dank," sagte er endlich. „Du hast ihn neulich so schroff zurückgewiesen, daß ich mich scheue, auch nur ein Wort davon zu sprechen. Raimund — warum nimmst Du mir denn jede Freude an Deinem so überreichen Geschenk, indem Du es mir so bietest?"

Der Vorwurf blieb nicht ohne Wirkung; zwar wich der herbe Ausdruck nicht aus Raimunds Zügen, aber seine Stimme klang doch milder, als er erwiderte:

„Laß das, Paul! Vielleicht bin ich ungerecht gegen Dich — ich kann es nicht ändern. Du siehst wenigstens, daß ich dich mit keinem Zwange binden will. Von heute an bist Du Dein eigener Herr und hast weder nach

meinem Wohlwollen noch nach meinem Mißfallen mehr zu fragen."

Er war während des Gesprächs langsam über die Bergwiese geritten, und sie erreichten soeben jenseits wieder den Saum des Waldes, als Emir sich plötzlich wild aufbäumte. Paul sah es nicht, daß der Reiter die Schuld trug, der auf einmal jäh und heftig in die Zügel griff; er glaubte, das Thier scheue vor der fremden Gestalt, die soeben zwischen den Bäumen hervortrat. In der nächsten Secunde erkannte er aber diese Gestalt und rief in lebhaftester Ueberraschung:

„Frau von Hertenstein!"

Es war in der That Anna von Hertenstein, die dort stand. Der Sprung des Pferdes mußte sie wohl erschreckt haben; denn sie war sehr bleich und ihre Augen hafteten starr und unverwandt auf Roß und Reiter, während sie zugleich eine Bewegung machte, als wolle sie wieder in den Wald zurückweichen, aber Paul war bereits an ihrer Seite.

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau!" sagte er beruhigend. „Das Pferd scheute nur einen Augenblick; hat es Sie erschreckt?"

„Nein, ich bin nicht schreckhaft!" erwiderte die junge Frau, aber ihre bebenden Lippen widerlegten die Worte.

Sie mochte das fühlen; denn sie trat rasch aus den Bäumen hervor in das Freie; es lag etwas Entschiedenes, beinahe Trotziges in diesem Hervortreten, aber Paul glaubte sie noch nie so schön gesehen zu haben, wie jetzt, wo sie in dem hellen Sonnenschein dastand. Ihr Anzug zeigte auch heute tiefes Schwarz, aber die enganschließende, pelzbesetzte Winterkleidung machte nicht mehr so ausschließlich den Eindruck der Trauer, und das kleine Pelzbarett ließ die ganze Fülle der schweren braunen Flechten sehen, die hier in der kalten Wintersonne des Hochgebirges ebenso warm und goldig schimmerten, wie dort im Lichte des Südens.

„Ich bin in Begleitung meines Onkels — der Freiherr von Werdenfels ist Ihnen bekannt, wie ich glaube," sagte Paul, nicht ohne Verlegenheit; denn er fühlte, daß bei der nun einmal herrschenden Feindschaft dieses Zusammentreffen ein peinliches sein müsse. Die Begrüßung entsprach denn auch seiner Erwartung; der Freiherr zog den Hut, und die Dame neigte das Haupt, beide gleich fremd und eisig. Dann wandte sich Frau von Hertenstein ausschließlich zu dem jungen Manne.

„Sie sind sicher überrascht, Herr von Werdenfels, mich hier zu sehen."

„Allerdings, gnädige Frau! Sie sind allein und zu Fuß, wie ich sehe —"

„Wir haben einen Unfall mit dem Schlitten gehabt," sagte Anna hastig, als gelte es, ihr Hiersein zu entschuldigen. „Unser Pferd stürzte auf der glatten Bahn und muß wohl ernstlich Schaden genommen haben; denn es war nicht wieder empor zu bringen. Mein Vetter Vilmut ist bei dem Gefährt zurückgeblieben, und ich will nach der Försterei, um dort Beistand zu erbitten. Hoffentlich bin ich auf dem rechten Wege; Gregor konnte mir nur die Richtung angeben."

„Nein, der Weg führt dort oben durch den Wald, er ist aber ganz verschneit, Sie können ihn unmöglich zu Fuß zurücklegen. Ich stelle mich indessen ganz zu Ihrer Verfügung und will selbst nach der Försterei eilen, wenn Sie glauben, daß meine Hülfe nicht ausreicht."

„Ich fürchte, sie wird nicht ausreichen — wir werden die Leute des Försters brauchen. Wenn Sie die Botschaft übernehmen wollen, Herr von Werdenfels, so werde ich Ihnen dankbar sein. Weisen Sie die Leute nur an, den Fahrweg thalabwärts zu verfolgen; ich kehre inzwischen zu meinem Vetter zurück."

Paul wäre nun allerdings am liebsten mit umgekehrt, selbst auf die Gefahr hin, dem Herrn Pfarrer Vilmut Beistand leisten zu müssen. Sein Eifer, der jungen Frau einen Dienst zu leisten, war aber viel zu groß, als daß er ihrer

Weisung nicht hätte folgen sollen, und überdies nahm er sich natürlich vor, die Hülfsmannschaften zu begleiten.

„Ich eile sogleich nach der Försterei,“ versicherte er. „Du entschuldigst mich wohl, Raimund — Auf Wiedersehen, gnädige Frau!“

Er zog grüßend den Hut und eilte davon, und schon in der nächsten Minute entzogen ihn die Tannen den Blicken der Zurückbleibenden.

Werdenfels hielt noch immer auf seinem Roß, und Anna von Hertenstein stand noch auf derselben Stelle, wo Paul sie verlassen hatte, jetzt aber grüßte sie, ebenso fremd und kalt wie das erste Mal, und wandte sich zum Gehen.

„Anna!“ sagte der Freiherr leise.

Sie bebte zusammen bei dem Klange, der kaum vernehmbar zu ihr hinüberwehte, und blieb wie gefesselt stehen, aber ihre Stimme klang unbewegt.

„Herr von Werdenfels?“

„Willst Du mir nicht auch noch den Freiherrntitel geben?“ fragte er bitter. „Anna, das ist das erste Mal seit Jahren, daß wir uns wiedersehen, und da glaubte ich doch nicht, daß Du so an mir vorübergehen würdest.“

Anna stand noch immer halb abgewendet, und sie hob den Blick nicht vom Boden empor, als sie antwortete:

„Wozu dieses Wiedersehen verlängern? Es ist uns

Beiden peinlich — leben Sie wohl, Herr von Werdenfels."

„Wenn Du wirklich gehen willst, ohne mir auch nur ein Wort zu gönnen — ich halte Sie nicht, gnädige Frau!"

Es lag ein ruhiger, aber schwerer Vorwurf in diesen Worten. Die junge Frau erwiderte nichts darauf, aber sie blieb. Raimund schwang sich aus dem Sattel und trat zu ihr, doch seine Nähe schien die alte Feindschaft wieder wach zu rufen. Anna richtete sich empor, und ihr ganzes Wesen war starre, eisige Abwehr, als sie sagte:

„Es ist ein Zufall, der mich heute in die Berge führt. Droben im Mattenhof liegt eine Schwerkranke; sie hat früher in Rosenberg im Dienst gestanden und verlangte mich noch einmal zu sehen. Deshalb entschloß ich mich, Gregor zu begleiten, sonst —"

„Hättest du den Umkreis von Felseneck nicht betreten," ergänzte Raimund. „Ich weiß es, aber wir sind Beide unschuldig an dieser Begegnung. Du bist über eine Stunde von dem Schlosse entfernt, und ich bin seit Wochen zum ersten Male wieder im Freien."

Anna sah auf, zum ersten Male während der ganzen Begegnung streifte ihr Blick die Züge des Freiherrn, und sie mußten ihr wohl anders erscheinen, als das Bild, das

sie davon in der Erinnerung trug; denn sie fragte mit verhaltener Stimme:

„Bist Du — krank gewesen?"

„Nein! Du willst sagen, ich habe mich in den letzten sechs Jahren sehr verändert? Ich gebe Dir das zurück. Es ist auch nicht mehr Anna Vilmut, das eben erblühende Mädchen, das jetzt vor mir steht. Du freilich hast seitdem andere Tage und Stunden erlebt als ich; das sieht man — ich begreife vollkommen die Triumphe, welche Frau von Hertenstein in den Salons der Residenz gefeiert hat."

Er hatte Recht, die Schönheit, die damals noch in der Knospe schlief, hatte sich jetzt zur vollsten Blüthe entfaltet; selbst der einfach dunkle Anzug vermochte nicht, sie zu beeinträchtigen; sie leuchtete nur sieghafter hervor aus der unscheinbaren Hülle. Die junge Frau stand wie die Verkörperung des reichen blühenden Lebens neben dem bleichen düsteren Manne, aber sie schien seine Worte wie einen Vorwurf zu empfinden.

„Der Präsident führte mich in die große Welt ein," erwiderte sie rasch. „Es war sein Wunsch, sein ausdrücklicher Wille, daß wir dort lebten, nicht meine eigene Wahl."

„Der Präsident! Wie fremd das klingt! Es ist ja doch Dein Gatte gewesen, der Mann, dem Du am Altare die Hand reichtest. Freilich, das war Vilmut's Werk! Es

war ihm nicht genug, Dich von mir zu reißen; er wollte noch eine unübersteigliche Schranke zwischen uns aufrichten, und dazu war ihm jedes Mittel recht. Mich hat er ja von jeher gehaßt, und nach Deinem Glücke fragte er nicht, als er Dich in die Arme des Greises warf."

Anna hatte ihrer jungen Schwester gegenüber geleugnet, daß bei ihrer Vermählung fremder Einfluß thätig gewesen war. Hier widersprach sie nicht. Sie ging schweigend über diesen Punkt hinweg und entgegnete nur:

„Du irrst. Ich bin an Hertenstein's Seite nicht unglücklich gewesen und jetzt —"

„Bist du Wittwe."

„Ja!"

Es klang hart und kalt, dieses „Ja", Raimund verstand es, und der matte, verschleierte Ton, in dem er bisher gesprochen hatte, gewann eine herbe Beimischung, als er fortfuhr:

„Du brauchst mich nicht an die Kluft zu erinnern, die uns trennt. Ich kenne sie hinreichend, aber es giebt Andere, die Hoffnungen darauf bauen, daß Du wieder frei geworden bist. Vielleicht stößest Du den nächsten Herrn von Werdenfels nicht zurück, wenn er Dir Herz und Hand bietet. Seine Hand ist ja rein, und ich" — seine Lippen zuckten — „ich darf vielleicht den Freiwerber meines Neffen bei Dir machen."

In dem Antlitze der jungen Frau gab sich eine peinliche Ueberraschung kund.

„Deines Neffen? Du meinst den jungen Baron von Werdenfels?“

„Gewiß, er hat Dich in Italien kennen gelernt. Solltest Du wirklich seine Huldigungen nicht bemerkt haben?“

„Ich habe nicht das mindeste Gewicht darauf gelegt. Solch eine flüchtige Jugendschwärmerei ist schwerlich ernst zu nehmen.“

„Du täuschest Dich; Paul nimmt es so ernst mit seiner Liebe, daß er sich nicht einen Augenblick bedachte, zwischen Dir und dem Besitze von Werdenfels zu wählen. Ich bin überzeugt, er wird schon in den nächsten Tagen mit seiner Werbung vor Dich hintreten.“

„Das ahnte ich nicht,“ sagte Anna gepreßt. „Ich hoffte, es würde mir erspart bleiben, ihm wehe zu thun.“

„Du liebst ihn also nicht?“

„Ich — Paul Werdenfels?“

Das mitleidige Erstaunen, das in der Frage lag, sprach dem armen Paul das Urtheil. Man sah es deutlich: er hatte nie auch nur die geringste Regung in dem Herzen der jungen Frau erweckt. Auch Raimund sah das, und unwillkürlich entrang sich ein tiefer Athemzug seiner Brust.

„So verzeih die Frage!“ sagte er leise. „Ich glaubte es einen Augenblick lang.“

Emir war inzwischen sehr unruhig geworden. Dem feurigen Thiere behagte das lange Stillstehen nicht, und es gab deutlich sein Mißfallen darüber zu erkennen; es schnaubte und stampfte ungeduldig den Schnee. Raimund trat zu ihm und strich mit flüchtiger Liebkosung über den schlanken Hals, während er die Zügel um den Arm schlang. Das Pferd wurde augenblicklich ruhig unter der Hand seines Herrn, den es sehr zu lieben schien, aber es wendete den Kopf und blickte mit seinen klugen Augen zu der jungen Frau hinüber, die dort unter den Tannen stand und jetzt schweigend in die Ferne hinaussah.

Die Bergwiese lag ziemlich hoch am freien Abhange und bot einen weiten Ausblick über das schneebedeckte Gebirge. Die Eisjungfrau hatte ringsum ihre weißen Schleier gebreitet; in jenem wilden Schneesturme, mit dem sich der Winter ankündigte, war sie in das Thal herabgestiegen, und unter ihrem eisigen Hauche erstarrte das Leben, das sich noch in den Spätherbst hinüber gerettet hatte. Aber auf ihren Wink war eine neue Welt voll märchenhafter Schönheit erstanden, eins jener Zauberreiche aus funkelndem Krystalle, von dem die Sagen erzählen. In geisterhafter Schönheit ragten die weißen Berggipfel empor in

das kalte klare Blau des Himmels und scharfe tiefblaue Schatten lagerten in den Schluchten und Klüften, wohin die Sonne nicht drang. Die Wasserfälle, die sonst brausend in das Thal niederschäumten, hingen erstarrt an den Felswänden. Im Sturze hatte sie der Frost aufgefangen und seltsam zackige Gebilde daraus geschaffen, die wie blinkende Geschmeide an dem Schneegewande niederhingen. Auch die schroffen Klippen, die dunklen Wälder standen in krystallener Pracht da, und überall funkelte und glänzte es, als hätten unsichtbare Hände all die Sagenschätze des Gebirges darüber ausgestreut.

Ueber dem allem aber thronte die sagenhafte Geisterspitze so klar, daß man deutlich ihre Schneefelder und das bläuliche Eis ihres Gipfels unterscheiden konnte; sie schien förmlich zu schwimmen im Sonnenlicht.

Aber es war eine kalte Wintersonne, und sie leuchtete einer erstorbenen Welt. Kein Rauschen und Flüstern wehte mehr aus dem Walde; die Tannen standen unbeweglich, und ihre Zweige senkten sich schwer unter ihrer Schneelast, die sie trugen. Keine Quellen rieselten mehr über den Boden; der helle Strahl war versiegt, gefangen. Es herrschte eine gespenstige Oede in dieser funkelnden Märchenwelt; alles Leben darin schien gebannt zu sein — ringsum nur Todesruhe und Todesschweigen.

Da strich ein Windhauch über die verschneite Bergwiese und trug wie aus weiter Ferne einen Ton herüber. Es war ein Wallen und Rauschen, das aus der Tiefe emporzusteigen schien, das jetzt halb verwehte und dann wieder deutlicher heraufklang. Dort unten, wo das Thal sich schloß, brach aus Höhlen und Klüften, die noch keines Menschen Fuß je betreten hatte, der Bergstrom hervor, diese mächtige Lebensader des Gebirges, die allein nicht zu ertödten war. Bis in die geheimnißvollen Tiefen, wo seine Quellen ruhten, drang nicht die Macht der Eisjungfrau, die sonst alles niederzwang. Sie versuchte es vergebens, seinen Lauf zu hemmen, ihn mit ihren eisigen Armen festzuhalten und zu ersticken. Er rang sich immer wieder empor zum Lichte, entwand sich immer wieder den Banden, welche ihn bedrohten, und durch eisumstarrte Schluchten, über schneebedecktes Felsgeröll eilte er nur stürmischer dahin — das einzige unbezwungene Leben in dieser todten Natur.

Das Rauschen drang nur dumpf zu der einsamen Bergeshöhe empor, wo die Beiden standen, die sich jetzt so fern waren und sich doch einst so nahe gestanden hatten, aber es klang etwas darin, wie eine Erinnerung an das todte Frühlingsleben, das auch ihnen geblüht hatte und nun versunken war auf Nimmerwiederkehr.

So leise und träumerisch wallte das Meer, damals als sie zum ersten Male einander begegneten. Ein Zufall hatte die deutschen Landsleute am Lido zusammengeführt, und jetzt trug sie das Schiff gemeinsam zurück nach Venedig. Die Fluth erglänzte in purpurnem Abendschein; fern und still zogen die Segel der Fischerboote dahin, roth angestrahlt von dem sinkenden Lichte, und dort drüben lag die alte Meeresstadt mit ihren marmornen Palästen und Kirchen, wie verklärt in der Gluth und Glorie des Sonnenunterganges.

Aber der junge Fremde sah nichts von alledem; sein Auge haftete unverwandt auf dem schönen ernsten Mädchen, das ihm gegenüber an der Seite der alten Dame saß; er konnte den Blick nicht losreißen von diesem Antlitze.

Dann kam jene Mondnacht, wo der Dampfer die Reisenden wieder zurückführte nach den deutschen Küsten, wo die Marmorstadt wie eine leuchtende Fata Morgana weiter und weiter zurückwich und endlich wie ein großer flammender Stern in den Wogen versank, aber es war kein Stern des Glückes gewesen. Und dann nahte jener Frühlingstag in den heimischen Bergen, der endlich das ersehnte Alleinsein brachte, und mit ihm das Geständniß, das die Lippen bisher noch nicht ausgesprochen. Da strömte die Empfindung voll und heiß aus der Brust des Mannes,

und der Ernst des Mädchens schmolz in weiche glückselige Hingebung. Damals blühte und duftete alles ringsum; die Wälder rauschten im Frühlingswinde; die Bäche schäumten von den Felsen; das Gebirg lag in Duft und Sonnengold, und die Beiden, deren Herzen sich gefunden, hatten sich gelobt, an einander fest zu halten in allen Lebensstürmen.

Der Sturm war gekommen und hatte jenen Schwur zerbrochen und vernichtet, als er die Beiden aus einander riß. Den Einen trieb er in die öde, weltverlorene Einsamkeit, wo es keine Liebe und kein Glück mehr gab, und die Andere führte er mitten hinein in das glänzende Treiben der Welt und des Lebens, das ihr vielleicht ebenso öde war. Jetzt, nach Jahren, standen sie zum ersten Male wieder bei einander — und zwischen ihnen starrte Schnee und Eis!

Annas Augen ruhten wieder forschend auf den Zügen des Freiherrn, als wolle sie enträthseln, was in jenen tiefen Linien geschrieben stand, und sie mußte wohl Schweres darin lesen; denn sie brach das minutenlange Schweigen.

„Raimund!“

Er wandte sich um, einen Moment lang zog ein flüchtiges Aufleuchten über sein Antlitz, als er seinen Namen von diesen Lippen hörte, dann aber legte sich wieder die

alte Starrheit über die bleichen Züge. Er trat zu ihr, und das Pferd, dessen Zügel er noch immer hielt, folgte ihm geduldig; es zeigte keine Spur seiner sonstigen Wildheit; es senkte schmeichelnd den schönen Kopf zu seinem Herrn nieder und ließ ein leises Wiehern hören.

„Das Thier scheint Dich sehr zu lieben," sagte Anna.

„Ja, ich sehe meinen Emir auch täglich, so selten ich ihn reite. Er ist das Einzige auf der Welt, was mich noch liebt."

„Und wohl auch das Einzige, was Du liebst! Du fliehst ja Welt und Menschen und zeigst ihnen deutlich genug, daß Du sie verachtest."

„Glaubst Du, daß es die Liebe der Menschen gewesen ist, die mich hinaufgetrieben hat in meine Einsamkeit?" fragte Raimund mit schwerer Betonung. „Frage Deinen Vetter Vilmut danach! Er kann Dir Auskunft geben; denn er hat den Riß, der mich von denen dort unten im Thal trennte, zur endlosen Kluft erweitert."

„Gregor hat Dir den Weg zur Versöhnung gezeigt — Du wolltest ihn nicht gehen."

„Nein! Ich weiß, was ich der Vergangenheit abzutragen habe — vor dem Hochmuth des Priesters beuge ich mich nicht."

Es lag eine ungewohnte Energie in den Worten; auch

der jungen Frau schien das aufzufallen; denn sie streifte den Sprechenden mit einem halb verwunderten Blick, dann aber sagte sie ernst:

„Gregor ist nicht hochmüthig. Was er auch thun und fordern mag, er hat immer nur seine Priesterpflicht vor Augen, aber er kann erbarmungslos sein im Dienste dieser Pflicht.“

„Das habe ich erfahren! Er hat mich in den Bann gethan, und seine getreue Heerde folgte dem Befehl ihres Hirten. Ich bin geächtet auf meinem eigenen Grund und Boden.“

„Und wer trägt die Schuld daran? Gregor oder Deine seltsame Art zu leben, die weit und breit das Märchen der Gegend ist? Da läßt Du in öder Felsen=einsamkeit ein Schloß voll fürstlicher Pracht entstehen und vergräbst Dich darin vor jedem menschlichen Auge. Du wirfst Unsummen hin für Werdenfels und seine Gärten und läßt sie veröden, ohne daß sie der Fuß eines Frem=den auch nur betreten darf. Du ziehst einen Bannkreis um Deine Person, den Niemand überschreiten, Niemand durchbrechen darf, und nährst mit eigener Hand all jene unheimlichen Gerüchte über Dich. Du hast keinen Blick, keinen Gedanken für die Menschen, die dort auf Deinen Gütern arbeiten und darben und Tag für Tag mit der

Noth des Lebens ringen. Was fragst Du denn auch nach ihrem Elend oder ihrem Glücke? Du stehst unzugänglich und unnahbar auf Deiner Felsenhöhe!"

„Am Abgrund!" ergänzte Werdenfels. „Du weißt nicht, was für Tage und Stunden ich da oben verlebt habe; Du kennst nicht die Versuchungen dieses Abgrundes. Er hat mich mehr als einmal gelockt, in seiner Tiefe Vergessenheit zu suchen, und mit der Vergangenheit auch den alten Fluch zu begraben."

Ein tiefes Erschrecken zeigte sich in dem Antlitz der jungen Frau, dann aber nahm es den Ausdruck jener unbeugsamen Härte an, der ihr bisweilen eigen war, und dieselbe Härte klang aus ihrer Stimme, als sie antwortete:

„Das ist die letzte Zuflucht der Schwäche — Männer sühnen ihre Schuld!"

Raimund richtete sich empor; in seinem Auge begann etwas aufzuglühen, wie Funken unter der Asche, aber noch verschleierte sich die Tiefe dieses Blickes.

„Also bin ich nur ein Schwächling in Deinen Augen?"

„Ein Träumer bist Du, der es nicht wagt, in den hellen Sonnenschein zu schauen, weil er ihm weh thut nach der langen Nacht, weil er nicht ungestört darin weiter träumen kann. Wach' auf, Raimund! Entreiß Dich diesem Hinbrüten, das Deine letzte Kraft verzehrt! Ich habe

nicht geglaubt, daß unsere Trennung das aus Dir machen würde."

Raimund ließ mit einer heftigen Bewegung die Zügel fallen. Man sah es, wie der halb verächtliche Ton ihn verwundete, und hörte es, wie seine Stimme mehr und mehr die dumpfe Ruhe verlor.

„Nicht solche Worte, Anna!" sagte er finster. „Haß kann ich ertragen, und ich habe viel davon erfahren mein Leben lang, Verachtung trage ich nicht."

„So zeige, daß Du sie nicht verdienst!" sagte Anna in steigender Erregung. „Es ist viel in Deine Hände gegeben, und die Menschen dort unten haben ein Leben von Dir zu fordern. Du bist es ihnen schuldig. Versuche es, tritt mitten unter sie und wirb um Versöhnung und Du wirst sie finden!"

„Meinst Du?" fragte Werdenfels schneidend. „Es wäre nicht das erste Mal, daß ich es versuchte! Ich habe es damals nach dem Tode meines Vaters gethan. Weißt Du, wie der alte Eckfried mir antwortete, als ich in seine Hütte trat? Er riß den Stutzen von der Wand und drohte mich niederzuschießen, wenn ich noch einmal den Fuß über seine Schwelle setzte. Und so ging es weiter; wohin ich mich auch wandte, überall trat mir der alte Haß, die alte Feindschaft entgegen. Sie stießen mich Alle zurück, Alle — sogar meine Braut!"

Das stolze zürnende Auge der jungen Frau senkte sich; sie hatte keine Erwiderung auf den letzten Vorwurf.

„Von dem Augenblicke an, wo Vilmut das Geheimniß unserer Liebe entdeckte, war ihr Urtheil gesprochen," fuhr Raimund fort. „Du folgtest ihm blindlings, und ich wurde ungehört verdammt."

„Ungehört? Ich hätte keinem andern Zeugniß auf der Welt geglaubt, als Deinem eigenen. Ich selbst habe Dich in das Pfarrhaus gerufen, wo unsere letzte Unterredung stattfand."

„In Vilmut's Gegenwart! Er stand zwischen uns mit seinem Eisesblick und wehrte jede Verständigung. Wäre ich nur eine Minute lang mit Dir allein gewesen, ich hätte den Weg zu Deinem Herzen gefunden, trotz alledem, was geschehen war. Aber Du verweigertest mir das Alleinsein."

„Weil es nutzlos gewesen wäre. Ich hatte nur eine einzige Frage an Dich, und ein einziges ‚Nein' aus Deinem Munde hätte alles wieder gut gemacht. Du hast dieses Nein nicht gesprochen; Du schlugst das Auge zu Boden. Dein Schweigen war es, was uns trennte, nicht eine fremde Macht."

„Und was hätte ich Dir denn sagen sollen?" fragte Raimund langsam. „Ich wußte ja, es war alles vergebens, so lange dieser Priester an Deiner Seite stand, der nur verurtheilen und verdammen kann, dem das Wort Verzeihung

fremd ist. Ich habe es ja noch einmal versucht, Dir zu schreiben, trotz Deines Verbotes, und Dir rückhaltslos alles enthüllt. Nach drei Tagen kam die Antwort, aber sie war von der Hand Deines Vetters und lautete: ‚Anna Wilmut ist seit gestern die Braut des Präsidenten Hertenstein!' — Bis dahin hatte ich all dem Haß noch Stand gehalten; jetzt gab ich den Kampf auf — für immer — und floh in die Einsamkeit."

Es folgte eine lange schwere Pause; die junge Frau stand unbeweglich da, aber sie war sehr bleich geworden, und es schien, als ringe sie nach Athem.

„Was — was stand in jenem Briefe?" fragte sie endlich leise.

Raimund richtete das Auge voll und finster auf sie; wieder zeigte sich jener seltsame Funke darin, jene Gluth unter der Asche.

„Das weißt Du ja," erwiderte er; „oder — hast Du den Brief nicht gelesen?"

„Nein."

„Er wurde aber doch in Deine eigenen Hände gelegt. Ich weiß, daß es geschah, und Du hast ihn nicht gelesen?"

Das Drohende, das in dieser Frage lag, rief Annas Trotz wach. „Nein," wiederholte sie. „Ich hatte bereits

dem Präsidenten mein Wort gegeben, als ich jenes Schreiben empfing, und damit war das Loos über mein Schicksal geworfen — der Brief wurde uneröffnet verbrannt."

Werdenfels fuhr auf; seine Hand ballte sich, und in seinem Auge loderte wieder jene Flamme empor, die wie ein zuckender Blitz die dunklen Tiefen enthüllte. Ein stürmisches leidenschaftliches Wort schien sich auf seine Lippen zu drängen, aber er bezwang sich.

„Verzeih!" sagte er nach einer secundenlangen Pause mit erzwungener Kälte. „Dann allerdings hatte ich mich an eine falsche Adresse gewandt."

„Was stand in dem Briefe?" fragte Anna noch einmal unruhig und dringend.

„Was Du auch verworfen hättest; denn es war ja ein Schuldbekenntniß!" brach Raimund in grenzenloser Bitterkeit aus. „Ich wandte mich an die Liebe der Frau, die mir gelobt hatte, die Meine zu werden. Die Liebe verzeiht ja alles, und sie hätte verziehen; Du aber, die Du meine letzte verzweifelnde Bitte ungelesen den Flammen preisgabst, Du hast mich nie geliebt. Gregor Vilmut und Du, Ihr seid einander gleich; Ihr steht so fest und sicher auf Eurer Tugendhöhe und blickt mitleidslos herab auf den Träumer, den Schuldigen. Ihr wißt ja nicht, was es heißt, wenn auf ein junges Leben ein Fluch geworfen wird und das

ganze fernere Dasein hinfort nur ein Kampf, ein Ringen mit diesem Fluche ist. Ich habe das erfahren — leb' wohl!"

Er wandte sich von ihr, schwang sich in den Sattel und gab dem Pferde die Zügel, das, froh der endlich gewonnenen Freiheit, über die Wiese hinjagte. Es nahm einen mächtigen Anlauf und setzte wieder über die Schlucht. Zum zweiten Male wurde das Wagestück unternommen, und zum zweiten Male gelang es. Der Reiter hörte nicht den halb erstickten Angstruf, der ihm nachhallte; er wandte sich nicht um, sondern sprengte hinein in die Waldlichtung.

Anna stand allein unter den Tannen; ihre Lippen waren zusammengepreßt wie im Zorn oder Schmerz, aber ihr Auge hing noch immer an jener Lichtung. Starr und schwer senkten sich die Zweige des Baumes über ihr unter der Schneelast, und starr und weiß war alles ringsum. Aber aus der Tiefe drang wieder jenes Hallen und Rauschen empor, fern und geheimnißvoll, als flüsterten darin all die Stimmen jenes tausendfachen Lebens, das in der eisigen Hülle gefangen lag. Es war gebannt und versunken — erstorben war es nicht.

---

Buchdorf, das Gut, welches der Freiherr seinem jungen Verwandten zum Geschenk gemacht hatte, lag nur einige Stunden von Werdenfels entfernt. Es war nicht so groß

und prächtig wie dieses, aber doch ein schönes Rittergut mit stattlichem Herrenhause und schattigem Park. Paul hatte in der That die Schenkungsurkunde mit der Unterschrift Raimunds auf seinem Schreibtische gefunden und sein neues Eigenthum auch bereits in Augenschein genommen. Das Gut befand sich allerdings vorläufig noch in den Händen des Pächters, der es bisher bewirthschaftet hatte und mit seiner Familie sogar das Herrenhaus bewohnte. Der neue Gutsherr sah ein, daß er mit der Uebersiedelung bis zum Frühjahr warten müsse, wo der Pachtcontract ablief, und überdies fühlte er sich gerade jetzt verpflichtet, den Wünschen des Freiherrn nachzukommen und vorläufig in Felseneck zu bleiben.

Augenblicklich befand sich Paul in seinem Schlafzimmer und war mit der Toilette beschäftigt, die ihn heute sehr in Anspruch nahm. Er musterte sich wiederholt im Spiegel und schwankte minutenlang zwischen der Entscheidung, ob er eine dunkle oder eine helle Halsbinde wählen solle.

Arnold, der ihm beim Ankleiden half, verrieth gleichfalls ein gesteigertes Selbstgefühl; denn „wir waren ja nun Gutsherr". Er hatte es natürlich durchgesetzt, daß sein junger Herr ihn mit nach Buchdorf nahm, hatte dort alles beaugenscheinigt und gefunden, daß ein Onkel, der so großartige Geschenke mache, des höchsten Respectes werth sei. Der Frei-

herr war überhaupt seit jener verunglückten Audienz sehr in der Hochachtung des alten Dieners gestiegen. Dieser hatte nicht allein die empfangene Lehre ganz ruhig hingenommen, sondern schien sogar eine Art Hochgefühl darüber zu empfinden, daß ihm endlich einmal Jemand imponirte. Er sprach seitdem nur in den Ausdrücken tiefster Bewunderung von dem Schloßherrn, und es fiel ihm nicht mehr ein, zu behaupten, daß dieser etwas verrückt sei. Werdenfels hatte ihm in nachdrücklichster Weise seine Vernünftigkeit klar gemacht.

„Die dunklen Handschuhe, Arnold!“ sagte Paul, was zur Folge hatte, daß Arnold ein Paar helle Handschuhe brachte und sie demonstrativ auf den Toilettentisch legte.

„Nehmen Sie diese, Herr Paul,“ sagte er. „Helle Handschuhe passen besser zu Ihrem Anzuge und sind überhaupt in der Ordnung, wenn man einen Antrag macht.“

Paul wandte sich um und sah ihn verwundert an.

„Ich? Woher weißt Du denn das? Ich habe Dir doch kein Wort davon gesagt!“

„Als ob man mir dergleichen zu sagen brauchte!“ meinte Arnold. „Sie nehmen ja das Ankleiden heute als eine Haupt- und Staatsaction. Sie haben den Wagen zur Fahrt nach Rosenberg bestellt, weil der lange Ritt Ihrem Anzuge schaden könnte; Sie sind überhaupt so merkwürdig auf-

geregt — Ihnen sieht man es ja schon auf zehn Schritte an, daß Sie auf Freiersfüßen gehen."

„So — das wußte ich nicht!" sagte Paul etwas ärgerlich, aber ohne zu widersprechen, während der alte Diener fortfuhr:

„Ich habe die Geschichte kommen sehen von dem Augenblicke an, wo ich erfuhr, daß unsere Reisebekanntschaft aus Venedig hier in der Nachbarschaft wohnt. Sie waren ja ganz unglaublich verliebt, und ich bin auch im Ganzen dafür, daß Sie heirathen."

„Wirklich, giebst Du mir die Erlaubniß dazu?" rief der junge Mann lachend. „Ich hatte allerdings vergessen, Dich danach zu fragen."

Arnold zuckte die Achseln.

„Sie fragen mich ja leider niemals, aber Sie haben keinen schlechten Geschmack — das muß man sagen. Frau von Hertenstein ist eine sehr schöne Dame, und nach allem, was man hört, auch eine sehr vernünftige Dame, und das können wir gebrauchen; denn wenn wir jetzt auch Gutsherr von Buchdorf sind, vernünftig sind wir noch lange nicht."

„Arnold, ich bitte mir jetzt ernstlich einen größeren Respect aus!" fuhr Paul auf, der in seiner neuen Würde als Gutsherr das Unpassende dieser Predigten doppelt empfand, und da er sich der Scene bei seinem Onkel erinnerte, so

nahm er gleichfalls eine vornehme Haltung an, wie dieser, und richtete einen niederschmetternden Blick auf seinen alten Vertrauten, aber da kam er bei diesem übel an.

„Blicken Sie nicht so, Herr Paul!“ sagte Arnold geringschätzig. „Sie können das dem gnädigen Onkel doch nicht nachmachen. Der blickt ganz anders; es wird Einem heiß und kalt dabei, wenn er auch kein Wort spricht, und man kann eigentlich gar nichts Anderes thun, als eine Verbeugung machen. Sie dagegen —“

„Ich verstehe das nicht, meinst Du?“ rief Paul hitzig. „Arnold, jetzt ist meine Geduld zu Ende! Ich werde in Zukunft mit Strenge darauf halten, daß Du in Deinen Schranken bleibst — merke Dir das! Und jetzt geh! Ich werde mich allein ankleiden!“

Anstatt zu gehorchen, stellte sich Arnold dicht vor seinen jungen Herrn hin und musterte dessen Anzug.

Aergern Sie sich nicht, Herr Paul!“ sagte er wohlwollend. „Dann steigt Ihnen das Blut in das Gesicht, und dann sehen Sie gar nicht gut aus. — Warum haben Sie denn die dunkle Halsbinde genommen? Sie steht Ihnen nicht — die gnädige Frau wird das auch finden, und überdies sitzt die Schleife schief.“

Damit begann er ruhig die dunkle Halsbinde abzunehmen und durch eine helle zu ersetzen, und Paul hielt geduldig

still. Der Gedanke, in Rosenberg zu mißfallen, hatte ihm einen heilsamen Schreck eingejagt.

„Meinst Du das?“ fragte er noch grollend, aber mit besorgter Miene.

„Jetzt sehen Sie einmal in den Spiegel!“ sagte Arnold triumphirend. „Die helle Seide giebt Ihrem Gesichte einen ganz andern Schein. Ja, wenn Sie mich nicht hätten, Herr Paul!“

Paul warf einen Blick in den Spiegel und schien der gleichen Meinung zu sein; denn er nahm gehorsam die hellen Handschuhe, die Arnold ihm präsentirte. Da der Letztere nun „im Ganzen“ mit der projectirten Heirath einverstanden war, so geruhte er seinem jungen Herrn auch noch Hut und Ueberrock zu bringen und begleitete ihn sogar bis zur Treppe, wo die Beiden sich ganz freundschaftlich trennten.

Die zweistündige Fahrt nach Rosenberg kam dem jungen Manne trotz seiner Ungeduld nicht allzulang vor; denn er wiegte sich in goldenen Zukunftsträumen. Als Gutsherr von Buchdorf durfte er ohne jedes Bedenken vor die schöne Wittwe hintreten und ihre Hand erbitten. Er wußte freilich, daß er bei ihr ein altes Vorurtheil überwinden müsse, das sich an den Namen Werdenfels knüpfte, aber das war kein ernstliches Hinderniß in seinen Augen. So zurückhaltend die junge Frau ihm gegenüber auch gewesen war, ihr Blick,

der so oft und so lange auf seinen Zügen weilte, sagte ihm doch, daß sie ein tieferes Interesse für ihn hegte. Paul ahnte ja nicht, daß dieser Blick in seinem Antlitze nur die Züge eines Andern gesucht hatte, die den seinigen so sehr glichen.

In Rosenberg war inzwischen alles seinen gewohnten Gang gegangen. Frau von Hertenstein lebte nach wie vor in vollständiger Zurückgezogenheit zur großen Enttäuschung der Nachbarschaft, welche gehofft hatte, nach vollendetem Trauerjahre die schöne Wittwe wieder in ihren Cirkeln zu sehen. Da außer dem Justizrath Freising und dem Pfarrer Vilmut Niemand ihre näheren Verhältnisse kannte, so hielt man sie für reich und erwartete, sie werde früher oder später das glänzende Leben wieder aufnehmen, das sie an der Seite ihres Gatten geführt hatte. Einstweilen hatte Anna in der tiefen Trauer, die sie noch immer trug, einen hinreichenden Vorwand, alle Einladungen abzulehnen, was denn auch unbedingt geschah.

An demselben Vormittage, wo Paul Werdenfels sich auf dem Wege nach Rosenberg befand, fuhr auch der Justizrath dort vor. Er traf nur Fräulein Hofer in dem kleinen Salon an und war genöthigt, einstweilen mit ihrer Gesellschaft vorlieb zu nehmen. Die Beiden waren keine besonderen Freunde und standen gewöhnlich auf dem Kriegsfuße mit

einander; das Fräulein nannte den rechtsgelehrten Herrn bisweilen einen trockenen Actenmenschen, dem jede Poesie abging, und er spottete bei jeder Gelegenheit über ihren Aberglauben. Fräulein Hofer war in der That ein echtes Kind ihrer Heimath, das trotz aller Erziehung und Aufklärung noch fest an den Sagen derselben hing. Sie machte auch kein Geheimniß daraus, und das gab Gelegenheit zu fortwährenden Plänkeleien zwischen ihr und dem Justizrathe. Heute aber erschien der Letztere in einem besonders feierlichen Aufzuge; er war im Fracke, trug sehr enge Glacéhandschuhe und hatte ein sehr prachtvolles Bouquet in der Hand.

„O, die schönen Rosen!“ sagte Fräulein Hofer bewundernd. „Das ist ja eine Seltenheit in dieser Jahreszeit.“

„Frau von Hertenstein liebt die Rosen sehr,“ versetzte der Justizrath, indem er das Bouquet vorsichtig auf den Tisch legte, „ich hoffe ihr eine Freude damit zu machen.“

Er sprach mit möglichster Unbefangenheit; denn er sah, daß die scharfen Augen der Dame seine Gala musterten, und ärgerte sich unbeschreiblich über das leise, aber verständnißvolle Lächeln, das dabei um ihre Lippen spielte. Er nahm indessen Platz, und nach zwei Minuten waren die Beiden auch schon wieder im Streit begriffen. Fräulein Hofer hatte die ebenso einfache wie unbestreitbare Behaup-

tung aufgestellt, daß heute Freitag sei, und das gab dem Justizrath sofort Veranlassung zu einem Ausfall.

„Das ist ja wohl ein Unglückstag in Ihren Augen?" fragte er. „Soviel ich weiß, steht der Tag im Codex des Aberglaubens mit dieser Eigenschaft verzeichnet."

„Wenigstens würde ich an solchem Tage nichts Wichtiges unternehmen oder beginnen," erwiderte das Fräulein mit einem anzüglichen Blick auf das Bouquet.

„Ich denke anders darin," sagte Freising mit Nachdruck. „Ich wähle mit Vorliebe gerade diesen Tag, um meine freisinnige Stellung damit zu documentiren. Das ist bisweilen nothwendig, um der hiesigen Bevölkerung ein Beispiel zu geben, die noch auf ihre Geisterspitze, ihre Eisjungfrau und allerlei Hexenzeug schwört."

Fräulein Hofer wußte recht gut, wer mit der „Bevölkerung" gemeint war; sie antwortete daher in gereiztem Tone:

„In Ihren Proceßacten steht allerdings nichts davon geschrieben, und ich erlaube mir, sie etwas nüchtern und prosaisch zu finden — die Acten nämlich!"

„Und ich nehme mir die Freiheit, sie etwas überspannt zu finden — die Sagen nämlich!" gab der Justizrath schlagfertig zurück.

Das Fräulein wurde roth vor Aerger.

„Natürlich, Sie sind ja ein Mann der reinen Vernunft und sympathisiren in dieser Beziehung mit Frau von Hertenstein. Die gnädige Frau ist gleichfalls ein Freigeist in solchen Dingen.“

„Zu meiner großen Befriedigung,“ bestätigte der Justizrath, dessen Zufriedenheit in diesem Augenblicke noch erhöht wurde, da Anna in Begleitung ihrer Schwester eintrat. Die Letztere ließ ihm aber kaum Zeit zur Begrüßung; sie hüpfte ihm entgegen und fragte neugierig:

„Onkel Justizrath, weshalb erscheinen Sie denn heute so feierlich im Frack?“

Die vertrauliche Anrede datirte noch aus Lilys Kinderzeit, wo Freising, der die gesammte Rechtspraxis der Umgegend in Händen hatte, bisweilen in das Pfarrhaus von Werdenfels kam. Lily hatte in aller Unbefangenheit die alte Vertraulichkeit wieder aufgenommen, und der Justizrath hatte auch nichts dagegen, sich von einem jungen hübschen Mädchen „Onkel“ tituliren zu lassen. Heute aber schien ihn diese Bezeichnung etwas in Verlegenheit zu setzen, ebenso wie die Frage, aber er faßte sich rasch und antwortete:

„Ich habe bei einer festlichen Gelegenheit die Verhandlungen zu leiten, möchte aber vorher noch mit der gnädigen Frau eine wichtige geschäftliche Angelegenheit besprechen.“

„Dann wollen wir gehen, Lily,“ sagte Fräulein Hofer,

den Arm des jungen Mädchens ergreifend. „Bei Geschäften sind wir überflüssig. Kommen Sie!"

Lily fand das auch und folgte ohne Widerspruch in das Nebenzimmer, konnte aber doch nicht umhin, sich zu erkundigen, ob der Justizrath das schöne Bouquet gebracht habe, das auf dem Tische lag.

„Jawohl, er probirt sein Glück am Freitag — ich hoffe, die Bedeutung des Tages wird ihm diesmal klar gemacht," sagte Fräulein Hofer nachdrücklich, indem sie aus dem Zimmer ging.

Lily versank ob dieser orakelhaften Worte in tiefes Nachdenken. Der Frack des Onkel Justizrath war ihr von vornherein verdächtig vorgekommen; sie blieb also im Zimmer, um die weitere Entwickelung der Sache abzuwarten. Leider hatte Fräulein Hofer die Thür nach dem Salon geschlossen; zu sehen war also nichts, aber wenn man das Ohr an die Thürspalte legte, konnte man hören, was drinnen gesprochen wurde, und die junge Dame that es denn auch ohne alle Gewissensbisse.

Drinnen im Salon begann der Justizrath soeben die Verhandlungen einzuleiten, indem er das Bouquet nahm und der jungen Frau überreichte.

„Die Rosen — der Rose!" sagte er mit steifer Galanterie, aber offenbar sehr zufrieden mit dem Complimente,

an dem er lange studirt haben mochte. Anna nahm die Blumen mit freundlichem aber etwas kühlem Danke; sie war an diese kleinen Huldigungen und Aufmerksamkeiten von Seiten Freising's zu sehr gewöhnt, als daß ihr die heutige hätte besonders auffallen sollen.

„Sie haben Wichtiges mit mir zu besprechen?" fragte sie, ihm gegenüber Platz nehmend. „Es betrifft vermuthlich den Verkauf von Rosenberg."

„Das nicht," versetzte der Justizrath mit vielsagendem Lächeln. „Ich hoffe im Gegentheil, daß es möglich sein wird, Ihnen den Landsitz zu erhalten, wenigstens als Sommeraufenthalt, wenn Sie auch für gewöhnlich in der Stadt wohnen."

„Das wäre mir allerdings sehr erwünscht, ich sehe aber diese Möglichkeit nicht ein bei den jetzigen Verhältnissen, indessen lassen Sie hören!"

„Gnädige Frau," begann Freising mit großer Feierlichkeit, „Sie sind Wittwe!"

„Allerdings," sagte Anna, etwas befremdet über diese Einleitung.

„Und ich bin Junggesell!" fuhr der Justizrath fort.

Die junge Frau sah ihn verwundert an.

„Auch das ist mir bekannt."

„Es ist aber etwas Trauriges um solch ein Jung-

gesellenleben. Ich fühle mit jedem Jahre mehr meine Vereinsamung, ich sehne mich unendlich nach einer Lebensgefährtin —"

„Herr Justizrath!" unterbrach ihn Anna erschrocken; denn jetzt wurde ihr die Bedeutung der Rosen klar, aber der Herr Justizrath ließ sich nicht unterbrechen, sondern sprach so geläufig weiter, als stelle er einen Antrag vor Gericht. Er berief sich auf die langjährige Bekanntschaft, erwähnte seine ausgebreitete Praxis, sein nicht unbedeutendes Vermögen, betonte seine Uneigennützigkeit, die ihm bei der genauen Kenntniß aller Verhältnisse allerdings zugegeben werden mußte, und hielt endlich in aller Form um die Hand der jungen Frau an.

In Annas Zügen malte sich eine peinliche Empfindung; sie hatte die Blumen bei Seite gelegt und sagte jetzt mit leisem Vorwurf:

„Herr Justizrath, diese Stunde hätten Sie sich und mir ersparen sollen. Ich ahnte nicht, daß unser freundschaftlicher Umgang derartige Gefühle in Ihnen erweckte — sonst hätte ich es nicht so weit kommen lassen."

„Sie weisen mich ab?" rief Freising in bitterer Enttäuschung.

„Ich hege die höchste Achtung, die aufrichtigste Freundschaft für Sie und werde Ihnen stets die Dankbarkeit bewahren, die ich Ihrem treuen Rath und Beistand schulde."

„Ja, gnädige Frau, damit kann ich nichts anfangen," sagte der Justizrath wehmüthig. „Das haben mir alle die Damen angeboten, denen ich meinen Antrag machte."

„Haben Sie denn das schon öfter gethan?"

„Schon dreimal! Und immer habe ich nur Hochachtung und Freundschaft bekommen statt des Jawortes."

Das eigenthümliche Geständniß kam so schmerzlich heraus, daß Anna ihr Lächeln unterdrückte und tröstend sagte:

„Das ist aber unbegreiflich bei einem Manne von Ihrer Stellung und Ihren Verdiensten. Bei mir walten eben ganz besondere Verhältnisse ob."

„Ja, es ist eben mein Unglück, immer auf diese ganz besonderen Verhältnisse zu stoßen," seufzte Freising. „Die erste Dame, an die ich mich wandte, erklärte mir, sie könne nur einen Künstler lieben; ein Jurist habe höchstens Anspruch auf ihre Achtung; sie verlobte sich denn auch gleich darauf mit einem jungen Maler. Die zweite gab mir ihre Absicht kund, in ein Kloster zu gehen, aber sie ließ mir ihre Freundschaft zurück. Die dritte gestand mir, daß sie bereits einen Andern liebe, und nahm meine Hülfe bei ihren Eltern in Anspruch, die gegen diese Partie waren, wofür sie mich ihrer ewigen Dankbarkeit versicherte — und jetzt weisen auch Sie mich ab!"

„Soll ich deshalb einen treuen, bewährten Freund verlieren?“ fragte die junge Frau, ihm die Hand hinstreckend.

„Nein, das sollen Sie nicht,“ sagte der Justizrath mit Selbstüberwindung, indem er die dargebotene Hand ergriff, und nun erfolgte zum vierten Male der übliche Austausch von Hochachtung und Freundschaft, der ihm trotz alledem wohlzuthun schien; denn er sah einigermaßen getröstet aus, und als Anna die Rücksicht so weit trieb, ihren Shawl umzuwerfen und den abgewiesenen Freier bis zu dem Gitterthor zu begleiten, wo sein Wagen hielt, schien das alte freundschaftliche Verhältniß wieder hergestellt zu sein.

Inzwischen hatte Lily im Nebenzimmer Mühe gehabt, sich nicht zu verrathen; denn sie war mehr als einmal in Versuchung gewesen, laut aufzulachen. Als aber jetzt der Wagen fortfuhr und gleichzeitig Fräulein Hofer wieder eintrat, flog das junge Mädchen ihr entgegen und rief mit einem Ausbruch stürmischer Heiterkeit:

„Der Freitag hat doch Recht behalten! Der Onkel Justizrath hat sich einen Korb geholt, und denken Sie nur, es ist schon der vierte, den er erhält!“

„Sie haben gehorcht, Lily?“ fragte das Fräulein in vorwurfsvollem Tone.

„Natürlich!“ bestätigte Lily, die gar nichts Unrechtes darin fand, und begann nun die Scene, die sie erlauscht

hatte, in sehr komischer Weise zu schildern. Aber das machte nicht den beabsichtigten Effect — Fräulein Hofer zog die Stirn kraus und verwies dem jungen Mädchen ernstlich die Spöttereien über diesen „höchst achtungswerthen Mann".

„Aber Sie können ihn ja nicht leiden," warf Lily ein, sehr erstaunt über diese Parteinahme. „Er ist ja auch bei jeder Gelegenheit Ihr Widersacher."

Fräulein Hofer gerieth einen Augenblick in Verlegenheit, faßte sich aber sofort wieder und sagte salbungsvoll:

„Das ist er, aber man darf auch seinen Feinden nichts Böses wünschen!"

Anna war nicht wieder in das Haus zurückgekehrt, sondern machte einen Gang durch den Garten; Lily bemerkte das und stürmte ihr nach. Sie hatte gleichfalls nur ein leichtes Mäntelchen übergeworfen und war gerade bis zu dem Gewächshaus gekommen, als sie einen zweiten Wagen vorfahren und zu ihrer Ueberraschung den jungen Baron Werdenfels aussteigen sah. Das junge Mädchen wußte oder errieth doch wenigstens, daß dieser Besuch einzig ihrer Schwester galt; Pauls Augen hatten damals im Pfarrhause deutlich genug gesprochen, aber einen Gruß hatte er sicher für seine kleine Bekannte vom Schloßberge übrig, und sie blieb unwillkürlich stehen, um diesen Gruß zu erwarten.

Aber Paul bemerkte sie nicht einmal, obgleich er in

geringer Entfernung vorüberging. Er hatte sofort beim Aussteigen die hohe dunkle Gestalt dort am andern Ende des Gartens entdeckt, und nun hing sein Auge so fest an diesem einen Punkte, daß alles Andere für ihn nicht existirte. Er trat nicht in das Haus, sondern suchte sofort die junge Frau auf, und dabei strahlte sein ganzes Antlitz, als sei dieses Alleinsein, in dem er sie traf, ein langersehntes Glück.

Lily senkte das Köpfchen; sie hatte keine Lust mehr, zu der Schwester zu gehen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen, bei der sie so gänzlich überflüssig war; man sah sie ja nicht einmal. Leise trat sie hinter einen Pfeiler des Gewächshauses zurück; sie wollte diesmal nicht lauschen, was bei der weiten Entfernung auch gar nicht möglich war, aber sehen durfte sie doch die Beiden, die jetzt dort drüben in der blätterlosen Allee auf und nieder gingen und keine Ahnung davon hatten, daß sie beobachtet wurden.

Die Unterredung dauerte sehr lange und schien im Gegensatz zu jener Scene mit dem Justizrath sehr ernst zu sein. Anfangs sprach Paul viel und lebhaft, aber die Antworten der jungen Frau mußten wohl seine stürmische Beredsamkeit dämpfen; denn er wurde immer stiller, bis endlich Anna selbst das Wort nahm. Auch sie sprach lange und eindringlich und schien einzelne leidenschaftliche Bemerkungen

ihres Begleiters zurück zu weisen; denn dieser verstummte endlich ganz und stand regungslos da, das Auge auf den Boden geheftet.

Es folgte eine kurze Pause; dann reichte Anna ihm die Hand, die Paul, ohne aufzublicken, an seine Lippen zog, und nun wandte die junge Frau sich ab und kehrte in das Haus zurück.

Lily hatte eine Ahnung von dem, was sich dort begeben hatte, obgleich der junge Baron keinen Frack und kein Bouquet trug; sie wollte sich natürlich nicht zeigen und blieb deshalb an ihrem Platze, aber Paul, der nach einigen Minuten auch zurückkehrte, nahm diesmal den nächsten Weg, der ihn dicht am Gewächshause vorbeiführte.

Er ging sehr langsam, und sein hübsches Gesicht, das vorhin so glückselig strahlte, war jetzt so bleich und trug den Ausdruck eines so bitteren Schmerzes, daß Lily alle ihre Vorsätze vergaß. Sie war in diesem Augenblicke noch ganz Kind und wußte nicht einmal, daß sie eine Tactlosigkeit beging, als sie plötzlich hervortrat und mit angstvoller Miene fragte:

„Herr von Werdenfels, was ist Ihnen denn?“

Paul schrak zusammen bei der unerwarteten Anrede und fuhr rasch mit der Hand über die Augen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein!“ sagte er gepreßt.

„Ich sah Sie nicht, aber — mein Wagen wartet — empfehlen Sie mich der gnädigen Frau!“

Er war im Begriffe zu gehen, aber die hellen braunen Kinderaugen, die zu ihm empor blickten, sahen ihn so mitleidig, so traurig an, daß er zu lächeln versuchte, was ihm freilich nicht gelang.

„Verzeihen Sie die flüchtige Begrüßung!“ fuhr er fort, „aber ich kann wirklich nicht länger bleiben.“

„Hat Ihnen meine Schwester wehe gethan?“ fragte Lily schüchtern.

Die Lippen des jungen Mannes zuckten schmerzlich.

„Ja wohl, sehr weh! Sie weiß es wohl selbst nicht einmal, wie sehr.“

„O ja, Anna kann bisweilen hart sein,“ bemerkte Lily leise, aber Paul schüttelte heftig den Kopf.

„Sagen Sie das nicht, sie war unendlich gütig gegen mich. Es ist ja nicht ihre Schuld, daß ich mich täuschte, aber,“ hier brach er plötzlich in leidenschaftlichen Schmerz aus, „ich ertrage es nicht, wenn mir jede Hoffnung genommen wird! Ich nehme mir das Leben!“

„Um Gottes willen!“ schrie Lily entsetzt auf. „Thun Sie das nicht, Herr von Werdenfels! Anna würde ja keine ruhige Stunde mehr im Leben haben, wenn sie an Ihrem Tode schuld wäre, und ich — ich auch nicht!“

So treuherzig die letzte Versicherung auch klang, sie machte gar keinen Eindruck auf Paul, dessen Schmerz nur noch stürmischer ausbrach.

„Was soll mir denn ein Dasein ohne Glück, ohne Hoffnung?“ rief er. „Mein Fräulein, weshalb soll ich Ihnen die Wahrheit verhehlen, die Sie ja doch schon errathen haben? Ja, ich liebe Ihre Schwester, liebe sie mit ganzer Seele, und ich kann nicht leben ohne ihren Besitz — ich erschieße mich!“

Es war gut, daß die Beiden im Schutze des Gewächshauses standen, wo sie nicht gesehen werden konnten; denn Lily begann jetzt bitterlich zu weinen und beschwor den jungen Baron in den rührendsten Ausdrücken, doch nicht so schreckliche Gedanken zu hegen. Vielleicht habe es Anna gar nicht so ernstlich gemeint; sie habe es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Wittwe zu bleiben — aber vielleicht, ja wahrscheinlich sei sie noch umzustimmen.

„Halten Sie das in der That für möglich?“ fragte Paul, dem schon wieder ein Hoffnungsschimmer aufblitzte.

„O gewiß!“ versicherte Lily, welche in ihrer Herzensangst alles nur Mögliche zugab. „Ich werde mit meiner Schwester sprechen; ich werde Ihre Verzweiflung schildern; ich werde all meinen Einfluß aufbieten — geben Sie nur diese furchtbaren Selbstmordgedanken auf!“

Paul schien vorläufig noch gar nicht geneigt dazu; er sah noch immer sehr verzweifelt aus, aber seine Stimme klang doch ruhiger, als er erwiderte:

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein! O gewiß, Sie haben Einfluß bei Ihrer Schwester, und sie hat es mir ja selbst gesagt, daß sie keine persönliche Abneigung gegen mich hegt, daß sie sich nur nicht wieder vermählen will. Vielleicht ist dieser Entschluß noch zu erschüttern, und wenn ich auf Ihre Fürsprache, auf Ihren Beistand rechnen darf —"

„Sie dürfen es!" versicherte Lily, indem sie ihm feierlich die Hand reichte. „Ich werde mit all meinen Kräften für Sie und Ihre Liebe eintreten."

Der junge Mann drückte dankbar die kleine Hand, die in der seinigen lag, aber es fiel ihm nicht ein, sie an seine Lippen zu ziehen.

„Doch wie erfahre ich das Resultat Ihrer Bemühungen?" fragte er. „Ich kann selbstverständlich nicht wieder nach Rosenberg kommen, ehe ich nicht wenigstens einen Hoffnungsschimmer habe."

Lily dachte einige Secunden nach.

„Am nächsten Sonntag besuchen wir den Vetter Gregor in Werdenfels; können Sie nicht wieder in das Pfarrhaus kommen?"

Nein," sagte Paul ernst. „Seit ich die Stellung

kenne, die der Pfarrer Vilmut meinem Onkel gegenüber einnimmt, muß auch ich ihm fern bleiben. Aber Sie machen doch jedenfalls wieder einen Spaziergang in der Umgebung des Dorfes — könnten wir uns nicht wie damals am Schloßberge treffen?"

„Bei den Haselnüssen!" fiel Lily erfreut ein. „Das ist eine sehr gute Idee! Um die Mittagsstunde bin ich dort — versprechen Sie mir nur, sich bis dahin nicht zu erschießen!"

„Ich werde noch etwas damit warten," erklärte Paul. „Vielleicht ist noch nicht alles verloren."

Er drückte noch einmal die Hand seiner neuen Bundesgenossin und ging dann zu seinem Wagen. Als er fortgefahren war, kehrte Lily in das Haus zurück, ganz erhoben und erfüllt von ihrer Mission. Sie kam sich auf einmal so wichtig vor, als eine Person, auf deren Einfluß man rechnete und deren energisches Eingreifen einen Menschen vom Selbstmord zurückgehalten hatte. Sie zweifelte auch nicht mehr, daß ihre Schwester sich erweichen lassen werde; der junge Baron wollte sich ja erschießen, wenn sie bei ihrem Nein blieb; aber es war doch seltsam, welch eine zauberhafte Macht Anna über die Männer ausübte, daß sie sich alle ohne Ausnahme in sie verliebten. Zwei Heirathsanträge hatte sie an einem Vormittage erhalten und wußte nichts Anderes damit anzufangen, als sie beide ab-

zulehnen. Lily fand, daß ebenso wie die Güter der Erde auch die Heirathsanträge ungleich vertheilt seien; einer davon hätte ihr, der jüngeren Schwester, doch auch zufallen können — „natürlich der zweite!" setzte sie in Gedanken hinzu.

---

Es war in den Morgenstunden des nächsten Tages, als Raimund von Werdenfels an dem Fenster seines Arbeitszimmers stand. Der Wintertag war soeben erst angebrochen, aber ohne Sonnenschein; der „Sturmprophet", die Geisterspitze, zeigte sich trotz des düsteren Himmels in klaren, scharfen Umrissen und in unheimlicher Nähe; auch das Gewölk ringsum verkündete Sturm. Werdenfels sah wieder zu jenem weißen Gipfel empor, aber nicht mit der gewohnten müden Träumerei; in seinem Blicke lag heute etwas Finsteres, Unruhiges, und dieselbe Unruhe verrieth sich in seinen Bewegungen, als er jetzt mit verschränkten Armen einen Gang durch das Zimmer machte, dann an den Tisch trat und auf die Klingel drückte.

„Ich lasse Herrn von Werdenfels bitten, zu mir zu kommen," rief er dem eintretenden Kammerdiener zu; dieser wollte sich entfernen, um den Auftrag auszurichten, und war schon an der Thür, als der Freiherr die Frage hinwarf:

„Mein Neffe war ja wohl gestern in Buchdorf?“

„Nein, gnädiger Herr. So viel ich weiß, ist der junge Herr Baron nach Rosenberg gefahren. Wenigstens wurde der Wagen dorthin beordert.“

Raimund erwiderte nichts, sondern gab dem Diener einen Wink, sich zu entfernen.

„Ich dachte es mir!“ murmelte er. „Er hat keinen Tag verlieren wollen!“

Schon nach zehn Minuten trat Paul in das Zimmer. Er mochte in der Nacht nicht viel geschlafen haben; denn er sah blaß und überwacht aus und bemühte sich vergebens, in Ton und Haltung die alte Unbefangenheit zu zeigen. Es lag wie ein trüber, schwerer Druck auf seinem ganzen Wesen. Man sah es deutlich, das Nein, das er gestern erhalten, war dem jungen Manne tief zu Herzen gegangen.

Auch Raimund sah diese Veränderung, aber er bedurfte keine Erklärung dafür, und seine Stimme klang ungewöhnlich milde, als er fragte:

„Hat mein Ruf Dich gestört Paul? Es ist noch früh am Tage.“

„O nein, ich war schon angekleidet,“ entgegnete Paul, „aber ich war überrascht, zu hören, daß Du bereits wach seist. Du pflegst ja sonst in den Vormittagsstunden den Schlaf nachzuholen, den Du in der Nacht versäumst.“

„Ja, diese Nachtwachen sind eine leidige Gewohnheit meiner Einsamkeit," sagte Werdenfels. „Ich fühle doch, daß sie auf die Dauer entnerven, und habe in den letzten Tagen versucht, dagegen anzukämpfen."

Paul sah seinen Onkel verwundert an; es war das erste Mal, daß dieser die Absicht kundgab, gegen irgend etwas anzukämpfen. Bisher hatte er sich nur passiv seinen Launen und Träumereien überlassen. Aber der junge Mann fühlte schon nach den ersten Worten, daß jene seltsame Gereiztheit des Freiherrn gegen ihn vollständig geschwunden war. Raimund zeigte wieder die alte Güte; nur war er nicht ganz so kalt und gleichgültig wie sonst, und es lag sogar ein Anschein von Interesse in der Art, mit der er sich nach Buchdorf erkundigte und nach dem Eindruck, den es auf seinen nunmehrigen Herrn gemacht hatte.

Paul gab sich Mühe, eine lebhafte Freude zu zeigen, die einzige Art des Dankes, die ihm erlaubt war, aber das helle Glück, mit dem er noch gestern früh an seine neue Heimath gedacht hatte, war dahin zugleich mit der Hoffnung, eine junge Herrin dort einzuführen. Er berichtete indessen ausführlich über seinen Besuch auf dem Gute und über die Rücksprache, die er mit dem Pächter genommen hatte.

„Du hattest vollkommen Recht hinsichtlich der Uebersiedlung," sagte Paul endlich, „ich werde also bis zum

Frühjahr in Felseneck bleiben, wenn Du es nicht anders bestimmst."

Raimund blickte ihn prüfend an.

„Und Du willst den ganzen Winter hier in dieser Einsamkeit aushalten? Das ist ein tapferer Entschluß für eine Natur wie die Deinige, aber vielleicht kann ich ihn Dir erleichtern. Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen. — Willst Du mich nach Werdenfels begleiten?"

Paul glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Nach Werdenfels?" wiederholte er starr vor Erstaunen. „Du willst dorthin?"

„Ja, vorläufig nur auf einige Tage."

„Aber Du hast ja das Schloß seit dem Tode Deines Vaters nicht betreten! Du hast überhaupt seit sechs Jahren Dein Felseneck nicht verlassen und jetzt —"

„Jetzt ändere ich das," fiel Raimund ein, in einem Tone, der das Erstaunen ebenso wie den Widerspruch verbot. „Wenn Du übrigens keine Lust hast, mich zu begleiten, so steht es Dir ja frei, hier zu bleiben."

„Durchaus nicht — ich ziehe es unbedingt vor, Dich zu begleiten," rief Paul, der sofort berechnete, daß sich dort unten im Schlosse die Wiederanknüpfungspunkte mit Rosenberg viel leichter finden würden.

„Gut, so fahren wir um zwei Uhr. Ich habe bereits

gestern dem Castellan die Weisung gesandt, die Zimmer in Bereitschaft setzen zu lassen. Wir nehmen nur die nothwendigste Dienerschaft mit, in die Dein Arnold natürlich eingeschlossen ist; also richte Dich für den Ausflug ein! Ich erwarte Dich zur festgesetzten Stunde."

Der junge Mann stand noch immer wie aus den Wolken gefallen, aber er sah, daß es dem Onkel Ernst war mit seinem Entschlusse und daß jede Frage und jedes Erstaunen darüber ihn peinlich berührte. Er verabschiedete sich also und ging, um seinen Arnold in Schrecken zu jagen mit der Nachricht, daß der Koffer schleunigst gepackt werden müsse.

Als Werdenfels allein war, öffnete er die Glasthür, welche nach dem Altan führte, und trat hinaus. Die Mauern des Thurmes waren hier dicht an den Rand des Felsens gebaut, und der kleine Altan hing unmittelbar über der schwindelnden Tiefe. Der scharfe Bergwind wühlte in den lang niederhängenden Epheuranken, welche das Gitter umflochten, und umwehte die bleiche Stirn des Mannes, der dort stand und so unverwandt hinunterblickte in den Abgrund, der sich drohend und winkend zugleich zu seinen Füßen aufthat. Er kannte längst die Versuchung dieses Abgrundes, und er kannte auch das Brausen des Stromes da unten, es hatte ihn oft genug gelockt und ihm gewinkt

mit dämonischer Gewalt. Aber seit jener Stunde auf der Bergwiese klang etwas Anderes in diesem Rauschen. Es hatte jene ernste zürnende Mahnung aufgefangen und trug sie immer und immer wieder empor zu dem einsamen Träumer, und sie mußte wohl gesiegt haben. Raimund richtete sich plötzlich auf, finster, aber entschlossen, und als antworte er der mahnenden Stimme da unten, sagte er halblaut:

„Die letzte Zuflucht der Schwäche! — Ich will kein Feigling sein in ihren Augen!" —

Im Schlosse gab es eine förmliche Revolte, als bald darauf die Dienerschaft von dem Haushofmeister erfuhr, der Herr wolle nach Werdenfels. Die Sache war so unerhört, so unglaublich, daß sie anfangs in der That nicht geglaubt wurde, und dabei kam der Entschluß des Freiherrn so plötzlich und blitzähnlich; selbst der Haushofmeister hatte ihn erst heute Morgen erfahren, denn die Weisung an den Castellan war brieflich abgegangen. Indessen die Thatsache stand fest, und es wurden in aller Eile die nöthigen Anstalten getroffen. Ein Theil der Dienerschaft ging mit den Wagen und den Reitpferden voraus nach Werdenfels, der Haushofmeister mit dem Kammerdiener und Arnold wollte später nachfolgen. Das Ganze sah nicht aus wie ein Ausflug von wenigen Tagen, sondern wie eine wirkliche Uebersiedlung.

Es war in später Nachmittagsstunde, als der Wagen, in welchem sich Raimund und Paul von Werdenfels befanden, das Thal erreichte. Der Wind, der den ganzen Tag über geweht hatte, war nun in der That zum Sturme geworden, er brach jetzt mit voller Heftigkeit los und scheuchte alles, was sich noch im Freien befand, unter irgend ein schützendes Obdach. Auch der Kutscher trieb die Pferde zu schnellerem Laufe an, um sobald wie möglich das Schloß zu erreichen, und nahm den nächsten Weg, der durch das Dorf führte.

„Ich werde dem Kutscher zurufen, über den Schloßberg zu fahren," sagte Paul, der sich der Warnung des Freiherrn erinnerte, sich nicht im Dorfe zu zeigen, aber Raimund legte verbietend die Hand auf seinen Arm.

„Laß ihn! Ich habe ihm befohlen, durch das Dorf zu fahren."

Der junge Mann wußte nicht, was er denken sollte, der Onkel war ihm heute ganz und gar unbegreiflich.

„So laß wenigstens das Verdeck schließen," bat er. „Der Sturm reißt uns ja fast Hut und Mantel fort, und Du vollends erträgst eine solche Witterung nicht im Freien."

Raimund schien in der That unter der Witterung zu leiden, an die er so gar nicht gewöhnt war; denn er hüllte

sich fröstelnd in seinen Pelzmantel, aber seine Stimme klang in voller Bestimmtheit, als er antwortete:

„Nein, das Verdeck bleibt offen! Wir sind ja bald im Schlosse.“

Er lehnte sich in den Sitz zurück, war aber in der offenen Halbchaise Jedermann sichtbar. Er sah aber weder rechts noch links, sondern gerade vor sich hin, und seine Lippen waren zusammengepreßt, als sei diese Fahrt eine Tortur für ihn.

Der Wagen rollte in das Dorf, wie gejagt vom Sturme, der Schnee stäubte unter den Hufen der Rosse, und das Ganze flog wie eine Vision vorüber. An den Fenstern der Häuser erschien hier und da ein neugieriges Gesicht, das erschrocken zurückfuhr, und dann drängten sich drei, vier andere hervor, die dem Wagen nachstarrten, obwohl er längst verschwunden war. Dann öffneten sich die Thüren und man lief trotz des Sturmes zu dem Nachbar, um zu fragen und zu hören, ob es denn keine Täuschung gewesen sei, ob es denn wirklich der Herr von Schloß Werdenfels war, der da mitten durch das Dorf fuhr.

Bei den letzten Häusern überholte der Wagen einen alten Mann, der gleichfalls irgend einem Obdache zustrebte, aber nur langsam vorwärts kam, weil er lahm war. Paul erkannte sofort den Bauer wieder, den er damals auf dem

Wege nach der Försterei getroffen hatte. Der Alte war im Begriffe, dem Gefährte auszuweichen, als er auf einmal mitten im Wege stehen blieb; seine Augen richteten sich auf den Freiherrn, starr und schreckensvoll, als sehe er ein Gespenst vor sich. Dabei stand er wie an den Boden gewachsen und wich und wankte nicht, obgleich die Pferde immer näher kamen. Der Kutscher mußte sie zur Seite reißen, um ein Unglück zu verhüten.

Raimund, durch diese Bewegung aufmerksam gemacht, blickte gleichfalls dorthin. Seine Augen und die des Bauern begegneten sich nur einen Moment lang, dann lag schon wieder eine Entfernung zwischen ihnen, aber die erste Begegnung in der Welt, die er so lange geflohen, mußte wohl eine unheilvolle für den Freiherrn gewesen sein, Paul sah es, wie er zusammenzuckte und mit einer krampfhaften Bewegung den Mantel zusammenzog. Er sprach kein Wort, aber er athmete erleichtert auf, als der Wagen jetzt das Dorf hinter sich ließ und in die Allee des Schloßberges einbog.

Im Pfarrhause hatte man nichts von der Ankunft des Gutsherrn bemerkt; denn das Studirzimmer Vilmut's lag nach dem Garten hinaus. Es war ein großes niedriges Gemach, dessen Ausstattung die höchste Einfachheit zeigte. An den weiß getünchten Wänden standen Bücherschränke

mit ziemlich reichem Inhalte, aber sie enthielten nur Bücher geistlicher Art, und den alten dunklen Möbeln sah man es an, daß sie schon lange Jahre ihren Dienst gethan hatten. Ueber dem alterthümlichen Schreibtische hing ein großes, kostbar in Elfenbein geschnitztes Crucifix, ein wirkliches Kunstwerk von hohem Werthe. Es war ein Geschenk des Präsidenten Hertenstein an den Verwandten seiner Frau, als dieser die Ehe eingesegnet hatte. Das war aber auch der einzige Schmuck der Wände wie des Zimmers überhaupt. Alles, was den Anschein von Annehmlichkeit oder auch nur Bequemlichkeit erwecken konnte, war streng vermieden. Die puritanische Strenge und Einfachheit des Bewohners spiegelte sich in dieser Umgebung wieder, das ganze Pfarrhaus war in dieser Art eingerichtet.

In dem Lehnstuhle am Fenster saß Anna von Hertenstein. Sie war in der Stadt gewesen und hatte, da sie auf der Rückfahrt Werdenfels passiren mußte, im Pfarrhause angehalten. Gegenwärtig aber war sie eine schweigende Zuhörerin bei dem Gespräche, das im Studirzimmer stattfand.

Vilmut saß an seinem Schreibtische und vor ihm standen zwei Bauern, denen er augenscheinlich eine Strafrede gehalten hatte; denn der Eine sah ganz zerknirscht aus, während der Andere noch etwas finster und trotzig zu Boden blickte, Beide aber schwiegen und hörten respectvoll zu.

„Und nun vertragt Euch!“ sagte Vilmut jetzt mit Nachdruck. „Ihr processirt Euch sonst noch um Hab und Gut, und Ruhe und Frieden geht dabei in Eurem Hause zu Grunde. Wenn Ihr kein Einsehen habt, so muß ich dazwischen treten, und ich sage es Euch jetzt ernstlich, vergleicht Euch mit einander.“

Die Bauern, welche in dieser Art abgekanzelt wurden, gehörten zu den wohlhabendsten des Dorfes und hätten Niemand, selbst dem Landrichter nicht erlaubt, sich in so dictatorischer Weise in ihre Angelegenheiten zu mischen, von ihrem Pfarrer aber nahmen sie das ganz ruhig hin, und der Eine erwiderte zögernd:

„Wenn Sie meinen, Hochwürden — aber es ist ein hartes Ding, Ja zu sagen, denn ich bin im Recht.“

„Das sagt Jeder,“ unterbrach ihn Vilmut. „Ihr seid Beide im Rechte und im Unrechte zugleich, also müßt Ihr Beide nachgeben. Nun, und Ihr, Rainer?“

Der Genannte kämpfte noch mit seinem Trotze.

„Ich will's mir überlegen, Hochwürden,“ murrte er.

„Um schließlich Nein zu sagen! Ihr sollt Euch hier und auf der Stelle entscheiden. Der Gemeindevorsteher bietet Euch die Hand, soll die Sache an Eurer Hartnäckigkeit scheitern? Reicht Euch die Hände!“

Es lag keine Aufforderung, sondern ein ganz be-

stimmter Befehl in den letzten Worten, aber der Herr Pfarrer hatte seine Bauern trefflich in Zucht. Der Gemeindevorsteher streckte die Hand aus, und Rainer legte die seinige hinein. Der Händedruck, den sie wechselten, war nicht besonders freundschaftlich, aber er bewies doch, daß es ihnen mit der Versöhnung Ernst war.

„Das ist recht!" sagte Vilmut. „Und nun meldet dem Justizrath Freising unverzüglich, daß Ihr den vorgeschlagenen Vergleich annehmt. Aber noch Eins, Rainer! Weshalb wollt Ihr den alten Eckfried nicht mehr im Tagelohn behalten? Seid Ihr unzufrieden mit ihm?"

In dem Gesichte des Bauers zeigte sich eine gewisse Verlegenheit bei der Frage und er erwiderte achselzuckend:

„Der Alte schafft ja nichts mehr! Er kann nicht mehr fort mit der Arbeit, und ich brauche tüchtige Arme."

„Der Eckfried ist aber lahm und ohne sein Verschulden in's Elend gekommen," warf der Pfarrer ein. „Was soll aus ihm werden, wenn ihm das Brod genommen wird, das er sich sauer genug verdient?"

„Nun, dann muß ihn eben die Gemeinde verpflegen," meinte der Vorsteher. „Wir sind ja, Gott sei's geklagt, nicht reich, aber verhungern lassen wir unsere Armen nicht."

„Aber Ihr macht sie zu einer Last für die Gemeinde, wo etwas guter Wille noch helfen könnte. Ich kenne den

Eckfried! Der erträgt es nicht, wie ein Bettler von Almosen zu leben, so lange er noch einen Arm rühren kann. Wenn Ihr ihn wirklich nicht mehr brauchen könnt, so soll er zu mir in das Pfarrhaus, und da muß sich irgend eine Arbeit für ihn finden."

Rainer sah betroffen den Pfarrer an, und der Gemeindevorsteher rief eifrig:

„Nein, Hochwürden, das geht nimmermehr! Sie nehmen ja eine Last nach der anderen auf sich und thun schon genug an den Armen und Kranken im Dorf. Wir müßten uns ja schämen!"

„Ihr seht doch, Rainer schämt sich nicht," sagte Vilmut scharf. „Er hat auf seinem großen Hof keinen Platz für den alten Mann, er überläßt mir die Sorge."

„Nein, Hochwürden, das thu' ich nicht!" erklärte Rainer mit einem plötzlichen Entschluß. „Ich behalte den Eckfried, und werde sorgen, daß er es aushält mit der Arbeit."

Vilmut reichte ihm die Hand, aber nicht mit dem Ausdruck des Dankes, sondern in der Art, wie man einem Menschen verzeiht, der seine Pflicht verletzt und sich nun wieder darauf besonnen hat. Der Bauer schien das auch ganz in der Ordnung zu finden; denn er küßte demüthig die Hand des geistlichen Herrn und ging dann mit seinem Gefährten. Vorher grüßten sie Beide noch die Dame am

Fenster, aber die Ehrfurcht dieses Grußes galt nicht der gnädigen Frau von Hertenstein, sondern der Verwandten des Herrn Pfarrers, die in dessen Hause erzogen und dadurch eine unbedingte Respectsperson für das ganze Dorf war und blieb.

„Man muß den Bauern ernstlich in das Gewissen reden, sonst trägt ihre Geldliebe über jede Menschlichkeitsrücksicht den Sieg davon," bemerkte Vilmut. „Sie unterbrachen uns vorhin in unserem Gespräch, Anna, und Du bist mir noch die Antwort auf meine Frage schuldig, warum Du heute in der Stadt nicht bei dem Justizrath gewesen bist. Er ist doch Dein Vertreter und kann Dir am besten die geschäftliche Auskunft geben, die Du von mir verlangst."

Anna schien nicht sogleich die Antwort zu finden, sie schwieg einige Secunden, und Vilmut bemerkte sofort ihr Zögern.

„Ist etwas vorgefallen?" fragte er. „Und willst Du etwa ein Geheimniß daraus machen?"

„Nein, Gregor, denn Du würdest es doch erfahren," entgegnete die junge Frau ruhig. „Ich habe gestern eine ebenso unerwartete wie peinliche Auseinandersetzung mit Freising gehabt. Wir sind zwar ohne jede Bitterkeit geschieden, und ich hoffe, daß er mir die alte Freundschaft

bewahren wird, aber ich kann ihn vorläufig nicht aufsuchen und muß abwarten, ob er aus freien Stücken sich mir wieder nähert."

„Das heißt also, er hat Dir einen Antrag gemacht, und Du hast ihn zurückgewiesen?"

„Ja."

„Ich habe mir längst so etwas gedacht," sagte Vilmut verächtlich. „Der alte Thor! Meint er etwa, Du würdest in Deiner gegenwärtigen Lage die ‚gute Versorgung' annehmen, oder bildet er sich im Ernste ein, Du hegtest irgend eine Zuneigung für ihn?"

„Ich weiß es nicht, jedenfalls täuschte er sich in beiden Voraussetzungen. Du begreifst aber doch, daß ich mich heute nicht an ihn wenden konnte."

„Nein, ich werde an Deiner Statt schreiben und mir die nöthige Auskunft erbitten. Also Freising ist gestern in Rosenberg gewesen? Du hattest noch einen zweiten Besuch — Paul von Werdenfels."

„Das weißt Du?" fragte Anna überrascht.

„Durch Zufall! Doch gleichviel, Du hast Dich jedenfalls verleugnen lassen."

„Nein, ich habe den jungen Baron gesprochen."

Vilmut trat mit einer beinahe drohenden Bewegung dicht vor seine Cousine hin.

„Was soll das heißen? Du hast diesen Besuch empfangen? Hast Du vergessen, daß er aus Felseneck kommt?"

„Beruhige Dich!" entgegnete die junge Frau kühl. „Es ist das erste Mal, daß er nach Rosenberg kam, und es wird auch das letzte Mal sein. Ich mußte ihn sprechen, um gewisse Illusionen zu zerstören, in denen er sich wiegte, aber die Sache war bereits weiter gediehen, als ich glaubte, — er bot mir seine Hand."

Vilmut lachte kurz und spöttisch auf.

„Also auch der! Es wird Dir schwer gemacht, Deine Wittwenschaft zu behaupten. Das Trauerjahr ist kaum zu Ende, und schon stürmen zwei Bewerber auf Dich ein, und Beide machst Du mit Deinem Nein unglücklich."

„Ist das meine Schuld?" fragte Anna vorwurfsvoll.

„Nein, aber Dein Schicksal! Und es ist kein beneidenswerthes Schicksal, wenn man dazu bestimmt ist, nur Bitterkeit in die Seele der Männer zu werfen."

Die Worte klangen selbst in eigenthümlicher Bitterkeit, und der Blick, der dabei auf die junge Frau fiel, hatte etwas Feindseliges. Anna schwieg, sie beugte sich auch jetzt noch der Autorität des ehemaligen Lehrers, der so lange Vaterstelle bei ihr vertreten hatte und der es nicht lassen konnte, ihr immer wieder zu Gemüth zu führen, daß ihre Schönheit eine unheilvolle Gabe sei.

Der Sturm draußen war während des Gespräches immer heftiger geworden. Er fuhr sausend über das Pfarrhaus hin und fegte die Schneelasten vom Dache. Im Garten ächzten und brachen die dürren Zweige der Obstbäume, und die beiden Flügel des Hofthores, die man vergessen hatte zu schließen, fielen krachend zusammen.

„Das wird ja ein förmliches Unwetter!“ sagte Vilmut. „Du kannst jetzt unmöglich fahren; warte noch eine Stunde, vielleicht zieht der Sturm vorüber.“

„Ich fürchte, er wird anhalten,“ erwiderte Anna bedenklich. „Die Anzeichen deuten auf eine Sturmnacht.“

Die Dämmerung hatte inzwischen überhand genommen, und jetzt trat die Haushälterin des Pfarrers ein, eine alte, aber noch rüstige Frau, mit weißen Haaren und freundlichen Zügen. Sie trug eine brennende Lampe in der Hand, die sie auf den Tisch niedersetzte, aber ihr Gesicht verkündete, daß sie etwas ganz Außerordentliches zu melden habe.

„Hochwürden, es ist etwas Seltsames passirt!“ hob sie an. „Das ganze Dorf ist voll davon. Ich wollte es anfangs gar nicht glauben, aber er ist wirklich vorbeigefahren, es haben ihn so Viele gesehen.“

„Gesehen — wen?“ fragte Vilmut.

„Den Felsenecker, den Herrn von Werdenfels! Er saß

im offenen Wagen und sein Neffe, der junge Baron, neben ihm. Sie fuhren nach dem Schlosse."

Anna wandte sich mit einer jähen Bewegung um, ihr Gesicht verrieth eine athemlose Spannung. Der Pfarrer dagegen sah die Frau an, als glaube er, sie sei nicht recht bei Sinnen.

„Was fällt denn den Leuten ein? Sehen sie Gespenster am hellen Tage?"

„Es ist wirklich wahr, Hochwürden," betheuerte die Haushälterin. „Sehen Sie nur, droben im Schlosse sind die Herrschaftszimmer erleuchtet, zum ersten Male wieder seit dem Tode des alten Herrn, und heute Mittag sind ja auch die Diener mit den Pferden von Felseneck gekommen. Jetzt weiß man, was das alles bedeutet — der Freiherr ist da."

Es war gut, daß Anna tief im Schatten saß; denn bei den letzten Worten überfluthete eine glühende Röthe ihr Antlitz, und während sich ein tiefer Athemzug aus ihrer Brust emporrang, flüsterte sie kaum hörbar:

„Also doch!"

Vilmut achtete augenblicklich nicht auf sie, die Nachricht schien ihn gleichfalls auf's Höchste zu überraschen, aber er zweifelte offenbar noch daran. Er trat rasch an das zweite Fenster, von wo der Schloßberg und die Haupt-

front des Schlosses sichtbar waren. Trotz der Entfernung schimmerten die Lichter deutlich herüber, es waren die Fenster jener Zimmer, die Raimund von Werdenfels bei Lebzeiten seines Vaters bewohnt hatte.

Die Haushälterin war im Begriffe, sich sehr ausführlich über ihre und des ganzen Dorfes Verwunderung zu verbreiten, aber der Pfarrer schnitt ihr kurz das Wort ab:

„Es wird sich ja zeigen, ob die Sache sich bestätigt, jedenfalls erfahren wir es morgen. — Sagen Sie dem Kutscher der gnädigen Frau, er solle einstweilen noch nicht anspannen, der Sturm ist zu heftig.“

Die Frau entfernte sich, und im Zimmer herrschte einige Minuten lang noch Schweigen. Annas Augen hingen an jenen Lichtern, die vom Schloßberge herflimmerten. Vilmut ging einige Male auf und ab, ohne zu sprechen, endlich blieb er stehen und fragte:

„Hältst Du es für möglich, daß Werdenfels wirklich gekommen ist? Nach sechs Jahren, nachdem er vollständig mit der Welt und den Menschen gebrochen hat — was kann er hier noch suchen?“

„Vielleicht gerade die Menschen, die er so lange geflohen hat,“ sagte Anna leise.

„Nun, ähnlich sähe ihm das schon! Er war von jeher ein haltloser Träumer, der immer nur den Eingebungen

seiner Laune folgte. Vielleicht ist er der Einsamkeit und Menschenfeindlichkeit müde geworden und will zur Abwechselung einmal wieder den Herrn auf seinen Gütern spielen."

„Gregor, sei nicht ungerecht!" die Stimme der jungen Frau bebte, trotz ihres Versuches, sie zu beherrschen. „Du weißt, daß es keine Laune gewesen ist, die ihn in die Einsamkeit getrieben hat, sondern der allgemeine Haß, welchen Du entfesselt und genährt hast."

„Oder vielmehr, es war Deine Vermählung mit Hertenstein, der er nicht Stand hielt. Das trieb ihn fort."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach das Gespräch, und auf das „Herein!" des Pfarrers trat der alte Eckfried ein. Seine grauen Haare waren zerwühlt vom Sturme, und er schien erschöpft und athemlos, so daß er kaum den Gruß hervorbringen konnte.

„Ihr seid es, Eckfried?" sagte Vilmut mit einem Blick auf den Alpenstock, den der Bauer in den Händen trug. „Kommt Ihr denn aus den Bergen?"

„Ja, Hochwürden, und ich nicht allein!" antwortete der Alte, während es feindselig in seinem Auge aufblitzte. „Es ist noch Einer aus den Bergen gekommen. Wissen Sie es schon — der Werdenfels ist da!"

Vilmut's Stirn zog sich finster zusammen.

„Also ist die Nachricht doch wahr? Ich zweifelte noch immer daran!“

„Er war's!“ bestätigte Eckfried. „Ich kenne ihn, meinem Auge dürfen Sie trauen! Er fuhr an mir vorbei, wie der leibhaftige Böse, mitten in dem Sturm und Unwetter, das er uns von der Geisterspitze mit herunterbringt. Geben Sie Acht, Hochwürden, der Sturm wird Unglück anrichten irgend wo in Werdenfels.“

„Setzt Euch!“ sagte Vilmut, auf einen Stuhl deutend. „Ihr seid ja ganz außer Athem, und dann sagt mir, was Euch zu mir führt.“

Der Alte ließ sich nieder; er rang in der That nach Athem und schien mit einem Anfall von Schwindel zu kämpfen. Anna trat rasch zu ihm.

„Was ist Euch, Eckfried? Erholt Euch! Kann ich Euch helfen?“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, gnädige Frau, es ist nur der weite Weg — und die Angst — ich komme vom Mattenhof!“

„Von Eurer Tochter? Aber Ihr könnt ja gar nicht so oft den beschwerlichen Weg machen, mit Eurem kranken Fuße?“

„Ich werd' ihn nicht mehr oft machen,“ sagte Eckfried dumpf. „Vielleicht noch einmal zum Begräbniß — denn die Stasi ist jetzt am Sterben!“

„Das habe ich gefürchtet, seit ich mit meinem Vetter dort war," sagte Anna mitleidig. „Wir sahen es schon damals, daß die arme Frau nur noch Tage zu leben hatte. Aber unser Arzt versprach ja auf meine Bitte, ihr noch einen Besuch zu machen; hat er nicht Wort gehalten?"

„Doch, er war heute Morgen da, und er meinte — sie würde die Nacht nicht überleben."

Die Stimme des Alten bebte in bitterem Schmerze, die junge Frau war im Begriff, einige tröstende Worte zu sprechen, als Vilmut sie unterbrach:

„Diese Nacht noch? Hat die Kranke die heiligen Sacramente empfangen?"

„Nein, Hochwürden, deswegen komme ich ja eben zu Ihnen," sagte Eckfried. „Der Herr Pfarrer von Hochdorf ist krank und kann nicht kommen, und die Stasi ist ja auch Ihr Beichtkind gewesen, bis zu ihrer Heirath. Sie verlangt nur nach Ihnen und hat mich von ihrem Sterbebette fortgeschickt, um Sie zu holen. Ich weiß ja auch, Sie wären gekommen, trotz des weiten Weges, aber da fing der Sturm an; und jetzt können Sie ja nicht hinaus!"

Wie zur Bestätigung dieser Worte schwoll das Brausen und Heulen draußen so furchtbar an, daß das Dach des Hauses erbebte. Vilmut erwiderte nichts, er trat wieder an das Fenster; es war jetzt vollständig dunkel geworden,

aber wenn man auch nichts mehr sah, man hörte nur um so mehr das Toben in den Lüften. Gregor kannte die Stürme dieser Winternächte, die oft genug selbst im Thale verhängnißvoll wurden und oben in den Bergen Jedem Gefahr brachten, der sich hinauswagte, aber er schwieg nur einige Secunden lang, dann sprach er ruhig:

„Ich werde kommen, Eckfried!“

„Gregor, um Gotteswillen! Du willst nach dem Mattenhofe in diesem Sturme?“ rief Anna erschrocken. „Das ist unmöglich, Du wagst Dein Leben dabei! Warte bis morgen früh!“

„Dann ist es zu spät! Du hörst es ja! Wie ist der Weg, Eckfried? Werde ich bis zur Försterei mit dem Schlitten gelangen?“

„Ja, Hochwürden, bis dahin kommen Sie, aber von da müssen Sie zu Fuß weiter. Der Weg ist zu gehen, ich habe ihn ja erst gemacht, aber das war bei Tage. In der Nacht und in dem Sturme — die gnädige Frau hat Recht — Sie riskiren das Leben.“

„Und Dein Leben gehört nicht Dir allein,“ fiel Anna ein. „Denke an Dein Amt, an Deine Gemeinde, der Du so nothwendig bist! Keine Pflicht kann Dich zwingen, Dich selbst zu opfern für ein schon verlorenes Leben.“

Gregor richtete sich hoch und fest auf.

„Wenn man den Priester ruft, so wird er kommen! Das ist seine erste, höchste Pflicht, alles Andere muß davor zurückstehen! Ich bin in der Hand des Herrn, und die Sterbende soll nicht umsonst nach seinem Troste verlangen."

Er öffnete die Thür und rief die Haushälterin herbei.

„Lassen Sie sofort den Schlitten anspannen und legen Sie mir das geistliche Gewand bereit. Der Ambros soll die Laterne und den Bergstock mitnehmen!"

Die Frau schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Um aller Heiligen willen, Hochwürden, Sie wollen doch nicht bei diesem Unwetter in die Berge?"

„Zu einer Sterbenden!" ergänzte Vilmut in einem Tone, welcher jede Einwendung niederschlug. „Schnell! Es thut Eile noth!"

Er wandte sich dann zu der jungen Frau und bot ihr die Hand.

„Leb wohl, Anna — für alle Fälle!"

Anna sah zu ihm auf, mit einem Gemisch von Angst und unwillkürlicher Bewunderung.

„Mußt Du gehen, Gregor?"

„Ja, ich muß! Faßt Muth, Eckfried, ich komme zu Eurer Tochter!"

Eckfried war aufgestanden und hob die gefalteten Hände empor, während er abgebrochen sagte:

„Hochwürden, das vergeß ich Ihnen mein Lebtag nicht! — Und unser ganzes Dorf wird es Ihnen nicht vergessen. — Der Herrgott im Himmel wird doch ein Einsehen haben und uns unsern Pfarrer nicht nehmen, denn einen zweiten wie Sie bekommen wir nicht wieder!“

Eine Viertelstunde später fuhr der Schlitten fort, und das kleine, aber kraftvolle Bergpferd, an rauhe Witterung gewöhnt, trabte muthig vorwärts. Bis zur Försterei war der Weg noch verhältnißmäßig erträglich, aber dort begann die eigentliche Gefahr. Von dort an galt es, sich Schritt für Schritt durch den Sturm zu kämpfen, mitten durch den Wald mit seinen brechenden Aesten und über schneebedeckte Halden, wo es keinen Schutz gab gegen dies furchtbare Wehen.

Es war eine Nacht, wo selbst jedes Thier sich angstvoll verkroch in seine Höhle.

Aber der Priester war gerufen und der Priester kam! Das eigene Leben nicht achtend folgte er ohne Zögern dem Rufe der Pflicht. Dem kühnen und unerschrockenen Streiter im Sturme der Natur, wie in dem des Menschenherzens, fehlte nur eins zum echten Diener des Herrn — die Liebe und das Erbarmen!

---

Ganz Werdenfels und die gesammte Nachbarschaft befand sich in Aufregung; denn die Thatsache, daß der Freiherr da war, stand nun unumstößlich fest. Durch die Dienerschaft, welche doch immerhin einigen Verkehr mit dem Dorfe aufrecht erhielt, erfuhr man freilich, daß er auch hier seinen menschenfeindlichen Gewohnheiten treu blieb. Er verließ seine Gemächer nicht, ließ Niemand zu sich und sah selbst seinen jungen Verwandten täglich kaum auf eine halbe Stunde. Ihn selbst hatte noch Niemand wieder gesehen, seit er damals mitten im Sturme durch das Dorf gefahren war, aber dieser Zufall gab dem Aberglauben, der sich an seine Person knüpfte, neue Nahrung.

Jenes Unwetter war schwer und verhängnißvoll gewesen, es hatte in der Umgebung des Dorfes viel Schaden angerichtet, und gerade in diesem Sturme war Werdenfels gekommen. Er hätte keine schlimmere Zeit zu seiner Ankunft wählen können; die Leute schworen darauf, er habe ihnen das Unheil gebracht.

Inzwischen war der Sonntag herangekommen, der nach trüben, stürmischen Tagen endlich wieder helleres Wetter brachte. Der Gottesdienst war soeben zu Ende und auf dem Platze vor der Kirche stand noch die ganze Gemeinde in einzelnen Gruppen beisammen. Bei dieser Gelegenheit wurden gewöhnlich die Ereignisse der Woche besprochen,

und diesmal lagen zwei Dinge von höchster Wichtigkeit vor: die Ankunft des Freiherrn von Werdenfels und das Heldenstück des Herrn Pfarrers.

Das ganze Dorf wußte, daß Gregor Vilmut in jener Sturmnacht im Mattenhofe gewesen war, um der Tochter des alten Eckfried die Sterbesacramente zu reichen. Die Bauern kannten hinreichend den Weg, wo man in solchem Wetter bei jedem Schritt bergaufwärts sein Leben wagte. Von ihnen hätte es kein Einziger gewagt, aber eben deshalb rechneten sie ihrem Pfarrer seinen Muth um so höher an. Es war nur eine Stimme ehrfurchtsvoller Bewunderung, wenn man von ihm sprach.

Frau von Hertenstein war mit ihrer Schwester und Fräulein Hofer zu dem versprochenen Besuche im Pfarrhause eingetroffen. Sie hatten gleichfalls dem Gottesdienste beigewohnt, und Anna sprach soeben mit dem alten Eckfried, der an der Kirchthür stand. Er trug heute sein Sonntagsgewand, das freilich auch dürftig genug war, und hielt einen Knaben von etwa vier Jahren an der Hand. Es war ein hübsches Kind, mit einem frischen, rosigen Gesicht, blondem Kraushaar und klaren blauen Augen, und es sah ohne jede Schüchternheit zu der jungen Frau empor.

„Also Ihr habt den kleinen Toni mitgebracht," sagte

diese. „Er gleicht sehr seiner verstorbenen Mutter, er hat ganz die Züge Eurer Tochter.“

„Seinem seligen Ohm gleicht er noch mehr,“ versetzte Eckfried mit einem langen, düsteren Blick in das Gesicht des Kindes. „Er ist meinem armen Toni wie aus den Augen geschnitten. Man sollte meinen, es wär' sein eigener Sohn, und er heißt ja auch nach ihm.“

„Und Ihr wollt Euren Enkel wirklich bei Euch behalten?“ fragte Anna, indem sie sich mitleidig zu der kleinen Waise niederbeugte.

Der Alte nickte.

„Ja, gnädige Frau, er bleibt bei mir. Der Herr Pfarrer meint freilich, daß ich mir eine Last auflade mit dem Buben, aber ich kann's nicht ändern.“

Er brach ab und zog eilig den Hut, denn soeben trat der Pfarrer, der inzwischen in der Sacristei die priesterlichen Gewänder abgelegt hatte, aus der Kirchthür, und jetzt sah man es deutlich, welche Stellung Gregor Vilmut in seiner Gemeinde einnahm. Man hätte den Landesherrn nicht ehrfurchtsvoller begrüßen können, Alles drängte heran, um noch einmal den Segen des hochwürdigen Herrn zu empfangen, und Jeder war glücklich, wenn er eines besonderen Grußes oder einer Anrede gewürdigt wurde.

Eckfried war unter diesen Glücklichen; der Pfarrer trat eigens heran, als er den Knaben gewahrte.

„Ihr bleibt also bei Eurem Entschluß?“ fragte er. „Ihr werdet Mühe haben, den Buben durchzubringen, Ihr habt ja kaum das Brod für Euch selbst.“

„Es geht nicht anders, Hochwürden!“ versetzte der Alte. „Sie wissen ja, wie es im Mattenhof steht; der Hof ist über und über verschuldet und soll jetzt verkauft werden. Mein Schwiegersohn — nun, Sie kennen ihn ja — viel Gutes ist nicht an ihm, und die Stasi hat eine schwere Zeit bei ihm durchgemacht. Jetzt will er nach Amerika, da ist ihm der Bube nur eine Last, und er ist froh, daß er ihn los wird. Er würde ihn schlecht halten, und wenn er drüben wieder freit, wär's vollends aus. Da habe ich mir den Toni genommen. Wo ich mein Brod finde, kommt er auch noch durch, und er ist ja das Letzte, was ich noch habe, sonst ist mir ja nichts übrig geblieben.“

Er strich mit seiner schwieligen Hand leise über das Haar des Kindes; es lag eine eigenthümliche Zartheit in dieser Bewegung, und in seinen verwitterten, durchfurchten Zügen zuckte es seltsam.

Auch Vilmut sah auf den verwaisten Kleinen nieder, aber es lag weder Güte noch Freundlichkeit in diesem Blick, nur scharfes, prüfendes Forschen.

„Haltet den Buben streng, Eckfried,“ sagte er. „Bei dem Vater hat er nichts Gutes gesehen und die Mutter hat ihn verzärtelt, macht Euch nicht der gleichen Schwäche schuldig. Kinder muß man in strenger Zucht halten, wenn etwas aus ihnen werden soll. Laßt es nicht daran fehlen!“

Der kleine Toni mochte wohl fühlen, daß die Worte des geistlichen Herrn nicht viel Wohlwollen enthielten; denn er schmiegte sich ängstlich an den Großvater.

Vilmut sprach noch mit Diesem und Jenem und verließ dann mit Frau von Hertenstein den Kirchplatz, während die beiden anderen Damen folgten. Als man bei dem Pfarrhause angelangt war, ergriff Lily die Gelegenheit und erklärte, sie wolle noch vor Tische einen Spaziergang machen.

„Wozu das?“ fragte Vilmut tadelnd. „Du bist kein Kind mehr, und für ein junges Mädchen schickt sich dieses einsame Herumstreifen nicht. Geh' in den Garten, da hast Du Luft und Bewegung genug.“

Lily erschrak; denn sie dachte an das Rendez-vous bei den Haselnüssen. Was sollte aus dem armen jungen Baron werden, der dort so sehnsüchtig auf die versprochene Nachricht harrte? Zum Glück legte sich Anna in das Mittel und bat für ihre Schwester. Gregor machte ein finsteres Gesicht, ließ sich aber doch schließlich erbitten, und Lily, froh der erhaltenen Erlaubniß, eilte davon.

„Ich werde Dich auch noch auf eine halbe Stunde verlassen müssen," sagte Vilmut zu der jungen Frau, als er mit ihr in das Haus trat. „Ich muß bei dem Bachmüller einen Krankenbesuch abstatten, werde aber jedenfalls zu Mittag zurück sein, und Du bist ja keine Fremde im Pfarrhause."

Lily war inzwischen durch das Dorf gegangen, aber am Ende desselben bog sie schleunigst vom Wege ab und nahm die Richtung nach dem Schloßberg. Sie befand sich eigentlich in einiger Verlegenheit, denn ihre Mission, welche sie mit ebenso viel Begeisterung als Zuversicht übernommen hatte, war vollständig mißglückt.

Anna hatte ihre Bitten und Vorstellungen gar nicht angehört, ihr vielmehr sehr ernstlich jene unpassende Vertraulichkeit mit dem jungen Baron verwiesen. Die arme Kleine hatte es wieder einmal anhören müssen, daß sie in ihrem Alter noch gar nichts von solchen Dingen verstehe und sich wie ein unverständiges Kind benommen habe. Seitdem war es ihr nicht geglückt, das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand zu bringen, die Schwester zeigte sich völlig unzugänglich, sobald nur der Name Werdenfels genannt wurde.

Das durfte man nun freilich dem armen Paul nicht sagen. Er war im Stande, gleich auf der Stelle die Pistole

zu laden, wenn ihm der letzte Trost genommen wurde. Lily sah ein, daß sie sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse, wenn sie ein Menschenleben retten wollte, und das wollte sie unter allen Umständen. Sie machte sich deshalb auch gar keine Gewissensbisse über diese geheime Zusammenkunft, denn sie war sich bewußt, nur aus rein menschenfreundlichen und schwesterlichen Rücksichten darein gewilligt zu haben. Sie selbst kam ja dabei gar nicht in das Spiel.

Paul stand verabredetermaßen bei den Haselsträuchen, wo er bereits seit einer halben Stunde wartete. Er war im Jagdanzuge und trug die Flinte über der Schulter, denn er hatte es aus Rücksicht für das junge Mädchen doch nöthig gefunden, seinem Hiersein das Ansehen einer ganz zufälligen Jagdstreiferei zu geben. Zum Glücke war das Gehölz am Fuße des Schloßberges, wenn auch blätterlos, doch dicht genug, um die Beiden vor unberufenen Augen zu verbergen. Sie begrüßten sich und schüttelten sich freundschaftlich die Hände, wie das bei nahen Verbündeten Sitte ist.

„Ich bin so froh, daß Sie noch am Leben sind!" sagte Lily aus Herzensgrunde.

„Ich wäre viel lieber todt!" versicherte Paul melancholisch.

Lily sah ihn an, er war in der That noch recht blaß,

aber er sah in dieser Blässe so hübsch und interessant aus, viel hübscher als sonst in seiner übermüthigen Heiterkeit, und jetzt blitzte auch schon wieder ein Hoffnungsstrahl in seinem Auge, als er eindringlich fragte:

„Nun, mein Fräulein, haben Sie Ihr Versprechen gehalten? Bringen Sie mir irgend eine Hoffnung, irgend ein gütiges Wort von Ihrer Schwester?"

Das junge Mädchen schüttelte weise das Köpfchen:

„Aber, Herr von Werdenfels, das geht doch nicht so schnell! Anna hat einen sehr festen Charakter, sie ist nicht so leicht umzustimmen. Ich habe allerdings mit ihr gesprochen."

„Haben Sie das wirklich gethan? O, Sie sind ein Engel an Güte!" rief Paul enthusiastisch.

Lily war sehr angenehm berührt durch das Compliment. Das klang ganz anders, als wenn sie hören mußte: „Kind, das verstehst Du nicht!" Sie hätte jetzt um keinen Preis ihre Niederlage eingestanden und war entschlossen, die Rolle des Schutzengels auf alle Fälle durchzuführen. Sie begann daher, dem jungen Manne aus einander zu setzen, daß er Geduld haben müsse, daß noch keineswegs alles verloren sei, und glaubte dabei sehr klug zu Werke zu gehen, aber Paul ließ sich nicht täuschen. Er that einige rasche Fragen, die Lily in der Ueberraschung ganz aufrichtig

beantwortete, und diese Antworten verriethen ihm die Wahrheit. Sein eben noch so hoffnungsfreudiges Gesicht verdüsterte sich von Neuem.

„Geben Sie sich keine Mühe, mich zu schonen, mein Fräulein,“ sagte er bitter. „Ich sehe deutlich, was Sie mir verbergen wollen. Frau von Hertenstein bleibt unerbittlich bei ihrem Nein, und ich — bin der Verzweiflung preisgegeben.“

Er faßte heftig den Kolben seiner Flinte, es war eine ganz unwillkürliche Bewegung, aber Lily schrie entsetzt auf und ergriff seinen Arm.

„Thun Sie das nicht, Herr von Werdenfels! Um Gotteswillen, thun Sie das nicht!“

„Was denn?“ fragte Paul betroffen. „Was soll ich nicht thun?“

„Sich erschießen!“ schluchzte das junge Mädchen. „Und das wollen Sie hier vor meinen Augen vollführen? O, es ist schrecklich!“

Paul entsann sich jetzt erst jener Aeußerung, die er damals in der ersten Aufwallung des Schmerzes gethan hatte. Er sah, daß sie für Ernst genommen wurde, und die Angst um sein Leben rührte ihn. Er versuchte daher, die Erschrockene zu beruhigen, aber vergebens, sie traute seinen Versicherungen nicht.

„Sie werden es im Schlosse thun, wenn ich Sie jetzt daran verhindere!“ sagte sie. „Geben Sie mir die Flinte.“

„Aber mein Fräulein!“ warf Paul ein.

„Geben Sie mir die Flinte!“ wiederholte Lily befehlend, und als er nun wirklich dem Befehl nachkam, faßte sie einen heroischen Entschluß. Sie ergriff mit beiden Händen das Mordgewehr, trug es vorsichtig einige Schritte weit, bis zu dem Graben, der sich am Fuße des Schloßberges hinzog, und warf es mit voller Gewalt hinein. Die dünne Eisdecke des Wassers zerbrach, und Lily sah mit großer Befriedigung, wie das Gewehr untersank. Jetzt war ihrer Meinung nach das ganze Unheil beseitigt, es fiel ihr gar nicht ein, daß der junge Baron noch andere Schußwaffen haben könnte, und im Gefühl dieser Sicherheit stellte sie sich vor ihn hin und begann ihm eine nachdrückliche Rede zu halten. Sie führte ihm die Gottlosigkeit seines Beginnens zu Gemüthe, sprach von der zeitlichen und ewigen Verdammniß eines Selbstmörders und drohte ihm schließlich mit den Höllenstrafen.

Paul stand vor ihr und hörte mit immer steigender Verwunderung zu. Er begriff gar nicht, wie das junge Mädchen zu all diesen salbungsvollen Worten kam, denn er konnte natürlich nicht wissen, daß es eine Predigt Gregor Vilmut's war, die dieser kürzlich über ein ähnliches Thema

gehalten hatte, und die Lily frei aus dem Gedächtniß hersagte. Da die Höllenstrafen aber keinen sonderlichen Eindruck auf ihn machten, so unterhielt er sich damit, die jugendliche Predigerin anzusehen und Vergleichungen zwischen ihr und ihrer Schwester anzustellen.

Das frische, rosige Gesichtchen sah in der dunklen Pelzumhüllung allerliebst aus, und bei jenem heftigen Wurfe war eine der langen Flechten über die Schulter gefallen. Es waren reiche Flechten von schöner hellbrauner Farbe, aber wo blieb der wunderbare Glanz, der wie ein zarter Goldschimmer auf jenem anderen Haar ruhte! Und was waren diese hellen Kinderaugen gegen die großen strahlenden Sterne, welche sich unter jenen langen Wimpern entschleierten! Gerade diese Vergleichung zeigte dem jungen Manne, was er verlor, und sein Schmerz erwachte auf's Neue. Er seufzte tief auf, als die Predigt zu Ende war, und sagte:

„Sie kennen die Liebe nicht, mein Fräulein! Sie wissen nicht, was es heißt, am Rande der Verzweiflung zu stehen!“

Das wußte Lily nun allerdings nicht, aber sie konnte sich denken, daß es etwas sehr Trauriges sei, und ging deshalb schleunigst vom Predigen zum Trösten über. Paul zeigte sich nicht ganz unzugänglich dafür, er ließ sich trösten

und die Beiden waren im eifrigsten Gespräch begriffen, als ein Herr in dunklem Mantel zwischen den Bäumen sichtbar wurde.

„Mein Onkel!" sagte Paul überrascht, denn es war das erste Mal, daß der Freiherr hier das Schloß verließ. Lily erschrak, sie kämpfte zwischen Furcht und Neugier, den Vielgenannten, das „Ungethüm von Felseneck", endlich einmal von Angesicht zu sehen; während sie schwankte, ob sie fortlaufen oder Stand halten solle, war Werdenfels bereits hervorgetreten. Auch er schien überrascht, seinen Neffen in Gesellschaft einer jungen Dame zu erblicken, aber man sah es, daß ihm die Begegnung mit einer Fremden unangenehm war.

„Du hier, Paul?" sagte er mit kühlem Gruße.

„Ich traf ganz zufällig mit Fräulen Vilmut zusammen," versetzte Paul, dem daran lag, das junge Mädchen vor Mißdeutungen zu schützen. „Sie ist heute zum Besuch im Pfarrhause von Werdenfels."

Raimund wurde aufmerksam, es gab nur eine Familie dieses Namens in der Umgegend, und er wußte, daß Anna eine jüngere Schwester hatte. Er richtete einen forschenden Blick auf das Gesicht des jungen Mädchens und trat rasch auf sie zu.

Dieser Blick aber und diese Annäherung waren zu

viel für den Aberglauben Lilys. All jene schrecklichen Geschichten von dem Teufelswerk und dem Halsumdrehen, womit sich der Freiherr bekanntlich abgab, wurden wieder lebendig. Sie schien für ihren eigenen Hals zu fürchten, denn sie flüchtete eiligst hinter Pauls Rücken und blickte mit einer solchen Herzensangst zu Werdenfels hinüber, daß der junge Mann in die peinlichste Verlegenheit gerieth.

Raimund blieb stehen, und ein Ausdruck tiefster Bitterkeit zuckte um seine Lippen bei dieser so deutlich kund gegebenen Furcht.

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein," sagte er kalt. „Sie brauchen nicht so angstvoll bei meinem Neffen Schutz zu suchen. Ich werde Sie sofort von meiner Nähe befreien!" Damit wandte er sich um und schritt tiefer in das Gehölz hinein.

Als er eine Strecke entfernt war, kam auch Lily wieder hinter ihrem Beschützer zum Vorschein. Sie sah noch etwas zaghaft aus und fragte kleinlaut:

„Ich habe mich wohl sehr dumm benommen?"

Paul war im Grunde derselben Meinung, aber er sprach das natürlich nicht aus, sondern fragte nur:

„Aber weshalb fürchten Sie denn meinen Onkel so sehr? Sie thaten schon einmal eine derartige Aeußerung, die ich mir nicht erklären konnte."

„Ich habe ihn mir eigentlich weit schrecklicher gedacht," meinte Lily. „Er sieht ganz aus wie ein Mensch, bis auf die Blässe in seinem Gesicht."

„Aber wie soll er denn aussehen?" rief Paul beinahe ärgerlich. „Wofür halten Sie denn den Freiherrn?"

Lily sah zu Boden; der junge Baron wußte offenbar nichts von all jenen unheimlichen Gerüchten, und sie konnte ihn doch unmöglich darüber aufklären. Sie brach deshalb ab und sprach ihre Absicht aus, zu gehen.

„Und Sie wollen wirklich gehen, ohne mir auch nur einen Hoffnungsschimmer zurückzulassen?" fragte Paul, wieder ganz verzweiflungsvoll.

„Was kann ich denn thun?" sagte das junge Mädchen betrübt. „Sie sind ja selbst der Meinung, daß meine Schwester bei ihrem Nein bleiben wird."

„Ich brauche aber Trost in meinem Unglück," erklärte Paul mit großer Bestimmtheit, „und Ihre Tröstungen haben mir so unendlich wohl gethan. Wenn ich Sie für's Erste nicht wiedersehen soll, darf ich Ihnen doch wenigstens schreiben?"

„Ja, das dürfen Sie!" versicherte Lily, die es grausam fand, dem Unglücklichen diesen Trost zu versagen. Sie reichte ihm die Hand und bemerkte mit großer Befriedigung, daß er sie diesmal auch an seine Lippen zog.

„Haben Sie Dank!“ sagte er herzlich, „und leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ wiederholte Lily, der der Handkuß ebenso wohl gethan hatte, wie dem jungen Mann ihre Tröstungen, und darauf trennten sie sich.

Werdenfels war inzwischen weiter gegangen. Jener bittere Ausdruck lag noch in seinem Gesichte; er mochte wohl ahnen, wie man ihn dem jungen Mädchen geschildert hatte, daß es so in Angst gerieth bei seiner bloßen Annäherung. An einem Seitenpfade, dessen Windungen nach dem Schlosse zurückführten, blieb er finster stehen und schien zu überlegen, ob er umkehren solle, dann aber fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte halblaut:

„Das Einschließen nützt nichts! Habe ich es begonnen, so muß ich es auch durchführen, also weiter!“

Er ging in der That vorwärts und erreichte den Ausgang des Gehölzes, von wo ein Weg nach dem Dorfe führte, als ihm in der Windung dieses Weges ein Anderer entgegentrat, der vom Dorfe herkam. Raimund von Werdenfels und Gregor Vilmut standen plötzlich einander gegenüber.

Beide stutzten bei dieser unerwarteten Begegnung und hemmten ihren Schritt. Einige Secunden blickten sie sich schweigend an, dann sagte Vilmut in eisigem Tone:

„Herr von Werdenfels — ich wußte bereits von Ihrer Ankunft."

„Ich beabsichtigte auch nicht, ein Geheimniß daraus zu machen," entgegnete der Freiherr in dem gleichen Tone. „Ich war auf dem Wege zu Ihnen, Hochwürden."

„Zu mir? Und das gerade heute?"

„Warum nicht heute? Ist Ihnen das nicht gelegen?"

Der Argwohn Vilmut's begann zu schwinden, denn er sah, daß Werdenfels wirklich keine Ahnung hatte, wer sich im Pfarrhause befand, aber trotzdem galt es, ihn davon fern zu halten.

„So kommt diese Begegnung also Ihrem Wunsche entgegen," versetzte er. „Nun denn, wir sind auch hier allein und ich bin bereit, Sie zu hören."

Er stand da, gewaffnet mit derselben starren Strenge, womit er im Beichtstuhl die reumüthigen Bekenntnisse seiner Pfarrkinder empfing, aber der Freiherr sah nicht aus wie ein Büßender. Er kreuzte ruhig die Arme und antwortete:

„Ich wußte, daß Sie einer Aufforderung, im Schlosse zu erscheinen, nicht Folge leisten würden, deshalb blieb mir nichts übrig, als Sie aufzusuchen, aber ich glaube, Hochwürden, Sie täuschen sich über den Grund meines Kommens."

„Schwerlich! Denn ich kenne nur eins, was Sie zu mir führen kann. Es hat freilich lange gedauert, ehe Sie

diesen Weg zu mir fanden, volle sechs Jahre, aber es ist nie zu spät zur Umkehr. Sie wollen endlich den Schritt thun, den Sie damals verweigerten?"

Es lag kein Triumph in diesen Worten, aber der ganze Hochmuth des Priesters, der die Unterwerfung als selbstverständlich betrachtet. Raimund richtete sich plötzlich empor, mit jenem Ausdruck unnahbaren Stolzes, der ihm bisweilen eigen war, und seine Stimme klang voll und fest, als er sagte:

„Nein!"

„Nein?" wiederholte Vilmut scharf. „Dann begreife ich in der That nicht, was Sie nach Werdenfels geführt hat."

„Bedarf ich Ihrer Erlaubniß, um in meinem Schlosse zu wohnen?" gab Raimund mit derselben Schärfe zurück.

„Sie sind der unbestrittene Herr Ihres Schlosses — das Dorf und die Gemeinde sind meine Domäne."

„Die Sie eben so absolut beherrschen, wie nur irgend ein Despot seine Unterthanen beherrscht. Ich habe das erfahren."

„Ich übe nur die Zucht des Priesters," sagte Vilmut, jedes Wort betonend, „und dieser Zucht allein beugt sich die Gemeinde. Sie beugten sich nicht, Herr von Werdenfels, und doch kennen Sie die Bedingungen, unter denen ich Ihnen den Frieden bot und noch biete."

„Und Sie wissen, daß ich mich diesen Bedingungen niemals fügen werde. Was auch geschehen mag, Sie werden es nicht erleben, einen Werdenfels im Staube vor sich zu sehen."

„Der Hochmuth ist es, der in den Staub nieder muß!" sagte Gregor unbewegt. „Das ist der erste Schritt zur Buße. Dieser Hochmuth ist ein Erbfehler Ihres Geschechtes. So unähnlich Sie Ihrem Vater und Ihren Vorfahren auch sein mögen — in dem Punkte sind Sie ein echter Werdenfels!"

„Hochwürden, mißbrauchen Sie Ihr Priesteramt nicht zu Beleidigungen!" fiel der Freiherr mit dumpfer, mühsam beherrschter Stimme ein. „Ich weiß, daß dieses Amt Sie unangreifbar macht, aber Sie könnten es dahin bringen, daß ich es vergesse."

„So werde ich Sie daran erinnern," erklärte Gregor. „Beleidigungen empfängt man nur von seines Gleichen. Ich bin ein Diener des Herrn und fordere Ehrfurcht für die Worte, die ich in seinem Namen spreche."

Raimund schien sich zu bezwingen.

„Wir wollen nicht um Worte rechten! Ich kam nicht, um mit Ihnen zu streiten, sondern um eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung Sie mir schuldig sind. Es war Ihre eiserne Hand, die mir damals mein Glück ent=

riß; ich möchte jetzt erfahren, ob diese Hand auch das Siegel auf meinen Verlust drückte. Jener letzte Brief, den ich an Anna Vilmut richtete, wurde ungelesen verbrannt?"

„Ja, aber wer sagte Ihnen das? Ich war allein mit meiner Cousine, als es geschah."

„Also Sie waren zugegen? Das allein wollte ich wissen! Meine Braut hätte meine letzte Bitte gehört; es war Ihr Werk, daß jener Brief in die Flammen geworfen wurde, oder wollen Sie mir in das Angesicht hinein behaupten, daß Anna es freiwillig that?"

Vilmut sah den Freiherrn an. Jetzt war es Triumph, der aus seinen sonst so kalten Augen blitzte und in seiner Stimme klang, als er antwortete:

„Nein, denn ich werde niemals die Wahrheit verleugnen. Anna hatte in meine Hand gelobt, keine Zeile mehr von Ihnen anzunehmen. Ich war bei ihr, als sie jenes Schreiben empfing, und mahnte sie an ihr Versprechen. Ich selbst nahm den Brief aus ihrer Hand und warf ihn in das Feuer."

Ein tiefer Athemzug rang sich aus der Brust des Freiherrn, als sei eine Last von ihm genommen.

„Also gezwungen! Ich ahnte es, obgleich Anna es mir verschwieg."

„Anna?" wiederholte Gregor. „Was soll das heißen,

Herr von Werdenfels? Haben Sie etwa seitdem Frau von Hertenstein gesehen oder gesprochen?"

„Ja," sagte Raimund kalt.

„Und wann geschah das? Wo geschah es?"

„Darüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig. Fragen Sie Anna selbst; sie wird ihrem strengen Beichtiger die Auskunft wohl nicht verweigern."

„Ich werde fragen," sagte Vilmut finster. „Und ich werde mir Antwort zu verschaffen wissen."

„Daran zweifle ich nicht, aber haben Sie Dank für Ihre Auskunft. Sie ist mir sehr viel werth, leben Sie wohl."

Er wollte gehen, doch Vilmut vertrat ihm den Weg.

„Noch eins, Herr von Werdenfels — gedenken Sie in Ihrem Schlosse zu bleiben?"

„Für das Erste — ja."

„Und wie soll ich und das Dorf Ihr Wiedererscheinen deuten?"

„Wie Sie wollen!" entgegnete Raimund stolz und verächtlich.

„Ist Ihnen das so gleichgültig? Sie sind hier nicht so unnahbar, wie in Ihrem Felseneck, das sollten Sie bedenken —"

„Sprechen Sie Ihre Drohungen doch offen aus," unter-

brach ihn der Freiherr. „Sie wollen von Neuem den Kampf beginnen, den wir Beide schon einmal mit einander gekämpft haben. Ich war darauf gefaßt, als ich Felseneck verließ."

„Und Sie denken diesmal Sieger zu bleiben?"

„Ich denke diesmal Stand zu halten, wie auch das Ende sein mag."

Es war ein seltsamer Ausdruck in dem Blicke, mit dem der Priester den „haltlosen Träumer" maß, der jetzt eine so ungewohnte Energie zeigte, ein halb verwunderter, halb zorniger Ausdruck.

„Jene Unterredung muß wohl sehr inhaltreich gewesen sein, da sie Ihnen einen Kampfesmuth gegeben hat, der sonst gar nicht in Ihrer Natur liegt," bemerkte er. „Bauen Sie nicht auf den Tod des Präsidenten Hertenstein, auch bei seiner Wittwe können Sie das Geschehene nicht auslöschen, und ich, der ich ihr Hüter gewesen bin von ihrer Kindheit an, stehe ihr auch jetzt zur Seite. Was Sie auch versuchen mögen, Sie werden mich auf dem Platze finden."

„Es bedarf der Hut nicht," sagte Werdenfels bitter. „Sie haben dafür gesorgt, daß ich nichts unternehme. Aber diese Unterredung hat mir auf's Neue gezeigt, daß wir Beide bleiben, was wir von jeher gewesen sind — Feinde auf Leben und Tod."

Er grüßte kurz und stolz und schlug den Rückweg nach dem Schlosse ein. Vilmut stand einige Minuten finster, wie in Gedanken verloren, dann sagte er halblaut:

„Also sie hat ihn gesprochen! Und sie verschwieg mir das!“

---

Lily war pünktlich zur Mittagszeit zurückgekehrt. Sie hätte gar zu gern die interessante Begegnung mit dem Schloßherrn erzählt, so wenig heldenhaft sie sich auch dabei benommen hatte, aber bei dieser Gelegenheit wäre doch auch das Rendez-vous bei den Haselsträuchen zum Vorschein gekommen. Das junge Mädchen verstand nicht zu lügen und wäre nicht im Stande gewesen, jene Zusammenkunft für einen Zufall auszugeben, sie schwieg daher über das Ganze. Die Unterhaltung bei Tische zeichnete sich überhaupt nicht durch besondere Lebhaftigkeit aus; der Pfarrer war sichtlich verstimmt von seinem Krankenbesuche zurückgekehrt, er sprach kaum ein Wort, auch Anna verhielt sich meistens schweigsam, und so war es Fräulein Hofer, die fast allein das Gespräch führte.

Kaum war die Mahlzeit zu Ende, so erklärte Vilmut, daß er etwas Wichtiges mit seiner Cousine zu besprechen habe, und zog sich mit ihr in das Studirzimmer zurück.

„Da zieht wieder ein Ungewitter heran,“ sagte Lily.

„Wenn Vetter Gregor so aussieht, empfinde ich immer ein dringendes Bedürfniß, davonzulaufen. Ich beneide Anna nicht um diese Unterredung unter vier Augen."

„Es werden geschäftliche Unannehmlichkeiten sein," meinte Fräulein Hofer. „Es gibt noch so Manches zu ordnen in dem Nachlaß des Präsidenten, und der Herr Pfarrer hat ja größtentheils diese Angelegenheiten in Händen."

„Ja, er mischt sich in alles!" rief Lily, die sehr naseweis sein konnte, sobald eine geschlossene Thür zwischen ihr und dem Vetter Gregor lag. „Seit Anna Wittwe geworden ist, bevormundet er sie bei jeder Gelegenheit, ganz wie in früheren Zeiten."

Das Fräulein lächelte ein wenig.

„Ich glaube, Frau von Hertenstein läßt sich nur bis zu einem gewissen Punkte bevormunden. Es ist im Grunde nur natürlich, daß sie die Vertretung ihres Verwandten annimmt."

„Der Justizrath ist ihr geschäftlicher Vertreter," beharrte das junge Mädchen, „wozu braucht sich da noch Vetter Gregor einzumischen? Der arme Onkel Justizrath mit seinen vier Körben! Er sah noch recht trübselig aus, als er gestern nach Rosenberg kam. Ich habe ihn nach Kräften getröstet."

„Ja, Sie trieben wieder ein recht übermüthiges Spiel mit ihm," sagte Fräulein Hofer strafend. „Und es ist doch sehr anerkennenswerth, daß er wiederkam, um sich der gnädigen Frau in alter Freundschaft zur Verfügung zu stellen, trotz allem, was geschehen war."

„Trotz der Hochachtung Nummer vier!" rief Lily mit übermüthigem Lachen. „Es muß eigentlich schrecklich sein, immer und ewig nur Hochachtung zu finden, wenn man eine Frau sucht. Sie haben aber gar kein Mitleid mit ihm, Fräulein Emma. Sie haben sich gestern wieder mit ihm gezankt."

„Ja, das that ich," sagte Emma mit unverkennbarer Genugthuung, „oder vielmehr wir zankten uns Beide!"

Im Studirzimmer zog inzwischen der prophezeite Sturm heran. Auch Anna kannte das Gesicht Vilmut's und sah, daß irgend etwas geschehen war. Kaum befand sie sich mit ihm allein, so fragte sie unruhig:

„Was ist vorgefallen, Gregor? Du bist auf das Tiefste verstimmt, ich sah es schon bei Deiner Rückkehr."

Gregor schloß die Thür, dann trat er dicht vor die junge Frau hin und sagte plötzlich, ohne jede Einleitung:

„Ich habe eine Begegnung mit Werdenfels gehabt."

In Annas Gesicht zeigte sich ein leichter Farbenwechsel, aber sie erwiderte mit anscheinender Ruhe:

„In der That? Ich hörte, er habe bisher sein Schloß noch nicht verlassen.“

„So that er es heute, und er war auf dem Wege zu mir.“

„Zu Dir?“

„Scheint Dir das unmöglich?“

„Wie ich den Freiherrn kenne, allerdings.“

„Und Du kennst ihn jedenfalls am besten! Du hast Recht, er kam nicht als Bereuender, aber ich erfuhr etwas ganz Seltsames bei dieser Gelegenheit. Du hast ihn kürzlich gesehen und gesprochen! Warum hast Du mir das verschwiegen?“

Die rücksichtslose Strenge dieser Frage rief das ganze Selbstgefühl der jungen Frau wach. Sie hob mit voller Entschiedenheit den Kopf.

„Weil ich kein Kind mehr bin, das von jedem Worte und jedem Schritte Rechenschaft abzulegen hat. Bedenke das, Gregor.“

Gregor schien wenig geneigt, seine herrische, rücksichtslose Art aufzugeben, aber er mochte wohl wissen, daß es hier eine Grenze für seine Macht gab, denn er milderte seinen Ton.

„Du verweigerst mir also die Auskunft?“

„Wenn Du sie wünschest — nein.“

„Nun also, wo und wie fand diese Begegnung statt?“

„Durch einen Zufall. Es war an jenem Tage, wo wir nach dem Mattenhofe fuhren. Du warst bei dem gestürzten Pferde zurückgeblieben und ich eilte nach der Försterei, um Dir Beistand zu senden. Auf dem Wege dorthin traf ich Rai— den Freiherrn von Werdenfels.“

„Und bei dieser Gelegenheit erfuhr er vermuthlich, daß Du Wittwe bist,“ sagte Vilmut hohnvoll. „Das erklärt allerdings sein plötzliches Wiederauftauchen.“

Die junge Frau schüttelte leise aber entschieden den Kopf.

„Du irrst, ich bin es nicht, die er sucht. Aber wenn er es nun versuchen wollte, sich wieder den Menschen zu nähern, die ihn ausgestoßen haben! Gregor, Du bist allmächtig in Deiner Gemeinde und in der ganzen Umgegend, ein Wort von Dir gibt das Signal zum Kampfe oder zum Frieden. Wirst Du dem Zurückkehrenden wieder so unversöhnlich entgegentreten wie damals, wird sich auf Dein Geheiß wieder Alles gegen ihn wenden? Du bist ein Priester, Dein Amt schon fordert Versöhnung und Verzeihung, sei nicht unbarmherzig!“

Ihre Stimme bebte im leidenschaftlichen Flehen, aber gerade dies Flehen schien den starren Mann noch mehr in seiner Härte zu bestärken.

„Willst Du mich meine Priesterpflicht kennen lehren?“

fragte er kalt. „Ich fordere Unterwerfung des Schuldigen unter mein Urtheil, ganze, volle Unterwerfung, dann mag von Versöhnung die Rede sein, eher nicht!“

„Du hassest ihn!“ sagte Anna leise.

„Nein, ich richte ihn! Und wenn er diesen Richterspruch nicht anerkennen will — um so schlimmer für ihn.“

Die junge Frau mochte wohl einsehen, daß jeder Versuch der Milderung vergebens sein würde. Sie wandte sich ab und ließ sich auf den Stuhl nieder, der vor dem Schreibtische stand. Nach einem minutenlangen Schweigen trat Vilmut zu ihr und seine Hand legte sich schwer auf ihren Arm.

„Und Du, Anna?“ fragte er langsam. „Hast Du endlich diese unselige Neigung überwunden, oder muß ich Dir von Neuem die Vergangenheit in das Gedächtniß zurückrufen? Muß ich Dich an den Tag erinnern, wo —“

„Nein, nein, schweig davon!“ unterbrach sie ihn mit angstvoller Abwehr. „Du weißt es ja, was mich und Werdenfels trennte, das besteht noch in voller Kraft.“

„Ja, es besteht!“ bekräftigte Gregor. „Und wehe ihm, wenn er versuchen wollte, daran zu rühren! Ich werde Dich vor ihm zu schützen wissen.“

Um Annas Lippen zuckte ein halb bitteres, halb schmerzliches Lächeln.

„O gewiß! Das hast Du schon einmal gethan, und Du hattest ja auch Recht, aber ich hege seitdem doch ein Grauen vor Deinem Schutze."

„Und doch hat er allein Dich damals gerettet. Dieser Werdenfels hätte gesiegt trotz allem, was geschehen war, ohne mein Dazwischentreten. Du bist ja nur ein Weib und Du liebtest ihn."

„Und Du, Gregor, bist ein harter Richter, wo es sich um die Liebe handelt, die Du nie gekannt und erfahren hast."

Gregor kreuzte die Arme und in seinem Antlitze erschien wieder jener Ausdruck stolzer, kalter Genugthuung, als er fragte:

„Weißt Du das so genau?"

„Ja. Du brachtest sicher kein Opfer, als Du Dein ganzes Leben und Sein dem Priestergelübde zu eigen gabst. In Deinem Herzen hat die Liebe keinen Raum."

„Nein, sie hat ihn nicht gefunden, aber sie nahte auch mir einst als Versuchung, und bei dem geweihten Priester war diese Leidenschaft für ein Weib ein Verbrechen. Auch mir ist der Kampf nicht erspart geblieben, den Jeder im Leben einmal durchkämpft, aber ich habe ihn bestanden."

„Du hast geliebt, Gregor?" rief Anna, indem sie sich in höchster Ueberraschung erhob. „Das hätte ich nie für

möglich gehalten, aber ich möchte die Frau kennen, die Dir eine Empfindung abzwang."

Das Auge des Priesters ruhte eisig auf dem schönen Antlitze und den goldschimmernden Haaren, es war auch nicht die leiseste Regung in diesem Blicke.

„Du kennst sie!" erwiderte er. „Glaubst Du denn, ich hätte Dich jemals hinaus gelassen aus dem sicheren Schutze meines Hauses, wenn die Trennung nicht nothwendig gewesen wäre?"

Die junge Frau erblaßte. „Die Trennung von mir? Das kann nicht Dein Ernst sein!"

„Weshalb nicht?" fragte Vilmut mit derselben eisigen Gelassenheit. „Du warst in meiner Hut aufgewachsen und jahrelang glaubte ich Dir nur Lehrer und Beschützer zu sein, bis ich eines Tages entdeckte, daß ich am Abgrunde stand, und den Schwindel fühlte, der mich hinabzog. Ich bin Sieger geblieben, weil ich nicht unterliegen wollte, weil ich den Muth hatte, das Messer an die Wunde zu setzen, ohne der Schmerzen zu achten. Ich brachte Dich zu Fräulein von Hertenstein, deren Reise Dich monatelang entfernte, und das gab Deinem Schicksale eine neue Wendung. Ich weiß, Du hast es mir niemals verziehen, daß ich damals, als jene Katastrophe hereinbrach, Deine Verzweiflung, Deine halbe Betäubung benutzte, um Dich zu

der Verbindung mit dem Präsidenten zu bestimmen. Ja, diese Heirath war mein Werk, aber mein eigenes Herz war es, das dabei zermalmt und zertreten wurde. Und mit diesem Herzen drängte ich Dich zu jenem Entschlusse, mit diesem Herzen traute ich Dich einem Andern an und sprach den Segen über Eure Häupter."

Anna erwiderte keine Silbe, aber sie blickte mit einem Gemisch von Scheu und Bewunderung auf den Mann, der ebenso eisern und unbarmherzig, wie er Andere richtete, auch die Empfindungen seines eigenen Herzens niederzwang. Wohl sprach der Triumph über den errungenen Sieg aus jedem seiner Worte, aber diese Worte klangen so unbewegt, als läge ein Menschenalter zwischen ihm und jenen Kämpfen.

„Jetzt ist die Schwäche längst überwunden und begraben," fuhr er fort, „sonst hättest Du überhaupt niemals davon erfahren, aber ich wollte Dir an meinem Beispiel zeigen, was der Wille und das Bewußtsein der Pflicht vermag. Was mir die Pflicht gebot, das gebietet Dir die Schuld jenes Mannes. Aergert Dich Dein Auge, so reiß' es aus! sagt die Schrift. Ich folgte diesen Worten — thu' Du desgleichen!"

„Gregor, Du bist furchtbar in Deiner starren Größe," sagte die junge Frau mit einem leisen Schauer. „Ich bewundere sie, aber ich kann mich nicht zu ihr erheben."

„So lerne es!" versetzte er mit Nachdruck. „Du gehörst nicht zu den Schwachen, auch Dein Wille ist eine Macht, lerne sie gebrauchen. Die Gefahr, die ich für immer beseitigt wähnte, tritt Dir zum zweiten Male nahe, seit Werdenfels wieder in Deiner Nähe ist. Du wirst jeden Annäherungsversuch unerbittlich zurückweisen, hörst Du, Anna? Ich fordere es von Dir im Namen der Vergangenheit, im Namen jener Flammen, die vor vierzehn Jahren unser Dorf in Asche legten!"

Anna zuckte zusammen, aber sie widerstand nicht der schonungslosen Mahnung, stumm senkte sie das Haupt, und ebenso wortlos legte sie ihre Hand in die ausgestreckte Rechte Gregors. Ihm war das genug; denn er wußte, dies Gelöbniß werde gehalten werden.

---

Monate waren vergangen, der Winter hatte seine unbestrittene Herrschaft angetreten, die diesmal ungewöhnlich hart war. Es war ein stürmischer, eisiger Winter, der Alles in Schnee begrub und das Gebirge und dessen nächste Umgebung oft wochenlang ganz unwegsam machte. Die ärmere Bevölkerung litt schwer in dieser harten Jahreszeit und gerade auf den Werdenfels'schen Gütern gab es viel

Noth und Elend. Der verstorbene Freiherr hatte trotz seines Reichthums nie auch nur das Geringste für seine armen Gutsangehörigen gethan, und sein Sohn hatte sich nach einigen mißglückten Versuchen, ihnen nahe zu treten, in die Einsamkeit zurückgezogen, wo er überhaupt nicht mehr nach dem Wohl und Wehe der Menschen fragte.

Jetzt war Raimund von Werdenfels freilich zurückgekehrt und schien dauernden Aufenthalt in seinem Stammschlosse nehmen zu wollen. Er fuhr zwar noch öfter nach Felseneck und blieb tagelang allein dort, aber der eigentliche Haushalt befand sich in Werdenfels, und die Abgeschlossenheit wurde dort nicht so streng aufrecht erhalten, wie droben in dem einsamen Bergschlosse.

Paul hatte mit Erlaubniß, ja auf ausdrücklichen Wunsch seines Onkels Besuche bei den Gutsnachbarn gemacht, die sehr zahlreich erwidert wurden. Man kam schon aus Neugier, um den vielbesprochenen Schloßherrn zu sehen, den indessen Niemand zu Gesicht bekam. Werdenfels zog sich persönlich von jedem Verkehr mit der Gesellschaft zurück und ließ sich stets durch Paul vertreten. Die Landleute dagegen sahen ihn öfter, denn er fuhr regelmäßig durch das Dorf, wenn er Felseneck besuchte, und zeigte sich auch bisweilen zu Pferd in der Umgegend. Selbst seine Unzugänglichkeit den Beamten gegenüber hatte theilweise auf-

gehört, er empfing nicht selten persönlich ihre Berichte. Es war, als versuche er langsam und allmählich wieder die Fühlung mit den Menschen zu gewinnen, die er so ganz verloren hatte.

Die Zimmer, welche der Freiherr bewohnte, lagen in der Hauptfront des Schlosses und waren von den ehemaligen Gemächern seines Vaters durch einen Salon getrennt, der in früheren Zeiten als Empfangszimmer benutzt worden war. Es war ein ziemlich großes Gemach, reich, aber ohne jene düstere Pracht eingerichtet, die in Felseneck vorherrschte. Durch die hohen Fenster fiel das Licht voll herein und das lebensgroße Bild des verstorbenen Freiherrn, das die Hauptwand schmückte, zeigte sich in bester Beleuchtung.

In dem Armsessel am Kamin saß Raimund von Werdenfels und hörte den Bericht des ersten Verwalters an, den er hatte rufen lassen. Paul, der soeben eingetreten war, stand neben seinem Onkel und folgte aufmerksam dem Gespräche. Der Freiherr wandte sich eben zu ihm und sagte erklärend:

„Es handelt sich um die Dammbauten, die sehr kostspielig sind, aber doch endlich in Angriff genommen werden müssen. Das Schloß und die Gärten sind hinreichend geschützt, das Dorf aber ist einem etwaigen Hochwasser schutzlos

preisgegeben, und der Strom hat uns in diesem Herbste wieder eine drohende Mahnung zugerufen. Ich habe der Gemeinde den Vorschlag gemacht, die sämmtlichen Kosten zu tragen und einstweilen Erddämme aufführen zu lassen, damit einer möglichen Gefahr im Frühjahr vorgebeugt wird. Mit dem Eintritt der milden Witterung soll dann sofort der eigentliche Bau beginnen."

Die Worte hatten nichts von der gewöhnlichen Theilnahmlosigkeit des Freiherrn, und die Zeichnungen und Pläne, welche neben ihm auf dem Tische lagen, zeigten, daß er sich eingehend mit der Sache beschäftigte. Auch Paul hielt eine der Zeichnungen in der Hand, die er mit großem Interesse betrachtete, und die beiden Herren waren so eifrig dabei, daß sie gar nicht die augenscheinliche Verlegenheit des Verwalters bemerkten, der sich verschiedene Male räusperte, ohne ein Wort hervorzubringen, endlich sagte er:

„Die Sache ist aber noch nicht geordnet, gnädiger Herr, es haben sich da noch verschiedene Schwierigkeiten ergeben —"

„Schwierigkeiten?" fragte Raimund aufblickend. „Ich dächte, die Sache wäre vollkommen klar und einfach. Ich übernehme die Kosten und stelle meinerseits nicht eine einzige Gegenbedingung. Sie haben das betreffende Schriftstück doch der Gemeinde übergeben?"

„Schon vor einigen Tagen, und der Gemeindevorstand war in dieser Angelegenheit auch heute bei mir, aber — man weigert sich, das Anerbieten anzunehmen.“

Paul fuhr mit einer Bewegung der Entrüstung auf. Raimund blieb ruhig sitzen, aber er erbleichte.

„Weigert sich?“ wiederholte er. „Aus welchem Grunde?“

„Herr Pfarrer Vilmut wird eine Petition bei der Regierung einreichen, von der man sich Erfolg verspricht. Man rechnet auf die Beihülfe des Staates, und ihren eigenen Antheil an den Kosten will die Gemeinde selbst bestreiten.“

„Sind die Leute denn von Sinnen?“ rief Paul heftig. „Da klagen sie fortwährend über die Armuth ihres Dorfes, die ihnen keine Schutzmaßregeln gestattet, und solch ein Geschenk, solch eine Wohlthat, die ihnen unverdienter Weise zufällt, weisen sie zurück? Das ist ja reine Tollheit!“

„Nein,“ sagte Raimund kalt, „es ist nur ein Beweis, daß Vilmuts Macht noch größer ist, als die Geldliebe der Bauern. — Also an die Regierung will man sich wenden! Wenn da wirklich etwas bewilligt wird, so kann das Jahre dauern, und jedes Frühjahr kann die Gefahr bringen. Haben Sie das den Leuten nicht vorgestellt?“

„Gewiß, gnädiger Herr, aber sie blieben dabei — sie wollten —“

„Nun? Sprechen Sie nur frei heraus, Feldberg.“

„Sie wollten kein Gnadengeschenk, sie würden allein thun, was Noth wäre, und damit gaben sie mir dieses Schriftstück zurück.“

Er zog ein Papier hervor, das er dem Freiherrn überreichte; dieser nahm es, ohne einen Blick darauf zu werfen, seine Hand bebte dabei in nervöser Erregung, aber seine Züge blieben unverändert.

„So mag die Sache denn ihren Lauf nehmen,“ sagte er. „Lege die Zeichnungen bei Seite, Paul, Du hörst es ja, daß sie nicht mehr gebraucht werden. Und nun weiter, Feldberg, wie steht es mit der Unterstützung, welche ich für die Familie des verstorbenen Schullehrers bestimmt habe? Ist sie ausgezahlt worden?“

In dem Gesicht des Verwalters zeigte sich derselbe Ausdruck peinlicher Verlegenheit wie vorhin.

„Noch nicht, gnädiger Herr,“ erwiderte er. „Ich wollte erst Ihre Willensmeinung hören, denn die Hülfe scheint bei der Familie nicht mehr nöthig zu sein.“

„Sie sagten mir aber doch selbst, daß die Wittwe mit den Kindern sich in der größten Noth befindet, und gar keine Hülfsmittel besitzt.“

„Das war auch bei dem Tode des Mannes der Fall, aber jetzt ist Herr Pfarrer Vilmut eingetreten und wird selbst die nöthigen Mittel herleihen, um —“

„Meine Hülfe überflüssig zu machen!“ ergänzte Raimund. „Ich hätte es vorher sehen können! Und die Frau weigert sich natürlich, die Unterstützung von meiner Hand anzunehmen?“

Feldberg zuckte die Achseln und schwieg.

Der Freiherr brach mit einer krampfhaften Bewegung das Papier zusammen, das er noch in der Hand hielt.

„Gut, so senden Sie das Geld den Armen von Buchdorf; da das Gut Eigenthum meines Neffen ist, wird man ihnen die Annahme hoffentlich erlauben. Sollte es dennoch nicht der Fall sein, so melden Sie es mir.“

Er gab dem Verwalter einen Wink, sich zu entfernen, aber Feldberg blieb stehen und sagte zögernd:

„Ich habe noch etwas mitzutheilen, gnädiger Herr. Ich fürchte, es wird Ihnen unangenehm sein, aber erfahren müssen Sie es ja doch — die große Ceder im Parke ist heute Morgen gefallen.“

Raimund fuhr auf, und sein Auge richtete sich forschend und finster auf den Sprechenden.

„Wie konnte das geschehen? Der Wind war ja doch ganz unbedeutend heute Nacht, und die Ceder hat länger als fünfzig Jahre den heftigsten Stürmen Widerstand geleistet. Der Fall muß irgend eine Ursache haben.“

„Die hat er auch und eine schlechte dazu!“ sagte Feld-

berg. „Der Stamm ist während der Nacht heimlich durchsägt worden, und da fiel der Baum beim ersten Morgenwinde.“

Raimund hatte sich erhoben, sein Auge sprühte auf in wildem Schmerz oder Zorn, man sah es, dieser Nachricht hielt auch seine Gelassenheit nicht Stand, aber er sprach kein Wort.

Paul dagegen brach empört aus:

„Das ist ja ein Bubenstück ohne Gleichen! Die prachtvolle Ceder, die in der ganzen Umgegend berühmt war als die Krone der Werdenfels'schen Gärten, die ein Menschenalter hindurch gegrünt hat und auf das Sorgsamste gepflegt worden ist! Raimund, diese Niederträchtigkeit darfst Du nicht ungestraft hingehen lassen. Der Baum war Dein Liebling, ich weiß es!“

„Eben deshalb mußte er fallen!“ sagte Raimund tonlos. „Man wird erfahren haben, daß er mir lieb war. — Aber laß Feldberg ausreden.“

„Die That muß von Mehreren verübt worden sein,“ berichtete Feldberg. „Wir haben auch bereits eine Spur gefunden, die nach dem Dorfe weist. Wenn Sie befehlen, gnädiger Herr, so soll die Untersuchung sofort —“

„Nein,“ unterbrach ihn Werdenfels. „Ich will nichts entdecken, was mich zwingen würde, zu strafen. Lassen Sie die Untersuchung fallen.“

„Ich begreife Deine Langmuth nicht," rief Paul unmuthig.

Der Verwalter aber sah ungemein erleichtert aus. Der Befehl des Freiherrn schien ihm sehr willkommen zu sein; er verneigte sich und ging.

Der Freiherr war an das Fenster getreten und preßte die Stirn gegen die Scheiben. Einige Minuten lang beobachtete ihn Paul schweigend, dann trat er zu ihm und sagte bittend:

„Raimund, laß uns nach Felseneck zurückkehren!"

Der Freiherr wandte sich um.

„Nein! Weshalb?"

„Weil Du Dich aufreibst in dem täglichen Kampfe mit all dieser Bosheit und Niederträchtigkeit, mit diesem hochwürdigen Herrn Pfarrer, der Alles gegen Dich hetzt. Er macht ja gar kein Hehl daraus, daß er die Feindschaft gegen Dich förmlich organisirt. Deine Wohlthaten werden mit Hohn und Spott zurückgewiesen, Deine besten Absichten werden durchkreuzt, und wenn man zufällig erfährt, daß Dir irgend etwas lieb ist, so wird es heimtückisch vernichtet. Du bist ja ganz wehrlos diesen Menschen gegenüber, die Dich immer nur aus dem Hinterhalte treffen. Ich wäre längst auf und davon gegangen, und Du, der sich jahrelang vor jeder Berührung mit den Menschen bewahrt hat,

Du hältst jetzt Tag für Tag ihren schlimmsten Angriffen Stand."

„Weil ich mir das Wort gegeben habe, diesmal Stand zu halten. Ich war mir vollkommen klar darüber, was ein Kampf mit Gregor Vilmut bedeutet."

„O, hätte ich diesen Pfarrer nur einmal unter Händen!" rief Paul wüthend. „Ich wollte ihn fragen, wie unsere schöne Ceder gefallen ist."

Raimund schüttelte den Kopf.

„Nein, Paul, mit dem Verdachte thust Du ihm Unrecht, das ist ohne sein Wissen geschehen. Vilmut ist ein unbarmherziger, aber offener Gegner, diese kleinliche und heimtückische Rache liegt nicht in seiner Natur."

„Das bezweifle ich sehr! Nennst Du es vielleicht auch Offenheit, daß er all den albernen Märchen über Dich Thür und Thor öffnet? Die Leute glauben ihm blindlings, ein Wort aus seinem Munde genügt, um den lächerlichen Aberglauben niederzuschlagen, der sich an Deine Person knüpft, aber er spricht dies Wort nicht und läßt es ruhig geschehen, daß die Leute Dich für den leibhaftigen Gottseibeiuns halten. Dies Volk ist ja so dumm, so grenzenlos beschränkt, daß man sich schämen muß, in unserer Zeit dergleichen noch zu erleben."

Das Gesicht des jungen Mannes glühte in leidenschaft-

licher Erregung, und es war ihm Ernst mit seiner Entrüstung. Jene Kälte und Fremdheit, welche einst zwischen ihm und seinem Onkel herrschte, war längst gefallen, er hielt wacker zu Raimund in dem aufgedrungenen Kampfe und nahm bei jeder Gelegenheit offen und rücksichtslos seine Partei. Auch Werdenfels fühlte es, welche Stütze er in dem jungen Verwandten besaß, den er anfangs in halb verächtlicher Art als einen liebenswürdigen, aber leichtsinnigen Taugenichts behandelt hatte. Im Kreise seiner italienischen Freunde war Paul das allerdings gewesen, weil er eben nichts Besseres anzufangen wußte, inmitten dieser ernsten und drohenden Verhältnisse aber kam seine ursprünglich tüchtige Natur immer siegreicher zum Vorschein. In erster Linie war es freilich seine Liebe zu Anna von Hertenstein, die ihm diesen Ernst und diesen Halt gegeben hatte. Der Einfluß einer wahren und idealen Neigung zeigte sich selbst hier, wo diese Neigung hoffnungslos war, sie hob und adelte das ganze Wesen des jungen Mannes.

„Laß Dich zu keiner Unbesonnenheit fortreißen," warnte der Freiherr. „Hier gilt es nicht zu kämpfen, sondern auszuharren, und das ist eine schwere Aufgabe für einen jungen Heißsporn, wie Du es bist. Ich habe Dich schon einige Mal gebeten, nach Buchdorf zu gehen, Du erträgst die hiesigen Verhältnisse schwerer als ich."

„Und Du weißt, daß ich Dich jetzt um keinen Preis allein lasse," erklärte Paul. „Du wirst mich doch nicht fortschicken wollen."

„Nein," entgegnete Raimund mit einem matten Lächeln. „Wenn Du willst, so bleibe, aber es wäre mir lieber, wenn ich Dich in Buchdorf wüßte."

Paul schien die letzten Worte nicht gehört zu haben.

„Du willst heute ausreiten?" fragte er. „Ich hörte, daß Du Befehl gegeben hast, den Emir zu satteln. Ich darf Dich doch begleiten?"

„Wozu das? Deine Besorgniß ist ganz unnöthig. Bis zu Thätlichkeiten versteigt man sich denn doch nicht gegen mich."

„Wer weiß! Diese Menschen sind zu allem fähig. Laß mich mit Dir reiten, ich werde pünktlich zur festgesetzten Stunde bei Dir sein."

Werdenfels erhob keine weitere Einwendung, und der junge Mann verließ das Zimmer. Raimund blieb allein, und jetzt, wo er sich ohne Zeugen wußte, fiel die Maske ruhiger Gelassenheit, die er so lange getragen. Es kam kein Wort über seine Lippen, während er mit stürmischen Schritten das Zimmer durchmaß, aber die fest zusammengepreßten Lippen, der schwere, kurze Athem zeigte, wie er litt unter diesen Angriffen, die er nun seit Monaten Tag für Tag ertrug.

Gregor Vilmut hatte Wort gehalten und den Kampf entfesselt gegen den „Hochmüthigen", der es wagte, seiner Macht zu trotzen, aber es war ein ungleicher Kampf. Paul hatte Recht, der Freiherr war völlig wehrlos, denn all die Angriffe trafen ihn nur aus dem Hinterhalt. Niemand trat ihm offen entgegen, aber ganz Werdenfels stand in einer einzigen Verschwörung gegen ihn. Die Allmacht des Priesters zeigte sich hier in einer wahrhaft erschreckenden Weise, er hatte den Gutsherrn förmlich in den Bann gethan, und der Gemeinde hatte das Wort ihres Hirten von jeher für ein Gotteswort gegolten. Der Haß aus früheren Zeiten, der einst nur noch wie eine alte dunkle Sage umging, loderte jetzt von Neuem in furchtbarer Wirklichkeit empor und trug seine bitteren Früchte.

Wohl stutzte man, als der Freiherr es versuchte, im Großen wie im Kleinen der Wohlthäter der Umgegend zu werden, als er überall, wo es Noth und Elend zu lindern gab, die helfende Hand hinreichte, aber trotz alledem wurde diese Hand zurückgestoßen, und die Wenigen, die sie in ihrer Noth vielleicht ergriffen hätten, wagten das nicht. Nur einmal drohten die Bauern den unbedingten Gehorsam zu versagen, als es sich um die Schutzmaßregeln zur Sicherung des Dorfes gegen den Strom handelte. Man hatte das so lange schon für nothwendig erkannt und es immer

wieder hinausgeschoben, weil die Mittel zur Ausführung fehlten, und jetzt wurde das so lang Ersehnte als ein Geschenk angeboten.

Jetzt zum ersten Mal erhoben sich Stimmen, welche meinten, es sei gleich, von welcher Hand die Hülfe käme, wenn sie nur überhaupt geboten würde. Zum ersten Mal gab es heftige Debatten in der Gemeinde, die sich sonst blindlings den Beschlüssen ihres Pfarres unterwarf, aber auch hier siegte Vilmut. Er überzeugte die Zweifelnden, daß man das „Gnadengeschenk“ nicht brauche, daß die Regierung eintreten werde und müsse, und die Energie, mit der er die Sache sofort in Angriff nahm und die nöthigen Schritte that, überzeugte die Bauern, daß ihr Pfarrer auch hier, wie überall, das Richtige getroffen habe. Das Anerbieten wurde durch Beschluß der ganzen Gemeinde abgelehnt. —

Raimund war vor dem Bilde seines Vaters stehen geblieben, und seine Augen wurden dunkler und dunkler, während sie auf jenen Zügen hafteten. Ihm weckte ja das Wort „Vater“ keine einzige jener heiligen Regungen, die sich sonst an diesen Namen knüpfen, ihm rief es nur die Erinnerung zurück an eine einsame Jugend, in sclavisch strenger Zucht verlebt, ohne Freude und ohne Freiheit. Dann war jene Zeit der Entfremdung gekommen, wo der

Sohn das väterliche Haus floh, als ruhe ein Fluch auf dessen Schwelle, wo selbst der Befehl des Vaters ihn immer nur auf wenige Tage zurückführte und es nie erreichte, ihn länger festzuhalten. Und dann zuletzt kam die Katastrophe, wo all die jahrelang genährte Bitterkeit endlich ausbrach, wo Raimund offen seine Wahl und seine Liebe bekannte und vertheidigte gegen den Vater, der in seinem aristokratischen Hochmuthe diese Wahl nicht anerkennen wollte. Der Bruch war erklärt, Raimund ging als ein Enterbter, Verstoßener, um als Herr von Werdenfels zurückzukehren, aber segensreich war diese Herrschaft nicht für ihn geworden!

Der verstorbene Freiherr mußte noch im vorgerückten Lebensalter ein stattlicher und schöner Mann gewesen sein, das zeigte sein Portrait, aber sympathisch war dies Antlitz nicht, wo sich in jedem Zuge Hochmuth und rücksichtslose Härte ausprägten. Die kalten grauen Augen blickten wie höhnend nieder auf den Sohn, den er so oft im Leben „Träumer" gescholten, und doch war er allein es gewesen, der dem jungen Manne Lebensmuth und Lebensfreude genommen hatte.

Auch der Vater war viel gehaßt worden, auch gegen ihn hatten sich Kampf und Feindseligkeit erhoben, aber er machte sich kein Gewissen daraus, die Menschen niederzutreten, die ihm im Wege standen, und er hatte dies sein

ganzes Leben lang so nachdrücklich gethan, daß sich zuletzt keine Hand mehr gegen ihn regte. Das leise hohnvolle Lächeln, das um die schmalen Lippen spielte, schien zu sagen: Ich habe es verstanden, mit den Menschen fertig zu werden und vor mir lagen sie im Staube! Du Thor, der Du um Liebe und Versöhnung wirbst — Dich werden sie zu Tode hetzen!

Raimunds Lippen zuckten, als habe er wirklich jene Worte vernommen. Ja wohl, es war ein Erbtheil des Hasses und des Fluches, das der Vater ihm hinterlassen hatte, und sein ganzes Leben war nur ein einziges Ringen gegen dieses Erbe gewesen. Er hatte schon einmal müde und gebrochen den Kampf aufgegeben und den Fluch, der nicht zu lösen war, mit sich genommen in seine Einsamkeit. Jetzt hatte ihn eine Stimme, deren Macht er sich noch immer nicht entziehen konnte, wieder auf den Kampfplatz gerufen, und er war dem Rufe gefolgt. Zum zweiten Male begann das harte verzweifelte Ringen mit der Vergangenheit — die Sünde des Vaters wurde heimgesucht an seinem Kinde!

Ende des ersten Bandes.

## E. Marlitt:



## W. Heimburg:



## Keyser:



## Schultz:

## E. Werner:

Am Altar. 2 Bände. 3. Auflage. Eleg. brosch. M. 6. —
Frühlingsboten. Eleg. brosch. . . . . . . „ 4. 50
Gesprengte Fesseln. 2 Bände. 3. Auflage. Eleg. brosch. . . . . . . . . . . . . . „ 7. —
Gartenlaubenblüthen. Inhalt: Hermann. — Ein Held der Feder. 2 Bände. 2. Auflage. Eleg. brosch. . . . . . . . . . . „ 6. —
Glück auf! 2 Bände. 3. Auflage. Eleg. brosch. „ 7. 50
Um hohen Preis. 2 Bände. Eleg. brosch. „ 8. —
Vineta. 2 Bände. 3. Auflage. Eleg. brosch. „ 7. 50

## W. von Hillern, geb. Birch:

Aus eigener Kraft. 3 Bände . . . . . M. 9. —

## Melchior Meyr:

Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries M. 2. 70

## Gustav von Meyern:

Teuerdank's Brautfahrt. Romantisches Zeitbild aus dem 15. Jahrhundert . . . . M. 4. 50

## E. Werber:

Feuerseelen. Erzählungen . . . . . . . M. 5. —

# Gebannt und erlöst.

# Gebannt und erlöst.

Roman in zwei Bänden

von

E. Werner.

Zweiter Band.

Leipzig.
Ernst Keil's Nachfolger.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Im Pfarrhause war der Gemeindevorstand versammelt, der aus den angesehensten Bauern bestand. Sie hatten sich nach der Verhandlung mit dem Verwalter des Gutsherrn zu ihrem Pfarrer begeben, um ihm pflichtschuldigst mitzutheilen, daß der Protest überreicht sei. Es befand sich aber noch ein Fremder dort, der Ingenieur, den Freiherr von Werdenfels aus der Residenz hatte kommen lassen, um die nöthigen Messungen und Pläne aufzunehmen. Er hatte acht Tage lang im Schlosse gewohnt und soeben erst von dem Ausgange der Sache erfahren, die er sich nicht erklären konnte.

„Ich komme, Hochwürden," begann er, „um mir von Ihnen die Bestätigung oder vielmehr die Widerlegung einer Nachricht zu holen, die mir ebenso unglaublich als unerhört erscheint. Der junge Baron Werdenfels hat mir im Namen des Freiherrn mitgetheilt, daß meine Thätigkeit zu Ende sei und daß die sämmtlichen schon begonnenen Vorarbeiten

eingestellt werden müßten, da die Gemeinde die projectirten Dammbauten nicht ausführen lassen wolle. Es kann sich hier doch nur um ein Mißverständniß handeln oder höchstens um einen Aufschub. Ich bitte um Aufklärung darüber."

Die Worte klangen ziemlich erregt, desto ruhiger war die Antwort Vilmuts.

„Ich bedaure, Ihnen die Sache bestätigen zu müssen. Die Gemeinde hat einstimmig und nach reiflicher Erwägung das Anerbieten des Freiherrn zurückgewiesen. Sie hat schwerwiegende Gründe dafür."

„Gründe, welche sie veranlassen, die Sicherheit des Dorfes preiszugeben?"

„Das Dorf wird nicht preisgegeben; die Hülfe ist uns bereits von anderer Seite zugesagt. Die Regierung wird und muß eintreten, und die Verhandlungen, die schon seit langer Zeit darüber geführt werden, sind ihrem Abschlusse nahe."

Der Ingenieur zuckte die Achseln.

„Ich rathe Ihnen, diesen Versprechungen nicht allzusehr zu vertrauen. Ich kenne den Gang derartiger Verhandlungen mit den Behörden. Sie werden endlose Schwierigkeiten zu überwinden haben, im günstigsten Falle erfolgt die Entscheidung erst nach Jahr und Tag, und daß der Gemeinde ein bedeutender Zuschuß aus eigenen Mitteln auferlegt wird, ist selbstverständlich."

„Die Gemeinde ist bereit diesen Zuschuß zu leisten," erklärte Vilmut, sich zu den Bauern wendend, die ohne Zögern beistimmten. „Ich habe selbst die Schrift über diese Angelegenheit ausgearbeitet und werde persönlich nach der Residenz reisen, um sie an betreffender Stelle zu überreichen. Es handelt sich hier nur um eine Beschleunigung der Sache, denn im Princip ist unser Recht auf die Hülfe des Staates längst anerkannt."

„So will ich wünschen, daß Sie keine unliebsamen Erfahrungen machen," sagte der Ingenieur mit einiger Schärfe. „Wenn man dort oben erfährt, daß das fürstliche Geschenk, welches Freiherr von Werdenfels seinem Dorfe machen wollte, bedingungslos machen wollte, so ohne Weiteres zurückgewiesen worden ist, steht die Gewährung von jener Seite noch in Frage. Verzeihen Sie, Hochwürden, wenn ich Ihnen ganz offen sage, daß ich das nur gerechtfertigt finden würde."

„Sie kennen die Verhältnisse in Werdenfels nicht," versetzte Vilmut unbewegt, „und können deshalb auch kein Urtheil darüber haben. Ich erkläre Ihnen, daß nach der Art, wie sich hier der Gutsherr und die Gemeinde gegenüberstehen, eine Annahme jenes Vorschlags nicht möglich war. Das ist eine Privatsache, welche für die Behörden durchaus nicht maßgebend sein kann. Uebrigens habe

ich bestimmte Nachricht erhalten, daß eine für uns günstige Entscheidung noch im Laufe dieses Jahres zu erwarten steht."

„Und inzwischen kommen Frühjahr und Herbst und mit beiden droht Ihnen die Gefahr von den Bergwassern."

„Sie hat uns seit zwanzig Jahren gedroht und die Hand des Herrn hat uns beschützt, sie wird es auch ferner thun. Vor einer nahen Gefahr wäre das Dorf überhaupt nicht zu schützen, die Arbeiten können doch nicht mitten im Winter beginnen!"

„Doch, das sollten sie," sagte der Ingenieur mit Nachdruck. „Es war ausdrückliche Weisung des Freiherrn, sofort damit anzufangen. Es sollten einstweilen Erdwälle aufgeführt werden, hoch und fest genug, um einem etwaigen Hochwasser Widerstand zu leisten, bis der Sommer die eigentlichen Dammbauten gestattet. Die Absicht des Gutsherrn ging wohl hauptsächlich dahin, der Noth und dem Elend dieses Winters zu steuern, indem er Arbeit und Verdienst schuf, wenigstens machte er es mir zur Pflicht, nur Leute seiner Güter anzunehmen und die Lohnverhältnisse sehr reichlich zu stellen, ohne den Kostenpunkt in Betracht zu ziehen. Er hat schlechten Dank dafür geerntet."

Vilmut runzelte die Stirn, ehe er aber noch antworten konnte, trat Rainer hervor, der sich gleichfalls unter den Bauern befand, und sagte trotzig:

„Das ist unsere Sache allein, da lassen wir Niemand dreinreden. Unser Herr Pfarrer hat es Ihnen ja gesagt, daß hier in Werdenfels ganz besondere Verhältnisse sind — und unser Herr Pfarrer hat Recht. Wir wollen nun einmal nichts von dem Werdenfels!“

„Nein, wir wollen nichts von ihm! — Unser Pfarrer hat Recht! — Wir halten uns an die Regierung!“ — klang es von allen Seiten.

Der Ingenieur blickte auf all die finsteren Gesichter ringsum und nahm seinen Hut.

„Dann ist meine Thätigkeit hier allerdings zu Ende. So versuchen Sie denn Ihr Heil bei der Regierung! Ich prophezeie Ihnen einen Mißerfolg, und ich habe Erfahrung in solchen Dingen. Ich fürchte, die Gemeinde wird diese rücksichtslose Ablehnung der ihr gebotenen Hülfe einst schwer bereuen.“

Er grüßte kurz und ging.

Seine letzten mit so großer Bestimmtheit gesprochenen Worte schienen die Bauern doch stutzig gemacht zu haben, es zeigte sich einige Besorgniß in ihren Mienen und sie flüsterten mit einander, nur Vilmut bewahrte seine Ruhe.

Er erwiderte den Gruß mit gemessener Höflichkeit und wandte sich dann zu den Anderen, indem er langsam und nachdrücklich sagte:

„Ich habe die bestimmte Zusicherung unseres hochwürdigsten Herrn Erzbischofes, seinen ganzen Einfluß und seine Protection für unsere Angelegenheit zu verwenden, und sein Einfluß ist sehr mächtig in der Residenz. Ich werde ihm dort persönlich die Gründe aus einander setzen, welche die Gemeinde zu ihrem Entschlusse bestimmten, und bin im Voraus gewiß, daß sie seine Zustimmung finden werden. Wenn Ihr jedoch Euern Protest bereut, so ist es in letzter Stunde immer noch Zeit, ihn zu widerrufen. Ich bin überzeugt, der Freiherr würde sich nicht unzugänglich zeigen, wenn Ihr das Ganze für ein Mißverständniß erklärt. Ueberlegt Euch die Sache noch einmal, ich will Eurer freien Entschließung nicht vorgreifen!"

Der siegesgewisse Blick, mit dem er sich im Kreise umsah, zeigte, wie es mit dieser freien Entschließung bestellt war, und wie gut er seine Bauern kannte.

Sie verneinten allesammt entrüstet, keiner machte auch nur den Versuch, die Sache nochmals in Ueberlegung zu ziehen; da ihr Pfarrer sie in die Hand genommen und der Erzbischof auch seine Verwendung zugesagt hatte, galt sie ihnen bereits für gewonnen.

„So bleibt es also dabei, ich reise übermorgen nach der Residenz," sagte Vilmut. „Ich hoffe, Euch von dort die Nachricht mitzubringen, daß das Werk schon im nächsten

Jahre beginnen kann. Bis dahin aber wollen wir uns dem Schutze dessen anvertrauen, der Herr ist über die Elemente und auch dem Wasser seinen Weg vorschreibt. Es ziemt uns nicht, kleinmüthig zu zagen und zu zweifeln, nachdem er uns so lange beschützt hat, und ich sage Euch, er wird das Dorf schützen und uns Alle!“

Man hörte es den Worten an, daß sie mit tiefster, innerster Ueberzeugung gesprochen wurden, und deshalb war ihr Eindruck auch unbegrenzt. Die Bauern umdrängten den Priester mit allseitiger, stürmischer Zustimmung. Jeder wollte ihm noch einmal die Hand reichen, und als er sie endlich entließ, da waren sie allesammt der Meinung des alten Eckfried, daß sie in ihrem Pfarrer einen Schatz besäßen, wie er zum zweiten Male nicht gefunden werde.

Vilmut traf in der That sofort die Vorbereitungen zur Abreise. Es war nicht seine Art, eine Sache aufzuschieben, die er einmal übernommen hatte, und was den Eifer und die Energie betraf, so konnte sie in keinen besseren Händen liegen. Er sandte eine kurze Nachricht nach Rosenberg, um seinen Verwandten Mittheilung von der bevorstehenden Reise zu machen, und am Morgen des zweiten Tages führte ihn der Schlitten nach der Bahnstation. —

Rosenberg verleugnete selbst jetzt, wo das Landhaus

und der Garten schneebedeckt dalagen, seinen freundlichen Charakter nicht, es lag wie eine Idylle mitten in der öden Winterlandschaft. Die Wintersonne schien hell in die Fenster und in das Zimmer Lilys, die am Schreibtisch saß und Briefe an „Pensionsfreundinnen“ schrieb. Sie unterhielt noch zahlreiche Beziehungen in dem Institute, das sie erst im vergangenen Herbste verlassen hatte, und die jungen Damen pflegten sich gegenseitig ihre Leiden und Freuden in bogenlangen Episteln mitzutheilen.

In der letzten Zeit aber waren diese Freundinnen arg vernachlässigt worden, und auch heute waren die Worte, die so schnell und zierlich aus der Feder flossen, nicht an eine Pensionsbekanntschaft, sondern an einen gewissen Herrn von Werdenfels gerichtet, der gegenwärtig zu den eifrigsten Correspondenten Lilys gehörte.

Paul hatte natürlich nicht gesäumt, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Er hatte schon in der nächsten Woche geschrieben, aber der Brief war so verzweiflungsvoll, daß Lily nothgedrungen eine tröstende Antwort senden mußte. Das hatte auch einigen Erfolg gehabt, denn das nächste Schreiben war gefaßter, gab aber das dringende Verlangen nach ferneren Tröstungen kund, die nun füglich auch nicht versagt werden konnten, kurz, es entwickelte sich eine äußerst lebhafte Correspondenz, die

auch ungestört blieb. Paul war so vorsichtig, seine Briefe nicht mit dem Werdenfels'schen Wappen zu siegeln, sie passirten also als harmlose „Pensionsbriefe" die Grenze von Rosenberg.

Lily ihrerseits gefiel sich ungemein in der Rolle einer Trösterin und eines Schutzengels, und da sie bei dem jungen Baron unleugbare Erfolge damit erzielte, so gerieth sie schließlich auf die Idee, es sei überhaupt ihre Mission, abgewiesene Freier zu trösten, und dehnte ihre Barmherzigkeit auch auf den Onkel Justizrath aus, ohne jedoch zu ahnen, daß sie damit ein Unheil anrichtete.

Bei dem Justizrathe hatte die alte Freundschaft, die ihn seit langen Jahren mit der Hertenstein'schen Familie verband, wirklich den Sieg über die verletzte Eigenliebe davongetragen. Er kam nach wie vor nach Rosenberg und vertrat mit vollem Eifer die Angelegenheiten der jungen Frau, aber er war in der ersten Zeit noch so niedergedrückt und wehmüthig, daß Lily von tiefem Mitleide ergriffen wurde und sich alle Mühe gab, ihn aufzuheitern.

Freising hatte das anfangs dankbar, dann mit sehr angenehmen Empfindungen hingenommen, aber er mißdeutete leider diese Theilnahme. Er bildete sich ein, auf das sechszehnjährige Mädchen einen Eindruck gemacht zu haben, und fing an zu überlegen, ob ihm die jüngere

Schwester nicht Ersatz für die ältere sein könne, und so geschah denn eines Tages das Unglück! Der Herr Justizrath zog zum zweiten Male den Frack an, bestellte ein neues prachtvolles Bouquet und fuhr wieder nach Rosenberg, um mit vollen Segeln auf den fünften Korb loszusteuern.

Es war ihm diesmal erwünscht, daß Frau von Hertenstein nicht zu Hause und Fräulein Hofer nicht sichtbar war. Er hörte, daß Fräulein Lily sich in ihrem Zimmer befinde, und machte von seinem Vorrechte als alter Hausfreund Gebrauch, indem er sie dort aufsuchte.

Lily erschrak ein wenig, als er so unvermuthet an ihre Thür klopfte. Sie schob rasch den angefangenen Brief in die Schreibmappe und schloß dieselbe, als sie aber den Eintretenden erkannte, sprang sie auf, eilte ihm entgegen und rief fröhlich:

„Ach, Onkel Justizrath!"

Der also Begrüßte verzog ein wenig das Gesicht. Es war ihm heute durchaus nicht erwünscht, als „Onkel" empfangen zu werden, aber die Herzlichkeit, mit der das junge Mädchen ihm die Hand reichte, machte das fatale Wort einigermaßen wieder gut, er begann daher sofort die Präliminarien, indem er diese Hand festhielt und küßte.

Lily hatte nichts dagegen einzuwenden. Der Handkuß

war zwar nicht so angenehm, wie der des jungen Baron Werdenfels, aber die Ritterlichkeit des Justizraths blieb doch immerhin anerkennenswerth. Er fing endlich an, „die Kleine" als eine Dame zu behandeln, und diese war so entzückt über diesen Beweis seiner Hochachtung, daß sie ihm freundschaftlich beim Ablegen seines Paletots behülflich war.

Dabei kam nun zunächst der verhängnißvolle Frack zum Vorscheine, dann erschienen die neuen und engen Glacehandschuhe verdächtig, und endlich wurde das Bouquet der Papierhülle entledigt, die es gegen die Winterkälte geschützt hatte. Lilys Augen wurden immer größer, je mehr der Justizrath sich entwickelte, als er ihr aber nun den schönen Strauß aus Veilchen, Maiblumen und Schneeglöckchen überreichte und dabei bedeutungsvoll sagte: „Dem holden Veilchen die ersten Frühlingsblumen!" da begann sie zu ahnen, daß diese fünfte Variation des bekannten Themas ihr gelten sollte. Sie war im ersten Augenblicke so bestürzt, daß sie verstummte; Freising, der das für ein günstiges Zeichen nahm, begann sofort seinen Antrag, natürlich mit den nöthigen Abänderungen, welche das jugendliche Alter seiner jetzigen Erwählten erheischte, er sprach noch verschiedene Male von dem holden Veilchen und hielt endlich förmlich um dessen Hand an.

Lily hatte sich inzwischen von ihrem ersten Schrecken erholt und war im Begriffe, laut aufzulachen, als ihr der erhebende Gedanke kam, daß es ja ein wirklicher, ernster Heirathsantrag sei, den sie empfing, und daß sie durchaus die Haltung zeigen müsse, die einer Dame in solcher Lage zukam. Sie unterdrückte daher die unpassende und kindische Heiterkeit, sie wurde gleichfalls ernst, gleichfalls feierlich, und als der Justizrath geendigt hatte, stand sie in würdevollster Haltung vor ihm und beantwortete den „ehrenvollen Antrag". Es war dieselbe Antwort, die Anna vor vier Monaten gegeben hatte, und die ihre junge Schwester jetzt ebenso geläufig hersagte, wie neulich die Predigt Gregor Vilmut's über den Selbstmord. Sie erklärte dem Freier, daß sie ihn zwar nicht heirathen könne versicherte ihn aber ihrer tiefsten Hochachtung und bot ihm ewige Freundschaft und Dankbarbeit an.

„Schon wieder Hochachtung!" rief der Justizrath verzweiflungsvoll. „Fräulein Lily, haben Sie denn gar keine anderen Empfindungen für mich?"

Die Worte klangen so schmerzlich, daß Lily all ihre Würde vergaß.

„Ich achte Sie sehr, Onkel Justizrath!" rief sie in reuevoller Aufwallung, aber Freising schüttelte melancholisch den Kopf.

„Ja, das kenne ich, das ist mein altes Schicksal! O mein Fräulein, wie gern gäbe ich all diese unendliche Hochachtung hin für ein einziges kleines, kurzes, nettes Ja!"

Lily empfand es fast wie einen Vorwurf, daß sie diesen bescheidenen Wunsch nicht gewähren konnte, im überströmenden Mitleid ergriff sie die Hand des unglücklichen Freiers und sagte tröstend:

„Kommen Sie, Onkel Justizrath, wir wollen uns auf das Sopha setzen und uns die Sache überlegen."

„Sie wollen sich meinen Antrag überlegen?" rief Freising, dessen ganzes Gesicht sich verklärte, während er der Aufforderung nachkam.

„Nein, so meinte ich es nicht," protestirte Lily. „Ich bin ja erst sechszehn Jahre und Sie —"

„Ich bin allerdings älter, aber bei Frau von Hertenstein und ihrem Gatten war der Unterschied der Jahre noch viel bedeutender."

„Ja, aber Sie wollen gewiß nicht, daß ich Sie in der Weise liebe, wie ich meinen Schwager geliebt habe — als einen ehrwürdigen Großvater nämlich."

„Nein, mein Fräulein, das will ich nicht," sagte der Justizrath sehr pikirt. „Und übrigens bin ich noch gar nicht so alt, um Großvater sein zu können, ich stehe im siebenundvierzigsten Lebensjahre."

„Ich führte das nur des Beispiels wegen an," entschuldigte sich das junge Mädchen. „Ich möchte Ihnen so gern helfen, und da ich Sie nicht selbst heirathen kann — wie wäre es, wenn ich Ihnen eine Frau verschaffte?"

Das Anerbieten Lilys klang sehr treuherzig, aber der Justizrath, der den „Großvater" sehr übel genommen hatte, befand sich noch immer in höchst gereizter Stimmung.

„Nein, ich danke!" versetzte er. „Ich werde das selbst thun — wenn ich mich überhaupt noch dazu entschließen sollte."

„Nur nicht wieder an einem Freitage!" bat Lily. „Wir haben heute wieder den Unglückstag, der sicherlich ganz allein an Ihrem Mißgeschick schuld ist. Fräulein Hofer hat es Ihnen ja prophezeit."

„Fräulein Hofer und ihre Prophezeiungen sind mir sehr gleichgültig!" rief Freising ärgerlich; das junge Mädchen sah ihn ganz erschrocken an.

„O wie schade! Gerade Emma Hofer wollte ich Ihnen zur Justizräthin vorschlagen."

Das war dem rechtsgelehrten Herrn zu viel, er sprang auf.

„Wollen Sie mich verspotten? Ich dächte, Sie wüßten doch, wie ich mit dieser Dame stehe. Sie verabscheut in mir den trockenen Actenmenschen, und ich verabscheue in ihr

den personificierten Aberglauben. Wir machen ja beide keinen Hehl daraus."

Er ergriff wüthend seinen Hut und machte Miene, auch den Paletot an sich zu reißen, um mit beiden das Haus zu verlassen, wo man seine Gefühle so schonungslos verspottete, aber Lily blieb auf dem Sopha sitzen und sagte kaltblütig:

„Sie sind im Irrthum, Onkel Justizrath — Sie werden geliebt!"

„Wo — was?" rief Freising, während er im höchsten Grade überrascht stehen blieb.

„Emma Hofer liebt Sie," wiederholte das junge Mädchen; „sie zeigt es Ihnen nur nicht."

Der Justizrath kehrte um; er legte den Hut auf den Tisch, nahm wieder auf dem Sopha Platz und fragte angelegentlich:

„Woher wissen Sie das?"

Jetzt gerieth Lily doch in einige Verlegenheit. Sie wußte im Grunde gar nichts, sondern hatte ihre Behauptung rein aus der Luft gegriffen. Sie hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, dem Justizrath das „kleine, kurze, nette Ja" zu verschaffen, das er so sehr ersehnte, und da zwei von den Damen Rosenbergs ihm bereits die übliche Hochachtung gezollt hatten, so blieb nur die dritte übrig, die dann auch ohne Weiteres zum Opfer ausersehen wurde.

Da Lily die kühne Behauptung aber nun einmal aufgestellt hatte, so mußte sie nothgedrungen daran festhalten und erfand in der Eile so viel Gründe und Beweise dafür, daß sie schließlich selbst daran zu glauben begann.

Freising hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, die nichts zu wünschen übrig ließ. Man sah, wie wohl es ihm that, bei einem weiblichen Wesen endlich einmal eine andere Empfindung als Hochachtung zu erwecken, und der Gedanke, daß man eine heimliche Liebe zu ihm im Herzen trage, die sich unter äußerer Feindseligkeit verberge, war ihm unendlich schmeichelhaft. Als Lily geendigt hatte, seufzte er tief auf und sagte:

„Wir wollen das einstweilen ruhen lassen. Ich kann so unmittelbar nach einer bitteren Enttäuschung nicht daran denken, aber ich danke Ihnen für ihre Theilnahme, Lily, und — sagen Sie Fräulein Hofer nicht, weshalb ich heute nach Rosenberg gekommen bin.“

„Sie erfährt keine Silbe davon!“ versicherte Lily, indem sie freundschaftlich den Hut herbeiholte und ihrem abgewiesenen Freier auch beim Anlegen seines Paletots behülflich war. Er ließ sich das ruhig gefallen, denn er war bereits gewöhnt, daß man sich mit aller möglichen Freundschaft und Dankbarkeit um ihn bemühte, nachdem er den üblichen Korb erhalten hatte. Er warf noch einen weh-

müthigen Blick auf das junge Mädchen und verabschiedete sich dann.

Draußen im Hausflur traf er mit Fräulein Hofer zusammen, die gerade die Treppe herunterkam und eine ungewöhnlich tiefe und respectvolle Verbeugung empfing. Sie bedauerte, daß Frau von Hertenstein nicht zu Hause sei, und lud den Justizrath ein, noch zu verweilen, da die gnädige Frau bald zurückkehren werde; er entschuldigte sich jedoch mit dem Mangel an Zeit und verhieß, in der nächsten Woche wiederzukommen. Das Fräulein bemerkte mit Befremden, daß er in der Hausthür noch einmal stehen blieb, einen langen und ganz eigenthümlichen Blick zurückwarf und dann mit einer zweiten tiefen Verbeugung verschwand.

Nach einer halben Stunde kehrte Anna zurück. Sie hatte in ihrem Wohnzimmer bereits Hut und Mantel abgelegt und musterte die soeben eingetroffenen Postsendungen, die auf dem Tische lagen. Aber der Blick der jungen Frau glitt nur flüchtig über die Briefschaften hin, die ihren Namen trugen, dagegen schien ein anderer Brief sie sehr zu interessiren, dessen Aufschrift an ihre Schwester lautete. Sie blickte mit unruhigem besorgten Ausdruck darauf nieder, als die Thür sich öffnete und Lily mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm und ihrem Veilchenstrauß in der Hand hereinstürzte.

Sie flog sogleich auf die Schwester zu, die bei ihrem

Eintritt jenen Brief unter die übrigen Postsachen schob, und begann ohne alle Einleitung zu berichten, was sie am heutigen Vormittag erlebt hatte. Ganz entzückt darüber, daß sie einen Heirathsantrag erhalten hatte und damit unwiderruflich zu einer Dame erhoben war, sprudelte sie den ganzen Bericht so stürmisch und zusammenhanglos hervor, daß Anna sie anfangs gar nicht verstand.

„So erzähle doch ruhiger, Kind!“ sagte sie. „Wer hat Dir einen Antrag gemacht? Wer hat um Deine Hand angehalten?“

„Der Onkel Justizrath!“ rief Lily, indem sie triumphirend ihr Bouquet schwenkte. „Er weiß es ja nicht, daß ich damals hinter der Salonthür stand und alles mit anhörte. Ich habe ihm gleichfalls ewige Hochachtung und Freundschaft gelobt, aber er weinte fast darüber.“

Anna schüttelte unmuthig den Kopf.

„Ich begreife Freising nicht! Wie kann ein Mann, der so tüchtig und zuverlässig in seinem Berufe ist, in diesem einen Punkte immer wieder der Lächerlichkeit verfallen! Er ist nicht davon zu heilen.“

„O, ich werde ihn heilen,“ versetzte Lily zuversichtlich. „Ich werde ihm eine Frau verschaffen.“

„Lily, treibe nicht Kinderpossen!“ sagte die junge Frau verweisend, aber Fräulein Lily nahm das gewaltig übel in

ihrem neu erwachten Selbstgefühl. Sie hob ihren Veilchenstrauß wie ein Triumphzeichen empor, hielt ihn der Schwester dicht unter die Augen und verlangte feierlichst, hinfort als Erwachsene behandelt zu werden. Sie erklärte, jetzt sehr viel von „solchen Dingen" zu verstehen, und drohte noch nachträglich, Frau Justizräthin zu werden.

Leider machte diese Rede nicht den geringsten Eindruck auf Anna. Sie nahm ihrer Schwester ruhig die Blumen aus der Hand, legte sie auf den Tisch und sagte ernst und bestimmt:

„Laß die Thorheiten und höre mich an! Ich habe Ernstes mit Dir zu besprechen."

Lily wurde auf einmal ganz kleinlaut. Sie kannte diesen Blick und Ton, vor dem sie eine heilsame Furcht hegte, all ihr Selbstbewußtsein hielt nicht Stand davor und sie blickte fast erschrocken auf.

„Ich habe diese Handschrift schon öfter bemerkt," sagte Anna, den Brief hervorziehend, „aber ich glaubte, Du correspondirtest mit einem Deiner ehemaligen Lehrer. Erst heute sehe ich, daß der Brief aus Werdenfels kommt. Wer schreibt dir von dort?"

Das junge Mädchen erröthete bis an die Schläfe, erwiderte aber ohne Zögern:

„Von dem Baron Paul Werdenfels."

„So? Er schreibt Dir also öfter, und Du hast ihm auch vermuthlich geantwortet. Weshalb verschwiegst Du mir das?“

„Weil Du so grausam warst und ihm nicht einmal ein Wort des Trostes gönnen wolltest!“ rief Lily aufflammend. „Ich habe Dir doch seine Verzweiflung geschildert, ich habe Dir gesagt, daß er am Rande des Selbstmordes stand, aber Du wolltest mich nicht hören. Da habe ich mich seiner angenommen, ich habe ihm erlaubt, mir zu schreiben, und Dir verschwieg ich es, weil Du mir den Briefwechsel verboten hättest. Aber ich lasse es mir nicht verbieten, einen Unglücklichen zu trösten und vom Tode zu retten. Meine Tröstungen sind ja überhaupt das Einzige, was ihn noch im Leben festhält, das sagt er mir in jedem Briefe.“

Sie hielt in athemloser Erregung inne, Annas Blick ruhte forschend auf den Zügen des jungen Mädchens, das gar nicht ahnte, wie viel diese leidenschaftliche Aufregung verrieth, dann sagte sie mit Nachdruck:

„Lily, ich werde diesen Brief in Deiner Gegenwart öffnen und lesen.“

„Thu das nur!“ rief Lily heftig. „Du wirst es sehen, daß nur von Dir darin die Rede ist.“

Anna erbrach den Brief und begann zu lesen. Es war ein ziemlich umfangreiches Schreiben von drei Bogen,

das allerdings sehr melancholisch begann. Paul erklärte, er könne und werde es nie verschmerzen, daß ihm das Ideal seines Lebens verloren sei, sprach von einer düsteren, trostlosen Zukunft, beeilte sich aber hinzuzufügen, daß diese Zukunft doch wenigstens durch einen tröstenden Lichtstrahl erhellt werde, und strömte über von Dankbarkeit gegen die junge Trösterin. Dann entschuldigte er sich, daß er diesmal schreibe, ohne die Antwort abzuwarten, und damit lenkte der Brief in einen ruhigeren Ton ein. Es war viel von gewissen Haselsträuchen am Schloßberg die Rede, nach denen der junge Baron eine merkwürdige Sehnsucht zu empfinden schien, dann berührte er die peinlichen Verhältnisse in Werdenfels, die es ihm zur Pflicht machten, jetzt an der Seite seines Onkels zu bleiben und die Uebersiedelung nach Buchdorf noch aufzuschieben, und dann folgte eine sehr ausführliche Beschreibung seiner zukünftigen Heimath.

Er schilderte Lily das Herrenhaus, den Park, das Gut selbst mit seinen Umgebungen auf's Allergenauste, theilte ihr mit, welche Einrichtungen und Verbesserungen er zu treffen gedenke, kurz, er machte sie zur Vertrauten seiner düsteren Zukunft, die sich übrigens nach dieser Beschreibung ganz heiter anließ, denn der junge Gutsherr war offenbar entzückt von seinem neuen Besitz. Endlich folgte noch die

Erzählung eines sehr komischen Intermezzos, zu dem Arnold in Buchdorf Veranlassung gegeben hatte. Erst ganz am Schluß schien es dem jungen Manne einzufallen, daß er ja eigentlich in Verzweiflung sei, er kehrte deshalb mit einer kühnen Wendung zu der Anfangsstimmung seines Briefes zurück, erklärte, wenn er auch auf Augenblicke sein herbes Schicksal vergessen könne, so laste es dennoch mit Centnerschwere auf seiner Seele, und legte es Lily dringend an's Herz, ihm dies Centnergewicht durch eine baldige Antwort zu erleichtern.

Annas Stirn begann sich immer mehr aufzuhellen, je weiter sie las, als sie zu Ende war und den Brief zusammenlegte, schwebte sogar ein halbes Lächeln um ihre Lippen. Lily, die neben ihr stand und mitgelesen hatte, blickte sie erwartungsvoll an.

„Nun, was sagst Du zu dem Briefe? Der arme Paul Werdenfels, er ist so unglücklich!“

„Ich glaube, er wird sich trösten,“ sagte Anna ruhig. „Er scheint mir auf dem besten Wege dazu.“

Lily schüttelte zweifelnd das Köpfchen.

„Ich fürchte, er überwindet es nie! Er hat mir ja selbst gesagt, daß sein Schmerz ewig ist, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich ihm damals nicht die Flinte aus der Hand genommen und sie in den Schloßgraben geworfen hätte!“

„Hast Du Dich auch überzeugt, ob die Flinte geladen war?“ fragte Anna mit einem Lächeln, das sie diesmal nicht zu unterdrücken vermochte.

„O Anna, wie kannst Du so spotten!“ fuhr das junge Mädchen empört auf. „Gilt sie Dir denn gar nichts, diese anbetende Liebe, dieser Schmerz und Gram um Deinen Verlust? Wenn ich so geliebt würde —“

Sie vollendete nicht, sondern hielt wie erschrocken inne, aber ihr ganzes Antlitz war in Gluth getaucht.

„Ich spotte nicht,“ sagte Anna ernster. „Ich bin nur überzeugt, daß es sich hier um eine Jugendschwärmerei handelt, die rein und ideal sein mag, die aber auf die Dauer nicht Stand halten würde. Paul Werdenfels und ich sind zu verschieden geartet, als daß sich je ein festeres Band zwischen uns knüpfen könnte. Aber er braucht sich dieser Jugendneigung nicht zu schämen, und ich mache ihm wahrlich keinen Vorwurf daraus. Du würdest das auch nicht thun, Lily, wenn Dir später einmal ein Mann bekennen sollte, daß er vor Dir eine Andere geliebt hat, nicht wahr?“

„Nein, gewiß nicht,“ versicherte Lily mit einer Unbefangenheit, die deutlich verrieth, wie ahnungslos sie noch über ihre eigenen Gefühle war. „Aber hier handelt es sich ja nicht um mich, Du verlangst doch nicht, daß ich den Briefwechsel aufgebe?“

„Willst Du mir versprechen, den jungen Werdenfels nicht wieder zu sehen, ohne daß ich davon weiß, und mir jeden seiner Briefe zu zeigen?“

„Und wenn ich es Dir nun verspreche, wirst Du mir dann erlauben, ihm zu antworten? O Anna, sei nicht hart! Du siehst es ja, wie verzweifelt er noch immer ist, und Du hast ja das ganze Unglück angerichtet!“

Sie hob bittend die gefalteten Hände zu der Schwester empor, die sie leise an sich zog. Die junge Frau drückte einen Kuß auf das rosige Gesichtchen, und ihre Stimme schmolz in Weichheit, als sie antwortete:

„Nein, meine kleine Lily, ich will nicht hart sein gegen ihn und — gegen Dich. Ich will ihm seinen ‚Lichtstrahl‘ nicht rauben. Beantworte den Brief, wenn Du willst, und halte mir Dein Versprechen. Vielleicht kommt Baron Paul noch einmal nach Rosenberg und erzählt Dir mündlich von seinem schönen Buchdorf.“

Lily verstand die letzten Worte nicht, sie war ja felsenfest überzeugt, daß Paul einzig und allein ihre Schwester liebe, aber sie schlang mit der ganzen stürmischen Freude eines Kindes ihre Arme um den Hals der jungen Frau und flog dann mit ihrem Briefe davon, um sich schleunigst an den Schreibtisch zu setzen. Das Veilchenbouquet, das zu Boden gefallen war, lag unbeachtet auf dem Teppiche,

das junge Mädchen hatte jetzt andere Dinge im Kopfe, als den Antrag des Onkel Justizrath.

Anna Hertenstein sah dem glücklichen Kinde nach, und um ihre Lippen zuckte ein Ausdruck schmerzlicher Wehmuth, als sie leise sagte:

„Nein, es wäre ein Unrecht, diese aufkeimende Neigung zu hindern. Vielleicht ist meiner Lily das Glück beschieden, das mir versagt wurde — mit einem Werdenfels!“

---

Wieder waren Wochen vergangen. Der Winter herrschte noch immer mit unverminderter Strenge, obgleich der März schon begonnen hatte; er lastete diesmal schwer und hart auf Werdenfels und dessen ganzer Umgebung. Es waren schlimme Krankheiten im Dorfe ausgebrochen, die Manchen dahinrafften und Noth und Elend im Gefolge hatten, aber auch für die Gesunden fehlte es an Verdienst und Arbeit. Dazu zeigte sich das Unheilsgespenst der Umgegend, die Eisjungfrau, unheilbringender als je. Die Stürme, welche von der Geisterspitze niederwehten, waren nie so heftig und verderblich gewesen. Eine Waldung, die der Gemeinde gehörte und deren Hauptvermögen bildete, wurde durch einen jener Stürme verwüstet und zur Hälfte

niedergebrochen, die einzelnstehenden Gehöfte wurden schwer beschädigt, es kamen sogar Menschen in jenen Schneewehen um — kurz, es war ein Unglückswinter für Werdenfels.

Das Dorf hatte freilich eine zuverlässige Stütze an seinem Pfarrer, der überall helfend und ermuthigend eintrat. So weit sein Pfarrbezirk reichte, so weit reichte auch seine Hand und sein Auge. Kein Weg war ihm zu weit, kein Opfer zu schwer, und mit Wort und Beispiel wußte er auch die Wohlhabenderen zu solchen Opfern anzutreiben. Aber das Alles reichte nicht aus, der immer steigenden Noth gegenüber, und der Eine, dessen Hülfe ebenso unbeschränkt gewesen wäre, als seine Mittel zu helfen, war ja förmlich in den Bann gethan worden, so daß Niemand wagte, etwas von ihm anzunehmen.

Raimund von Werdenfels hatte in der That nach jener letzten tiefbeleidigenden Zurückweisung die ferneren Annäherungsversuche aufgegeben, aber gewichen war er jenem Banne nicht. Er blieb in Werdenfels und bot der Feindseligkeit Trotz, die sich immer drohender gegen ihn erhob, je mehr sie durch den alten Aberglauben genährt wurde. Es war ja Friede und Gedeihen gewesen im Orte jahrelang, aber seit der Felsenecker von seinem Bergschlosse gekommen war, folgte Unglück auf Unglück. Mit jenem Sturme, der seine Ankunft begleitete, hatte es begonnen,

und es wich auch nicht wieder, so lange er im Schlosse war. Er hatte ja schon einmal dem Dorfe Verderben gebracht.

Den Glauben theilte ganz Werdenfels vom reichsten Bauer bis zum ärmsten Tagelöhner. Sie hatten den Gutsherrn gehaßt, als er es versuchte, ihnen Wohlthaten zu erweisen; jetzt, wo er ihnen in finsterer Zurückhaltung gegenüberstand, haßten sie ihn noch mehr. Die ganze Ungerechtigkeit der Armuth und des Aberglaubens wendete sich gegen ihn, bei jedem neuen Schicksalsschlage richteten sich alle Augen nach dem Schlosse, als sei dort allein die Quelle des Unheils zu suchen.

Es war allerdings Grund genug zu einer niedergedrückten Stimmung vorhanden; denn auch die Reise des Pfarrers nach der Residenz hatte nicht den erwarteten Erfolg gehabt, er hatte seinen Pfarrkindern nicht die Gewährung mitgebracht, auf die sie so sicher rechneten. Vilmut lernte in der That die endlosen Schwierigkeiten kennen, die man ihm prophezeit hatte, und er, dessen Einfluß und Wille in seinem Dorfe allmächtig waren, mußte die Erfahrung machen, daß er bei den Behörden wie jeder andere Bittsteller behandelt wurde. Selbst die Verwendung des Erzbischofs erwies sich als machtlos; denn man hatte an maßgebender Stelle bereits das Anerbieten des

Freiherrn von Werdenfels und dessen Ablehnung erfahren. Vilmut mußte es mehr als einmal hören, wenn die Gemeinde reich genug sei, um ein derartiges Geschenk zurückzuweisen, so könne sie auch die Dammbauten auf eigene Kosten ausführen, die Hülfe des Staates sei für ärmere Ortschaften da. Es war nicht abzuleugnen, daß jene Zurückweisung einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die schon so lange schwebenden diesbezüglichen Verhandlungen ausübte. Die Entscheidung wurde hinausgeschoben, die schon theilweise gegebenen Zusagen wieder zurückgenommen; Vilmut erreichte nichts als das Versprechen, daß die Angelegenheit nochmals in Erwägung gezogen werden solle. Damit aber wurde sie auf unbestimmte Zeit vertagt, von einer Beschleunigung war keine Rede.

Auch Frau von Hertenstein, deren Landgut gleichfalls zum Pfarrbezirk von Werdenfels gehörte, trat mit aller Energie für die Linderung der allgemeinen Noth ein. Sie war die Erste, welche dem Beispiele ihres Vetters folgte, und stand überall muthig und helfend an seiner Seite. Erst jetzt zeigte es sich deutlich, wie ähnlich die beiden Charaktere einander waren, kalt und hart, sobald es sich um die weicheren Empfindungen des Menschenherzens handelte, aber, sobald ihre Thatkraft herausgefordert wurde, von einer wahrhaft bewundernswerthen Aufopferung und

Hingebung im Dienste der Menschenliebe. Es war nur natürlich, daß die Verehrung, welche der Pfarrer allgemein genoß, sich jetzt auch zum Theil auf die junge Frau übertrug, und Gregor, der sonst alles nur beherrschte, gestand ihr allein den Platz an seiner Seite zu.

Eines Tages war Anna mit ihrer Schwester wieder von Rosenberg herübergekommen und beide befanden sich mit Vilmut in dessen Wohnzimmer. Es wurde soeben über eine Unterstützung debattirt, die geschafft werden mußte, und mit den vorhandenen Mitteln doch nicht zu schaffen war. Lily, die sich nie an solchen Gesprächen betheiligte, und der man auch nicht erlaubt hätte, sich darein zu mischen, stand am Fenster und sah hinaus; plötzlich aber wurde ihr ganzes Gesicht wie mit einer Rosengluth übergossen, während sie einen Gruß erwiderte, der von draußen gespendet wurde, und sich umwendend, sagte sie mit stockender Stimme:

„Gregor, ich glaube — ich glaube, Du erhältst Besuch — der junge Baron Werdenfels tritt soeben in das Pfarrhaus.“

„Paul Werdenfels? Unmöglich!“ rief Vilmut; aber Lilys Augen hatten sie nicht getäuscht. Man vernahm bereits draußen im Hausflur die Stimme Pauls, der nach Seiner Hochwürden fragte und von der Magd in das

Studirzimmer gewiesen wurde, wo der Pfarrer fremde Besuche empfing.

„Was kann er wollen?“ fragte Gregor, indem er sich erhob. „Ich dächte, zwischen dem Schlosse und dem Pfarrhause gäbe es nichts mehr zu verhandeln, aber gleichviel, ich muß hören, was er mir bringt. Du bleibst doch, Anna, bis ich zurückkehre?“

Die junge Frau bejahte schweigend, mit einem Neigen des Hauptes, und Vilmut ging. Er schloß zwar die Thür des Studirzimmers, das von dem Wohnzimmer nur durch ein kleines Zwischengemach getrennt war, aber die zweite Verbindungsthür blieb offen, und wenn auch anfangs nichts von dem Gespräche zu verstehen war, das dort drüben geführt wurde, so erhoben sich die Stimmen der beiden Männer doch bald so laut und erregt, daß man jedes Wort vernehmen konnte.

Paul stand bereits im Studirzimmer, als der Pfarrer eintrat, und begrüßte diesen mit einer sehr kühlen und gemessenen Verbeugung.

„Sie werden erstaunt sein, Hochwürden, mich hier zu sehen,“ begann er. „Es ist jedoch etwas Außergewöhnliches, das mich zu Ihnen führt.“

„Das setzte ich voraus,“ erwiderte Vilmut, ebenso kühl und gemessen, indem er dem Gaste Platz anbot, aber Paul

schien das nicht zu bemerken, sondern blieb stehen, während er fortfuhr:

„Mein Onkel weiß nichts von diesem Besuche. Er würde mir schwerlich gestattet haben, die Schwelle des Pfarrhauses zu überschreiten, und ich gestehe, daß mir das schwer geworden ist unter den obwaltenden Umständen. Es sind jedoch Dinge vorgefallen, die mich zwingen, einmal offen mit Euer Hochwürden zu reden. Ich komme, Sie zu mahnen, daß Sie endlich ein Wort des Friedens sprechen in diesem Streite zwischen den Bewohnern von Werdenfels und ihrem Gutsherrn. Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß Sie Ihre Pflicht als Priester üben."

Vilmut sah den jungen Mann, der es wagte, in solcher Weise zu ihm zu sprechen, von oben bis unten an.

„Ich bin es nicht gewohnt, an meine Pflicht gemahnt zu werden," entgegnete er, „am allerwenigsten von Leuten Ihres Alters, Herr Baron. Das Wort, das Sie erwarten, muß von dem Freiherrn gesprochen werden. Wenn er ernstlich den Frieden will, so wird er ihn finden, wenn nicht, so —"

„Mein Onkel hat dem Dorfe oft genug den Frieden geboten," unterbrach ihn Paul. „Man hat mit Beleidigungen darauf geantwortet. Mit Menschen, die lieber darben und hungern, ehe sie die helfende Hand ergreifen,

die lieber ihre eigene Sicherheit und die ihrer Heimath preisgeben, ehe sie den gebotenen Schutz annehmen, ist überhaupt nicht zu rechten. Sie sind entweder wirklich unversönlich oder — sie sind blinde, beschränkte Werkzeuge eines fremden Willens."

Er sprach die letzten Worte mit scharfer Betonung.

Vilmut hörte mit einem Gemisch von Erstaunen und Entrüstung zu. Er hatte bei jener ersten Begegnung die Achseln gezuckt über den jungen Menschen, der damals nichts im Kopfe hatte als seine Schwärmerei für die schöne Reisegefährtin, und der ihm herzlich unbedeutend erschien. Dies entschiedene Auftreten überraschte ihn, aber er war viel zu sehr erfüllt von dem Gefühle seiner Ueberlegenheit, als daß es ihm hätte imponiren sollen.

„Sie sind im Irrthum," erwiderte er. „Die Gemeinde handelte aus eigener, freier Entschließung, als sie die Anerbietungen des Freiherrn ablehnte. Ich habe ihr allerdings meine Meinung nicht verhehlt, daß ein Geschenk aus solcher Hand nicht Segen bringen könne und daß sie besser thue, der eigenen Kraft zu vertrauen."

„Hat etwa die Ablehnung Segen gebracht? Doch es handelt sich nicht darum, sondern um die fortwährenden Angriffe auf uns, die mit jedem Tage frecher und bedrohlicher werden. Seit die Zerstörung unserer schönen Ceder

ungestraft geblieben ist, werden die Schloßgärten systematisch verwüstet. Es vergeht keine Woche, wo nicht irgend ein seltener Baum oder Strauch zum Opfer fällt, weil man weiß, daß der Schloßherr Werth auf diese Zierden seines Parkes legt. Sogar in die Gewächshäuser hat man sich während der Nacht Eingang zu verschaffen gewußt, um die Orangerie zu beschädigen, und der Marstall ist vorgestern nur durch die Wachsamkeit eines Reitknechtes gesichert worden, wahrscheinlich galt das geplante Attentat diesmal dem Lieblingspferde meines Onkels. Ich nehme an, daß Sie von diesen Dingen unterrichtet sind, Hochwürden."

„Und glauben Sie etwa, daß ich dergleichen Ausschreitungen billige oder beschütze? Sie zu strafen ist meines Amtes nicht. Wozu hat der Freiherr seine Verwalter und seine Dienerschaft? Er mag die Sache untersuchen und die Thäter bestrafen lassen mit aller Strenge, ich werde ihn wahrlich nicht daran hindern."

„Das ist es ja eben, daß er keine Untersuchung und Bestrafung will!" rief der junge Mann heftig. „Ich wollte den heimtückischen Zerstörern bald auf die Spur kommen, aber er duldet es ja nicht."

„Er wird seine Gründe haben," sagte Gregor kalt. „Und wenn er es nicht wagt, die Thäter zur Rechenschaft

zu ziehen, so thun Sie am besten, seinem Beispiele zu folgen.“

„Raimund ist kein Feigling!“ brauste Paul auf. „Wie oft habe ich ihn gebeten, nach Felseneck zurückzukehren, wo er sicher ist vor all diesen Quälereien, aber es ist umsonst. Er bleibt und bietet immer wieder der Gefahr die Stirn, mit einer Hartnäckigkeit, die ihm noch das Leben kosten wird.“

Vilmut zuckte die Achseln.

„Sie übertreiben! Von Gefahr ist doch wahrlich keine Rede. So arg auch jene Ausschreitungen sein mögen, die ich — ich wiederhole es Ihnen — auf das Strengste verdamme — die persönliche Sicherheit des Freiherrn ist doch in keinem Falle bedroht!“

„Sind Sie so fest davon überzeugt?“

„Ja, das bin ich!“

„Nun denn, so sage ich Ihnen, daß man schon zweimal versucht hat, die Pferde an dem Wagen meines Onkels scheu zu machen, als er nach Felseneck fuhr, und das gerade an der gefährlichsten Stelle des Weges, dicht am Flusse. Und heute Morgen, als wir an dem Gehölz bei der Bachmühle vorüberritten, flog ein Stein aus dem Hinterhalt, ein mächtiger Feldstein, mit sicherer Hand geworfen; hätte das Pferd nicht instinctiv einen Seitensprung

gemacht, so wäre Raimund der Kopf zerschmettert worden. Sie sehen, man ist im Zuge mit dem, was Sie Ausschreitungen nennen. Heute sind es Steine, morgen werden es Kugeln sein, und die werden vermuthlich besser treffen. Hier zu Lande weiß ja jeder Bauer und jeder Knecht mit dem Stutzen umzugehen."

Vilmut war bleich geworden, dieser Nachricht schien auch seine Ruhe nicht Stand zu halten, denn er trat wie in jähem Schrecken einen Schritt zurück, dann aber sagte er kurz und bestimmt:

„Sie haben Recht, dem muß ein Ende gemacht werden! Ich ahnte nicht, daß der Haß so weit gehen könne, aber diese Angriffe werden sich nicht wiederholen, mein Wort darauf!"

„Also können Sie ihnen doch ein Ende machen?" sagte Paul mit bitterem Vorwurf, „und jetzt erst, im Angesichte eines Mordversuches, entschließen Sie sich dazu?"

Gregor hatte bereits seine Fassung wiedergefunden, und seine Stimme hatte den alten unbewegten Klang, als er antwortete:

„Herr Baron, ich lebe seit zwanzig Jahren in Werdenfels und habe ein besseres Urtheil über die hiesigen Verhältnisse als Sie, der Sie erst seit wenigen Monaten hier sind. Ihnen mag dieser Haß und diese Feindseligkeit des Volkes

empörend erscheinen, ich erkläre Ihnen aber, daß damit nur ein Urtheil vollzogen wird an dem Manne, der sich einem anderen Urtheilsspruch nicht beugen wollte. Fragen Sie mich nicht, warum ich nicht früher eingegriffen habe, ich wäre sonst gezwungen, Ihnen Dinge zu enthüllen, von denen Sie keine Ahnung haben."

Paul lachte verächtlich auf.

„Sprechen Sie nur immerhin! Ich kenne das alberne Märchen, das sich an den Brand von Werdenfels knüpft. Man erzählt es sich ja laut genug in der Umgegend, es ist auch mir zu Ohren gekommen, aber Sie muthen mir doch wohl nicht im Ernste zu, daran zu glauben!"

„Ich muthe Ihnen nur zu, den Freiherrn selbst zu befragen. Hören Sie seine Antwort und dann spotten Sie weiter über das ‚alberne Märchen'."

Das Gesicht des jungen Mannes verdüsterte sich, und seine Stimme klang ernster, als er erwiderte:

„Ich weiß, daß hier irgend ein schweres, dunkles Geheimniß liegt, das das ganze Leben des Freiherrn verdüstert und ihn zu dem gemacht hat, was er ist, aber ich weiß auch, daß Raimund von Werdenfels kein Verbrecher sein kann, und wer ihn dazu stempeln will, ist ein Lügner! Ein Lügner!" wiederholte er mit vollem Nachdruck, als Vilmut ihn unterbrechen wollte. „Das werde ich nöthigenfalls der

ganzen Welt gegenüber vertreten, ich bedarf keiner Fragen und keiner Beweise — ich kenne meinen Onkel!"

Es lag etwas so Muthiges, Ritterliches in dieser Vertheidigung, in diesem energischen Eintreten für die Ehre eines Anderen, daß selbst Vilmut nicht ganz unberührt davon blieb, der strenge Ausdruck seiner Züge milderte sich etwas.

„Diese Zuversicht macht Ihrem Herzen Ehre, ich bedaure, sie nicht theilen zu können, und deshalb wollen wir nicht darüber streiten. Im Uebrigen wiederhole ich Ihnen mein Versprechen. Die persönliche Sicherheit des Freiherrn soll nicht mehr bedroht werden. Ich werde jenen Angriffen ein Ende machen."

„Nun, Hochwürden, wenn Sie denn doch so allmächtig sind, so machen Sie zuvörderst dem Aberglauben ein Ende," sagte Paul, gereizt durch die Unfehlbarkeit jener Worte, „diesem kindischen Glauben, der in dem Gutsherrn einen Hexenmeister und Teufelsbanner, einen Unheilbringer und der Himmel weiß was noch alles sieht. Ganz Werdenfels schwört darauf, vom reichsten Bauer bis zum ärmsten Taglöhner; die Sache wäre einfach lächerlich, wenn sie nicht empörend wäre in unserem Zeitalter. Mit einer einzigen energischen Rede von der Kanzel hätten Sie dem Unfug ein Ende machen können, aber freilich, Raimund hat Recht,

der Aberglaube ist Ihnen ein zu nützliches Zucht- und Schreckmittel, als daß Sie ihn entbehren könnten."

Gregor richtete sich zu seiner vollen Höhe auf.

„Herr Baron, Sie scheinen zu vergessen, daß ein Priester vor ihnen steht. Raimund von Werdenfels ist Ihnen ein schlimmer Lehrmeister gewesen, bei ihm haben Sie diesen Trotz gegen die Kirche gelernt, aber von ihm sollten Sie auch lernen, wohin es führt, wenn die Kirche ihre Segnungen verweigert. Fordern Sie mich nicht auch zum Kampfe heraus, es könnte ein Tag kommen, wo auch wir Beide uns als Feinde gegenüberstehen."

Er stand vor dem jungen Manne mit der ganzen stolzen Unnahbarkeit des Priesters, der von jedem Bekenner seines Glaubens Unterwerfung fordert, weß Standes er auch sei, aber die hellen klaren Augen Pauls wichen den seinigen nicht, und auch seine Stimme erhob sich jetzt laut und volltönend:

„Das heißt mit anderen Worten, Sie drohen mir in Buchdorf dieselbe Hölle zu bereiten, wie meinem Onkel in Werdenfels. Sie wollen auch dort Alles gegen mich hetzen? Wie Sie eine solche Drohung mit Ihrer Priesterpflicht vereinigen, ist Ihre Sache, die unsere ist es, uns dagegen zu wehren, und das werden wir thun. Ich fürchte mich nicht vor der geistlichen Ruthe, wie Ihre Bauern, und ich werde

auch meine Buchdorfer davon zu entwöhnen suchen. Die Werdenfelser gebe ich auf, die sind blind und willenlos in Ihrem Banne. In meiner künftigen Heimath aber werde ich Alles daran setzen, daß es hell wird in den Köpfen, denn ich sehe, wie noth das thut. Werfen Sie mir nur den Fehdehandschuh hin, ich nehme ihn auf, und es soll ein frischer, fröhlicher Krieg werden!"

Der ganze kecke Trotz der Jugend sprach aus diesen Worten, aber sie verriethen doch mehr, als nur jugendlichen Uebermuth, es lag eine Energie darin, die ihre Wahrheit verbürgte.

Das mochte auch Vilmut fühlen, denn seine Augen hafteten auf dem jungen Manne mit einem Ausdrucke, als wolle er die Stärke des Gegners abschätzen. Dann aber sagte er mit jener eisernen Ruhe, die nicht zu erschüttern war:

„Sie sind sehr aufrichtig, Herr von Werdenfels! Jedenfalls weiß ich nun, was ich von dem neuen Gutsherrn von Buchdorf zu erwarten habe, und werde mich danach richten. Für den Augenblick stehen Sie noch als Gast unter dem Dache meines Hauses, sonst —"

„Bemühen Sie sich nicht, ich gehe schon!" fiel Paul ein. „Aber eines bitte ich Sie doch Ihren Bauern mitzutheilen. Ich halte es nach den letzten Vorfällen für noth-

wendig, einen geladenen Revolver bei mir zu führen, und wenn einer von der Mordbande sich wieder an meinen Onkel wagt, so schieße ich ihn ohne Weiteres nieder. Wir sind jetzt im Stande der Nothwehr, da denke ich das vertreten zu können!" und mit einem kurzen, stolzen Gruße, welcher nicht erwidert wurde, verließ Paul das Zimmer.

Draußen im Hausflur blieb der junge Mann noch einige Secunden stehen, um die Erregung niederzukämpfen, wie er sich sagte, aber sein Blick, der so sehnsüchtig auf der gegenüberliegenden Thür haftete, gab eine andere Erklärung für dies Zögern; dann aber, wie unwillig über sich selbst, warf er den Kopf zurück und wandte sich zum Gehen.

Da wurde jene Thür leise geöffnet und ebenso leise wieder geschlossen. Eine zierliche, leichte Gestalt glitt heraus, und in der nächsten Minute stand Lily vor dem jungen Baron, der bei ihrem Anblick freudig überrascht auffuhr.

„Fräulein Vilmut! Wie sehr habe ich die Gelegenheit gesucht, Sie nur einen Augenblick zu sehen, zu sprechen!"

Lily blickte mit leuchtenden Augen zu ihm auf und streckte ihm zutraulich die Hand entgegen, während sie mit gedämpfter Stimme, aber aus Herzensgrunde sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr von Werdenfels! O, ich danke Ihnen!"

„Mir? Wofür denn?“ fragte Paul befremdet, aber dies Befremden hinderte ihn nicht, schleunigst die dargebotene Hand zu ergreifen und festzuhalten.

„Dafür, daß Sie dem Vetter Gregor endlich einmal die Wahrheit gesagt haben! Das wagt sonst Niemand, und deshalb dünkt er sich so unfehlbar. Aber Sie haben ihn gründlich abgekanzelt, gerade so, wie er mich immer abkanzelt, und das freut mich, dafür danke ich Ihnen, das geschieht dem Gregor recht — ganz recht!“

Und Fräulein Lily stampfte mit den Füßchen und machte eine kleine Faust nach der Richtung des Studirzimmers.

Es war eine sehr kindische Zustimmung zu seiner Kriegserklärung, aber Paul war ganz entzückt darüber, und während er die Hand küßte, die noch immer in der seinigen lag, fragte er lächelnd:

„Sie erschrecken also nicht vor meiner Ketzerei? Sie, die Cousine des gestrengen Herrn Pfarrers!“

„In unserem Institut war man sehr freisinnig,“ erklärte Lily mit Selbstgefühl. „Deshalb war auch Gregor von Anfang an dagegen, er wollte mich zur Erziehung in ein Kloster stecken, aber Anna litt das nicht. Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr von Werdenfels! Ich fürchte mich auch nicht vor der geistlichen Ruthe, räumen Sie in Ihrem

Buchdorf nur damit auf. Ich wollte, ich könnte Ihnen dabei helfen!"

„Ja, das wollte ich auch!" fuhr Paul unwillkürlich heraus.

Seine kleine Vertraute war ihm nie so reizend erschienen wie in diesem Augenblick, wo sie in voller Rebellion gegen den strengen Vetter mit heißgerötheten Wangen dastand.

Er beugte sich zu ihr nieder, und ihr tief in die Augen sehend, sagte er leise:

„Fräulein Lily, wir haben uns lange nicht gesehen — haben Sie denn bisweilen an mich gedacht?"

Um die Lippen des jungen Mädchens zuckte ein schelmisches Lächeln.

„Dafür haben Sie schon gesorgt. Sie schrieben mir ja oft genug."

„Ich schreibe morgen wieder!" rief Paul eifrig. „Ich werde Ihnen schriftlich alle meine Reformpläne hinsichtlich Buchdorfs aus einander setzen, und Sie werden mir umgehend antworten, nicht wahr?"

In der Wohnung des Pfarrers hörte man eine Thür öffnen und schließen, und Fräulein Lily, die so tapfer bei den Reformplänen und bei der Rebellion mithelfen wollte, fuhr erschrocken zusammen.

„Ich muß fort," flüsterte sie. „Wenn Gregor zufällig käme —"

„Dann gnade Gott uns Beiden!" fiel Paul lachend ein. „Aber Sie haben Recht, auch ich darf nicht länger bleiben. Leben Sie wohl, Lily, und vergessen Sie mich nicht ganz!"

Er hatte ihre Hand bereits zum zweiten Male geküßt, jetzt unterzog er sich nochmals dieser Beschäftigung, ehe er wirklich ging. Lily sah ihm eine ganze Weile nach.

„Vergessen Sie mich nicht ganz!"

Das klang so innig und bittend, und eigentlich verstand es sich doch von selbst. Aber wie seltsam weich hatte er ihren Namen ausgesprochen und wie tief hatte er ihr dabei in das Auge gesehen!

In dem jungen Mädchen begann zum ersten Male eine Ahnung aufzudämmern, daß dieser Blick und Ton nicht blos der Vertrauten, der Trösterin galt, als welche sie sich bisher ausschließlich betrachtet hatte.

Lily erschrak bei dem Gedanken, und ihr Herz fing plötzlich so heftig an zu klopfen, daß sie die Hand darauf preßte, aber das half durchaus nichts, denn das Klopfen hörte nicht auf, und der Gedanke kam immer wieder, aber er verlor mehr und mehr das Erschreckende. Wenn Paul nun wirklich die Hoffnungslosigkeit seiner ersten Liebe ein-

gesehen hatte — man fand ja allgemein, daß die beiden Schwestern einander so sehr glichen, vielleicht fand er es auch.

Mit gesenkten Augen und glühenden Wangen kehrte Lily in das Zimmer zurück. Sie fand Anna nicht mehr dort, und auch die zweite Verbindungsthür war jetzt geschlossen; diesmal drang kein Laut herüber von dem Gespräche, das dort drüben geführt wurde, aber das junge Mädchen dachte auch nicht mehr an das Lauschen, sondern warf sich, froh des Alleinseins, in den großen Lehnstuhl und begann zu träumen.

Vilmut ging mit tief verfinstertem Gesichte in dem Studirzimmer auf und nieder, ganz beschäftigt mit den Besorgnissen, die jenes Gespräch in ihm wach gerufen hatte. Er sah in dem für so unbedeutend und leichtsinnig gehaltenen jungen Manne einen gefährlichen Gegner erstehen, und was ihm Macht gab über den Herrn von Werdenfels, das existirte nicht für den Gutsherrn von Buchdorf, der stand ihm frei gegenüber, und er hatte soeben gezeigt, daß er diese Freiheit brauchen werde.

Da wurde unvermuthet die Thür geöffnet und Anna erschien. Sie trat vor den Pfarrer hin, der aus seinem Nachdenken auffuhr, und sagte ohne jede Einleitung, mit athemlos gepreßter Stimme:

„Siehst Du es nun endlich ein, Gregor, wohin dieser unselige Streit geführt hat?“

„Du hast gehört, was wir sprachen?“ fragte Gregor mit scharfem Tadel.

„Unfreiwillig! Eure Stimmen tönten ja so laut, daß jedes Wort vernehmbar wurde. Also so weit ist es bereits gekommen, Raimunds Leben ist bedroht, man will ihn tödten!“

„Den Freiherrn von Werdenfels meinst Du!“ sagte Vilmut eisig. „Du hörtest ja, daß ich seinem Neffen das Versprechen gab, diesen Angriffen ein Ende zu machen.“

„Wenn das noch in Deiner Macht steht! Ich fürchte, es ist zu spät dazu.“

Ein stolzes, halb verächtliches Lächeln kräuselte Vilmut's Lippen bei diesen Worten.

„Meine Pfarrkinder sind gewohnt, meinem Worte zu folgen, sie werden auch diesmal gehorchen.“

„Und sie haben Dir doch diesmal verschwiegen, was der junge Baron Dir soeben enthüllte. Du wußtest nichts davon, Du, der sonst Alles weiß und erfährt, was im Umkreise von Werdenfels geschieht. Du hast die Geister des Hasses und der Zwietracht gerufen, versuche es, ob Dein bloßer Wink sie wieder bannen kann, ich zweifle daran.“

„Mäßige Dich, Anna!“ sagte Vilmut streng. „Du weißt nicht, was Du sprichst. Wenn wirklich eine Gefahr Werdenfels bedroht —“

„So trage ich die Schuld daran!“ fiel Anna leidenschaftlich ein, „denn ich habe ihn hergerufen.“

„Du?“

„Ja, und er ist dem Rufe gefolgt.“

„Also das war der Inhalt jener Unterredung in den Bergen? Ich hätte es wissen können, als er so plötzlich wieder erschien. Deinem Rufe folgte er natürlich.“

„Zu seinem Unglücke! Ich wollte ihn der Träumerei, der Entnervung entreißen, in der er zu Grunde ging, und stachelte ihn so lange, bis er sich zu dem Entschlusse aufraffte. Nun ist er gekommen, nun steht er mitten in dem Kampfe, den Du ihm aufgezwungen hast, und wird darin unterliegen, denn weichen wird er Dir nicht zum zweiten Male — ich kenne Raimund!“

Das ganze Wesen der jungen Frau bebte in leidenschaftlicher Erregung; so hatte Gregor sie nur einmal gesehen, als er mit erbarmungsloser Hand ihren Glückes- und Liebestraum zerstörte. In seiner Schule hatte sie jene Selbstbeherrschung gelernt, die jeden Sturm der Seele niederzwingt vor fremden Augen, und jetzt brach der Sturm doch hervor, das sagte ihm genug. Die drohende Falte

stand noch auf seiner Stirn, aber seine Stimme klang im herbsten Spotte, als er erwiderte:

„Du bist ja ganz außer Dir! Der bloße Gedanke an die Gefahr dieses Mannes raubt Dir fast die Besinnung. Beruhige Dich! Ich konnte dem allgemeinen, dem verdienten Hasse einen gewissen Spielraum lassen; sobald er sich bis zum Verbrechen versteigt, werde ich ihn zu zügeln wissen.“

„Kannst Du auch den Aberglauben zügeln?“ fragte Anna mit schmerzlicher Bitterkeit. „Paul Werdenfels hat Recht, er ist eine mächtige Waffe in Deiner Hand, aber auch eine zweischneidige Waffe. Du selbst hast das Volk gelehrt, in Raimund einen Unheilsbringer zu sehen, dessen bloße Nähe schon verderblich wird, dessen Wohlthaten selbst zum Fluche werden. Du hast geschwiegen zu all jenen unsinnigen Märchen, in denen er als der leibhaftige Böse erscheint. Die Leute glauben ja ihr Seelenheil gefährdet, wenn sie ein Geschenk aus solcher Hand annehmen, und damit allein hast Du es erreicht, daß Deine Gemeinde in blinder Unterwerfung unter Deinen Willen ihre eigene Sicherheit preisgab. Wer schützt das Dorf, wenn die Wasser ihm wirklich einmal drohen?“

„Der Gott im Himmel, der es so lange geschützt hat!“ sagte Vilmut energisch. „Wo die Gefahr von den

Elementen droht, die seinem Willen gehorchen, da heißt es, ihm vertrauen."

„Und wo Menschenarme den Elementen wehren können, da heißt es, ihn herausfordern, wenn man diese Arme zurückhält, und das hast Du gethan."

„Was soll das heißen, Anna?" fuhr Gregor gereizt auf. „Welch eine Sprache wagst Du gegen mich zu führen? Habe ich Dir von meinem Thun Rechenschaft abzulegen? Ich dulde keinen Einspruch in dem, was ich für recht anerkenne, ich folge einzig der Stimme meines Gewissens."

„Und die Noth der ganzen Umgegend gibt Dir die Antwort darauf!" sagte Anna unerschrocken. „Wir können ihr nicht wehren mit all unseren Kräften, aber Raimund konnte und wollte es. Du weißt am besten, weshalb er die Arbeiten an den Dämmen mitten im Winter beginnen ließ und weshalb sie abgebrochen wurden. Jetzt darben die Leute auf Dein Geheiß und all ihr Haß, all ihre Bitterkeit wendet sich gegen den, der ihnen Hülfe bringen wollte. Raimund allein —"

„Raimund und immer Raimund!" unterbrach sie Vilmut mit einer beinahe wilden Heftigkeit. „Hast Du denn gar keinen anderen Namen für diesen Werdenfels? Muß ich Dich an das Wort erinnern, das Du mir gabst, als Du die Gattin Hertenstein's wurdest? Du selbst sagtest

mir: Meine Liebe ist überwunden und begraben, ich nehme nichts davon mit hinüber in das neue Leben! Hast Du damals mich oder Dich selbst belogen?"

Er war zu der jungen Frau getreten, und seine Hand umschloß die ihrige mit so eisernem Drucke, daß es sie schmerzte. Trotzdem entzog sie ihm ihre Hand nicht, und ihr Auge begegnete groß und flammend dem seinigen.

„Wenn es eine Lüge war, mit der ich mich täuschte, so hast Du allein sie mir aufgezwungen. Du stelltest mir diese Liebe ja als ein Verbrechen hin, bis ich selbst daran glaubte, bis ich Raimund von mir stieß. Vielleicht hätte ich es nicht gethan, vielleicht hätte ich Schuld und Verzweiflung mit ihm getheilt, wäre der erbarmungslose Richter nicht an meiner Seite gewesen, der mich immer und immer wieder auf diese Schuld hinwies. Ich glaubte damals mit der Vergangenheit gebrochen zu haben, aber man hält Manches für todt und begraben, was dann plötzlich nach Jahren wieder aufwacht mit seiner alten unbezwungenen Macht."

Gregor erbleichte bei den letzten Worten, langsam, wie unwillkürlich löste sich seine Hand von der Annas und sank nieder. Die junge Frau mißverstand diese Bewegung, sie trat zurück, und es legte sich ein unendlich herber Ausdruck auf ihre Züge, als sie fortfuhr:

„Fürchte nichts, Dein Werk bleibt bestehen! Wir sind und bleiben getrennt. Die Kluft zwischen uns ist zu weit und zu tief, als daß wir uns je die Hände reichen könnten. Aber geliebt habe ich Raimund von dem Augenblicke an, wo ich mich von ihm losriß, bis zu dieser Stunde. Das ist nicht niederzuzwingen und zu ertödten mit aller Willenskraft, das löscht keine Schuld aus und kein Verbrechen. Ich kann ihn verlassen, verwerfen, verdammen — lieben werde ich ihn bis in alle Ewigkeit!"

Sie athmete tief auf, als sei mit dem Geständniß eine Last von ihrer Brust genommen. Gregor stand regungslos da, ohne zu antworten, aber seine Augen hafteten mit einem seltsamen Ausdruck auf dem schönen, glühend erregten Antlitz. War es Zorn über das Bekenntniß, oder Haß gegen Raimund, der Blick ließ sich nicht enträthseln, aber es glühte unheilverkündend darin.

Da drang plötzlich das Geläut der nahen Kirche herüber, und Bilmut zuckte zusammen bei dem ersten Glockenton, wie von einer Mahnung getroffen.

„Die Messe!" sagte er halblaut. „Ich muß zur Kirche."

„So will ich gehen," versetzte Anna, der diese Unterbrechung nicht unwillkommen zu sein schien. „Ich war im Begriff, mit Lily nach Hause zurückzukehren, wenn Du jedoch wünschest, daß wir der Messe beiwohnen —"

„Nein. Ich erlasse es Dir. Geh!“

Die Schroffheit dieser Worte verletzte die junge Frau sichtlich, sie wandte sich kurz und kalt ab.

„Dann fahren wir sofort. Leb' wohl!“

Sie verließ das Zimmer, und Gregor hatte kein Wort des Abschiedes für sie. Er stand noch immer wie in sich selbst verloren und noch immer weilte der räthselhafte Ausdruck in seinem Auge. Lauter und mahnender klangen die Glocken, die den Priester sonst hinwegriefen von jeder Arbeit, von jedem weltlichen Gedanken zu dem Dienst am Altare, dem er sich mit voller, begeisterter Ueberzeugung geweiht hatte. Sie riefen ihn auch heute, und er hörte den Ruf und war bereit, ihm zu folgen, aber mitten hinein in den Glockenton flüsterten und raunten die Worte, die wie mit glühender Schrift in seiner Seele eingegraben waren: Ich kann ihn verlassen, verdammen, verwerfen — lieben werde ich ihn bis in alle Ewigkeit!

---

Auf der Försterei, die inmitten der großen Bergforsten von Felseneck lag, herrschte ein ungewöhnliches Leben, denn man erwartete nichts Geringeres als den Besuch des Freiherrn. Das war nun freilich nicht mehr so unerhört, als

es noch vor sechs Monaten gewesen wäre, denn seit der Gutsherr sich in Werdenfels befand, hatte er seine frühere Unzugänglichkeit und Abgeschlossenheit theilweise aufgegeben, aber es blieb doch immer ein außerordentliches Ereigniß.

Die Veranlassung dazu lag freilich nahe. Das Forsthaus war ein altes baufälliges Gebäude, dem die Stürme und Schneelasten dieses Winters hart zugesetzt hatten; ein Umbau erwies sich als dringend nöthig, und der Förster hatte sich deshalb brieflich an den Freiherrn gewandt. Er hatte auch die gewünschte Zusage erhalten, es sollte ein Baumeister aus der Stadt kommen, um die Besichtigung vorzunehmen und Bericht darüber zu erstatten, urplötzlich aber hatte Werdenfels seinen Entschluß geändert. Er wollte selbst kommen, um an Ort und Stelle persönlich die nöthigen Anordnungen zu treffen, und hatte seinen Besuch zu einem bestimmten Tage ankündigen lassen.

Zufällig befand sich auch Emma Hofer bei ihren Eltern. Sie war gestern gekommen, um einige Tage auf der Försterei zuzubringen, wie dies öfter geschah, diesmal aber hatte sie Frau von Hertenstein begleitet. Der Förster und seine Frau waren ebenso erfreut als überrascht über diesen Besuch, denn wenn ihre Tochter auch Lily bisweilen mitbrachte, die junge Frau hatte noch niemals das Forsthaus betreten, das im Umkreise von Felseneck lag. Sie nahm

auch diesmal die ihr herzlich gebotene Gastfreundschaft nur für einen Tag an und beabsichtigte schon am nächsten wieder nach Rosenberg zurückzukehren.

Der Freiherr wurde um die Mittagsstunde erwartet, da er erst nach Felseneck fuhr und von dort herüber kam. Der Förster mit seinem ganzen Personal war in voller Gala zum Empfange bereit, während sich seine Frau und Tochter unten im Wohnzimmer befanden, um den vielbesprochenen Raimund von Werdenfels zu sehen. Sie kannten ihn freilich von früheren Zeiten her, wo er oft in der Försterei gewesen war, aber das war vor langen Jahren gewesen, und in Felseneck war er ihnen ebenso unsichtbar geblieben, wie jedem Anderen.

Am Fenster des Gastzimmers, das im oberen Stock lag, lehnte Anna von Hertenstein ganz allein und sah in den beschneiten Wald hinaus. Die mühsam verhaltene Aufregung der jungen Frau ließ ahnen, daß ihr Hiersein gerade an dem heutigen Tage kein bloßer Zufall war. Bald verließ sie ihren Platz, um in heftiger Unruhe das Zimmer zu durchschreiten, bald trat sie wieder an das Fenster und blickte auf den Fahrweg, der zum Forsthause führte.

Sie hatte Raimund nicht wieder gesehen seit jener Stunde auf der Bergwiese, und seitdem waren Monate

vergangen. Sie sah noch das bleiche, müde Antlitz, die Augen voll finsterer Träumerei, die matte, halb gebrochene Gestalt des Mannes, der längst mit dem Leben abgeschlossen hatte, und der nur in Momenten der äußersten Erregung noch fieberhaft aufflammte, um dann wieder zusammen zu sinken. So war er damals gewesen, was mochte jetzt aus ihm geworden sein, nachdem er all die Bitterkeiten gekostet hatte, die man ihm in Werdenfels bereitete; dem Kampfe war selbst eine frische ungebrochene Kraft nicht gewachsen, er mußte ihm erliegen.

Da endlich ertönte in der Ferne das Geläut des Schlittens, und bald darauf fuhr dieser am Forsthause vor. Es war ein rauher, trüber Wintertag, und der Wind wehte mit schneidender Schärfe, trotzdem kam Raimund im offenen Schlitten, und er trug nicht einmal den Pelz zum Schutz gegen die Witterung, sondern nur einen einfachen Mantel, ebenso wie Paul, der neben ihm saß. Der Letztere stieg zuerst aus und wollte seinem Onkel behülflich sein, aber Werdenfels schien das nicht zu bemerken, und die rasche Bewegung, mit der er sich aus dem Schlitten schwang, hatte beinahe etwas Jugendliches. Auch seine krankhafte Scheu vor den Menschen schien sich gemindert zu haben, er runzelte nicht einmal die Stirn, als er die sämmtlichen Forstleute zu seinem Empfange versammelt fand. Ruhig,

ohne Stolz und ohne Herablassung erwiderte er die Begrüßung, und als er mit dem Förster sprach, da sah man deutlich, daß auch das Schlaffe, Matte aus seiner Haltung verschwunden war, er überragte sogar die jugendlich schlanke Gestalt Pauls, der hinter ihm stand.

Anna hielt sich verborgen hinter dem Fenstervorhang, und auch ihr fiel jene Veränderung auf. Was war das? Hatte Raimund in dem Kampfe, wo sie ihn unterliegend wähnte, die so lange verlorene Energie wiedergefunden? Fast schien es so!

Der Förster geleitete jetzt die beiden Herren in das Haus, dessen Besichtigung sofort begann. Zuerst wurden die unteren Räume in Augenschein genommen, dann kamen die oberen an die Reihe, und jetzt klang die Stimme des Freiherrn dicht vor der Thür des Gastzimmers.

„Nein, Hofer, von einem Umbau kann keine Rede sein, das Haus ist zu baufällig. Sie bleiben einstweilen hier, bis das neue Forsthaus fertig ist, das drüben an der Waldseite stehen soll, dann wird das alte Gebäude niedergerissen. Der Baumeister soll mir schon in der nächsten Woche die Pläne vorlegen, damit die Arbeit bald beginnen kann.“

Der Förster erging sich in lebhaften Dankesäußerungen, Werdenfels achtete nicht darauf, er musterte die Thüren

zu beiden Seiten des Hausflurs, als eine dieser Thüren sich öffnete und Anna von Hertenstein auf der Schwelle erschien.

Paul fuhr zurück, er hätte alles Andere eher erwartet, als die junge Frau hier zu sehen, die wie eine plötzlich auftauchende Vision in dem Rahmen der Thür stand. Raimund dagegen zeigte keine besondere Ueberraschung bei diesem Zusammentreffen. Er verneigte sich und sagte mit kühler Höflichkeit:

„Ich bedaure, wenn wir stören, gnädige Frau."

„Ich bin nur Gast hier," entgegnete Anna in demselben Tone, „aber ich höre, daß Sie eine Besichtigung des Hauses vornehmen, Herr von Werdenfels, und wollte bitten, dabei keine Rücksicht auf meine Anwesenheit zu nehmen. Das Zimmer, das ich bewohne, steht gleichfalls zur Verfügung."

Sie trat etwas zurück, um den Eintritt frei zu lassen. Paul fand das Anerbieten sonderbar, und noch sonderbarer, daß es angenommen wurde. Was konnte denn an diesem Giebelzimmer liegen, wenn der Bau des neuen Forsthauses einmal beschlossene Sache war? Raimund schien indessen anderer Meinung zu sein, denn er trat ein, wandte sich aber auf der Schwelle zu seinen beiden Begleitern.

„Die Wirthschaftsgebäude werden kaum in einem

besseren Zustande sein," bemerkte er. „Willst Du die Besichtigung übernehmen, Paul? Hofer wird Dich führen, und ich verlasse mich darin ganz auf Dein Urtheil."

Der junge Mann stutzte, und es wurde ein unbestimmter Argwohn in ihm rege. Seine Augen schweiften langsam von dem Freiherrn zur Frau von Hertenstein hinüber, aber er vermochte nichts in dem schönen ernsten Antlitz der jungen Frau zu lesen, und Raimunds Züge blieben ihm vollends verschlossen.

„Wie du wünschest," entgegnete er. „Du — willst inzwischen hier bleiben?"

„Ja," sagte Werdenfels kurz und bestimmt, indem er vollends eintrat.

Pauls Blick flog mit einem seltsamen Ausdrucke zurück, während der Förster die Thür schloß, aber er schwieg. Erst als er mit seinem Begleiter am Fuße der Treppe angelangt war, blieb er plötzlich stehen und fragte hastig, aber mit gedämpfter Stimme:

„Seit wann ist Frau von Hertenstein bei Ihnen?"

„Seit gestern Abend," war die unbefangene Antwort des Försters. „Wir waren sehr erfreut, daß sie sich einmal entschlossen hat, meine Tochter zu begleiten und die Försterei zu besuchen."

„So? Und wie lange denkt die Dame zu bleiben?"

„Sie will uns leider schon heute Nachmittag wieder verlassen, da sie nach Rosenberg zurück muß.“

„Das ist in der That ein kurzer Besuch; er lohnt ja kaum die weite Fahrt in dieser Winterszeit. — Frau von Hertenstein wußte natürlich nichts von der Absicht meines Onkels, heute die Försterei zu besichtigen?“

„Keine Silbe! Ich selbst habe ja erst gestern die Nachricht erhalten, und auch die gnädige Frau erfuhr es erst bei ihrer Ankunft. Sie würde sonst wohl einen anderen Tag gewählt haben.“

„Vermuthlich!“ sagte Paul kurz. „Lassen Sie uns jetzt gehen!“

Der Förster kam der Weisung nach, aber er konnte nicht umhin, sich zu wundern, daß der junge Baron plötzlich so schweigsam und zerstreut geworden war. Paul hörte gar nicht auf die Erklärungen und Auseinandersetzungen, die ihm gegeben wurden, er sah sich kaum um in den Wirthschaftsräumen und kürzte die Besichtigung so viel als möglich ab. Er schien große Eile damit zu haben.

Die beiden Zurückgebliebenen waren allein. Raimund stand der jungen Frau gegenüber, aber es lag eine kalte, ernste Zurückhaltung in seinem Wesen, als er fragte:

„Du hast mich gerufen, Anna?“

„Ja," erwiderte sie leise. „Ich mußte Dich sprechen. Du hast mein Billet erhalten?"

„Die drei Zeilen von Deiner Hand, die mir die Försterei zur Zusammenkunft bestimmten — ja."

„Mir blieb kein anderer Ausweg. Du begreifst, daß ich Dich nicht nach Rosenberg rufen konnte."

„Weshalb nicht. Weil Gregor Vilmut Dir diese Zusammenkunft verboten hätte?"

„Verboten? Glaubst Du, daß ich so vollständig von seinem Willen abhängig bin?"

„Ich glaube, daß er in allem, was mich betrifft, Deinen Willen vollständig in Fesseln geschlagen hat. Ich habe Proben davon."

Anna schwieg, sie mochte die Wahrheit dieses Vorwurfes empfinden, aber ihre Augen ruhten fragend und erstaunt auf dem Freiherrn. Erst jetzt, wo er vor ihr stand, sah sie, wie tief und mächtig jene Veränderung war, die sie schon beim ersten Anblick entdeckt hatte.

Raimunds Antlitz war noch bleich, und es lag noch der alte düstere Ernst darin, aber die Müdigkeit, die tödtliche Gleichgültigkeit war verschwunden und mit ihnen auch die starre, todte Ruhe, die so unheimlich und erkältend berührte. Es stand jetzt ein Zug tiefster Bitterkeit dort, aber auch ein Zug unleugbarer Energie. Die Augen waren

noch träumerisch verschleiert, aber trotzdem leuchtete etwas darin wie der Wiederschein einer Flamme, die sich hinter dem Schleier barg. Man sah es, der Mann hatte sich emporgerafft aus seinem Hinbrüten; er war erwacht, vielleicht zu Qual und Kampf, zu Schmerz und Bitterkeit, aber doch zum Leben erwacht.

„Du siehst, ich bin gekommen,“ nahm er wieder das Wort. „Was hast Du mir zu sagen?“

„Ich habe eine Bitte an Dich!“ sagte Anna hastig und gepreßt. „Ich fürchtete, daß ein Brief allein Dich nicht bewegen würde, deshalb bin ich selbst gekommen — verlaß Werdenfels!“

Raimund schien gerade diese Bitte am wenigsten erwartet zu haben, aber ohne nur einen Augenblick zu zögern, antwortete er mit voller Bestimmtheit:

„Nein.“

„Aber Dein Leben ist dort in Gefahr,“ mahnte Anna dringender. „Bis jetzt sind die Anschläge mißglückt, aber wenn Du fortfährst, Dich ihnen so auszusetzen, werden sie ihren Zweck erreichen. Kehre nach Felseneck zurück, geh' auf Reisen, geh' wohin Du willst, nur verlaß Werdenfels!“

„Um mich wieder als Feigling verachten zu lassen? Nein, diesmal bleibe ich und fechte den Kampf durch bis zum Ende. Die Furcht war es nicht, die mich das erste

Mal zwang, ihn aufzugeben, das solltest Du am besten wissen. Jetzt habe ich nichts mehr zu gewinnen, aber auch nichts zu verlieren, als höchstens das Leben, und der Verlust wiegt wahrlich leicht genug."

„Aber wenn ich Dich bitte, Raimund! Wirst Du auch meine Stimme nicht hören? Ich habe Dich gerufen, ja, aber ich konnte ja nicht ahnen, daß Dir das bereitet war, als ich Dich zu der Welt und den Menschen zurückrief. Ich hoffte auf Versöhnung, ich glaubte wenigstens an einen offenen ehrlichen Kampf. Jetzt flehe ich Dich an, zu weichen, den Mordanschlägen zu weichen, die Dich auf Schritt und Tritt bedrohen. Wozu willst Du Dich dem wahnsinnigen Hasse dieser Menschen preisgeben, Du siehst es ja, wessen sie fähig sind. Sie werden nicht ruhen, bis Du ihnen wirklich zum Opfer fällst."

Es war eine leidenschaftliche, angstvolle Bitte, aber sie schien abzugleiten an der kalten Bitterkeit, womit Werdenfels sich gewaffnet hatte.

„Nun, und wenn ich falle!" fragte er. „Wen kümmert das? Vilmut und seine getreue Gemeinde werden darin nur die Vollstreckung eines verdienten Urtheils sehen. Paul wird durch meinen Tod Herr von Werdenfels. Ich glaube, daß er wahre Anhänglichkeit für mich hegt, aber das reiche Erbe wird ihn bald genug über meinen Verlust

trösten, und Du — athmest vielleicht auf, wenn mit mir die Erinnerung an eine Vergangenheit erlischt, die sich bisweilen noch mahnend und quälend in Dein Leben drängt."

„Raimund!"

Es war ein halb zürnender, halb vorwurfsvoller Ausruf. Raimund hielt inne, und seine eben noch so herbe Stimme verschleierte sich, als er fortfuhr:

„Oder würdest Du um mich weinen? Hättest Du wirklich noch eine Thräne für mich übrig?"

Die junge Frau hob das Auge zu ihm empor, und die heiß aufquellenden Thränen darin gaben ihm die Antwort, noch ehe die Lippen sie aussprachen:

„Dir liegt nichts mehr an dem Leben? Nun denn, so denke an mich und meine Angst! Schütze Dich — um meinetwillen!"

Eine leichte Röthe floß über das Antlitz des Freiherrn, es flammte darin auf wie ein Wiederschein der Jugend und des Glückes, er trat rasch einen Schritt vor, als wolle er diesen thränenumschleierten Blick und diese bebenden Worte festhalten.

„Um Deinetwillen, Anna? Kennst Du Deine Macht so gut? Und Du weißt es doch nicht ganz, was Du mir einst gewesen bist. Der einzige Sonnenstrahl in einem Leben voll Nacht und Verzweiflung, das einzige Glück,

das sich zu mir herniederneigte, um wie ein Traum zu verschwinden, als ich es in die Arme schließen wollte. Ich wähnte, das Alles sei untergegangen in der Bitterkeit unserer Trennung, und doch ist es bei mir gewesen in all den Jahren meiner Einsamkeit, doch hat es mich allein noch im Leben festgehalten. Du hast es auch nicht überwunden, Du kannst auch nicht loskommen von der Vergangenheit. Anna — muß der Traum denn zu Ende sein? Kann er uns nie zur Wirklichkeit werden?"

Es war ein längstverschollener Klang, der aus diesen Worten hervorwehte, verschollen, aber nicht vergessen! Mit diesem Tone hatte einst Raimund um die Geliebte geworben, und das waren auch wieder seine Augen, mit der alten schwärmerischen Gluth, mit jenem strahlenden Aufleuchten, das die düsteren Tiefen auf einmal sonnenhell erscheinen ließ. So hatte er sich damals den Weg gebahnt zu dem Herzen des jungen Mädchens, dem man gelehrt hatte, das Leben nur als eine Kette harter, strenger Pflichten anzusehen und das nun zum ersten Male die Seligkeit dieses Lebens kennen lernte. Wohl war der Traum kurz gewesen, aber er schloß doch ein grenzenloses Glück ein, und die stolze, willensstarke Frau erlag noch jetzt seinem Zauber. Widerstandslos lauschte sie den alten süßen Klängen und hatte weder die Kraft noch den Willen zu einem harten Nein.

Raimund war an ihre Seite getreten, jetzt beugte er sich leise nieder und ergriff ihre Hand, um sie in die seinige zu schließen, aber diese Berührung löste den Bann. Anna zuckte zusammen, als habe sie ein glühendes Eisen getroffen, mit einer unzweideutigen Bewegung des Schauders, des Entsetzens stieß sie die Hand von sich und wich zurück.

Werdenfels war todtenbleich geworden, das Leuchten in seinen Augen erlosch, und die alte Starrheit legte sich wieder schwer und kalt über seine Züge.

„Du hast Recht!“ sagte er dumpf. „Ich vergaß — was uns trennte.“

Die junge Frau schien sich jetzt erst bewußt zu werden, wie tief ihre Zurückweisung getroffen hatte.

„Vergib,“ sagte sie tonlos. „Ich wollte Dich nicht kränken, es geschah unwillkürlich —“

„Daß Du mich zurückstießest! Gewiß! Die Regung war unwillkürlich und eben deshalb wahr. Ich weiß genug — lassen wir die Vergangenheit in ihrem Grabe.“

Anna strebte sichtbar, sich zu fassen, und es gelang ihr auch, die verlorene Selbstbeherrschung wiederzufinden, sie wurde ruhiger, und jetzt war sie es, die dem Freiherrn nahte.

„Sei offen gegen mich, Raimund!“ sagte sie ernst und bittend. „Was enthielt jener Brief, den Du mir bei der

Trennung sandtest? Du hast mir die Auskunft verweigert, und doch fühle ich, daß es eine Erklärung, eine Vertheidigung war. Vielleicht war ich ungerecht gegen Dich, vielleicht habe ich zu schnell verurtheilt. Sage mir die Wahrheit, ich — will nicht mehr davor zurückbeben."

Sie machte eine Bewegung, wie um die Hand auszustrecken, aber Werdenfels hob die seinige nicht und seine Haltung blieb starr und eisig, als er antwortete:

„Das ist zu spät! Deine Empfindung hat zu deutlich gesprochen, ich täusche mich nicht mehr darüber, auch wenn Du selbst Dich täuschen wolltest. Du würdest Dich vielleicht überwinden und mir die Hand reichen, wenn Du alles wüßtest, aber ich würde in jedem Lächeln, in jedem Händedruck den Schauder und das Entsetzen fühlen, das nur Deine Willenskraft niederzwingt, und das wäre mir eine Hölle, schlimmer als all der Haß, den ich ertragen habe. Du wolltest mich damals nicht hören, als ich alles daran setzte, von Dir gehört zu sein, Du rührtest nicht einmal die Hand, als Vilmut mein Bekenntniß den Flammen überlieferte — nun denn, so laß es auch darin begraben sein!"

Die Worte trafen, Anna senkte das Haupt, aber sie machte keinen ferneren Versuch, ihm das Geheimniß zu entreißen, erst als er sich zum Gehen wandte, fragte sie mit wieder erwachender Angst:

„Und Du willst Werdenfels nicht verlassen?“

„Nein! Du hast mich auf den Kampfplatz gerufen, jetzt werde ich ihn behaupten. Mag Vilmut die ganze Bevölkerung gegen mich hetzen, mögen sie das Aergste versuchen, ich will ihnen nicht weichen, und ich weiche nicht, verlaß Dich darauf!“

Er ging und die Thür fiel hinter ihm zu. Das war nicht mehr der „haltlose Träumer“, auf den Gregor so verächtlich herabsah, der mit krankhafter Scheu jede Berührung mit den Menschen floh. Es hatte einen eisernen Klang, dies „Ich will nicht weichen“, es gab ein Zeugniß davon, daß der Mann kämpfen und leben gelernt hatte.

Anna stand regungslos da, das Auge auf den Boden geheftet. Also war der Schritt umsonst, zu dem sie sich nach schwerem Kampfe entschlossen hatte. Raimund blieb und die Gefahr blieb, die ihn bedrohte. In der heißen Angst, die sie bei dem Gedanken überfluthete, gingen alle anderen Empfindungen unter. Sie hatte es ja erreicht, den Gebannten, Verfehmten in das Leben zurückzuführen, aber um welchen Preis!

Da wurde die Thür von Neuem geöffnet, und Paul Werdenfels erschien, aber er blieb auf der Schwelle stehen, und es lag eine ungewohnte Zurückhaltung und Fremdheit in der Art, wie er sich verneigte.

„Mein Onkel ist im Begriff, fortzufahren. Ich wollte mich Ihnen empfehlen, gnädige Frau.“

Anna sah auf, und plötzlich reifte ein Entschluß in ihrem Innern, sie gab dem jungen Manne ein Zeichen, einzutreten.

„Herr von Werdenfels, nur auf einige Minuten! Bitte, kommen Sie näher.“

Paul gehorchte, aber seine Augen hafteten forschend und unruhig auf den Zügen der jungen Frau; er sah es nun nur zu gut, wie bleich und erregt sie war.

„Ich war kürzlich ungesehen und unfreiwillig Zeuge Ihrer Unterredung mit dem Pfarrer Vilmut,“ begann sie. „Sie sprachen damals die Absicht aus, bei den jetzigen drohenden Verhältnissen in Werdenfels Ihrem Onkel zur Seite zu bleiben. Sie werden Wort halten, nicht wahr?“

„Gewiß, gnädige Frau. Zweifeln Sie nicht daran.“

Anna fühlte die Kälte in diesen Worten — trotzdem fuhr sie fort:

„Der Freiherr bedarf jetzt eines Freundes und vielleicht noch mehr eines Schützers. Er kennt die Gefahr, die ihn bedroht, in ihrem vollen Umfange, trotzdem will er Werdenfels nicht verlassen und denkt nicht einmal daran, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu nehmen.“

„Hat er Ihnen das selbst gesagt?“ fragte Paul mit

einer Bitterkeit, die er nicht zu unterdrücken vermochte. „Ich sah allerdings, daß eine Unterredung ohne Zeugen gewünscht wurde.“

„Herr von Werdenfels,“ die Stimme der jungen Frau klang in rührender Bitte, „Sie haben mich geliebt, Sie haben um meine Hand geworben, und wenn ich auch glaube, daß diese Liebe mehr in Ihrer Phantasie als in Ihrem Herzen wurzelt, so weiß ich doch, daß ich jetzt Schweres von Ihnen verlange. Aber als Sie so muthig und energisch meinem Vetter Vilmut gegenüberstanden, da habe ich erkannt, daß Sie mehr werth sind als Andere, und das gibt mir den Muth zu meiner Bitte. Bleiben Sie an Raimunds Seite, denn ich fürchte, man wird noch ärger auf ihn einstürmen als bisher. Wachen Sie über ihn, schützen Sie ihn, soweit es in Ihrer Macht steht.“

Es entstand eine Pause.

Paul war sehr bleich geworden und schien keine Antwort zu finden, endlich fragte er:

„Sie haben meinen Onkel in früheren Zeiten gekannt?“

„Ja,“ sagte Anna leise.

„Und er hat Ihnen — nahe gestanden?“

„Ja!“

Die Lippen des jungen Mannes zuckten schmerzlich.

„Dann begreife ich die Zurückweisung, die mir zu Theil wurde.“

„Herr von Werdenfels —“

„O, das soll keine Bitterkeit sein. Ich habe Raimund in diesen letzten Monaten kennen gelernt und weiß, daß er mit all seiner Düsterheit und Verschlossenheit, mit all seinen Seltsamkeiten doch einen Zauber ausübt, über den ich nicht gebieten kann. Es liegt etwas in seiner Persönlichkeit, das wider Willen zwingt, und es muß unwiderstehlich gewesen sein, als er noch dem Leben und dem Glücke angehörte.“

Anna schüttelte leise das Haupt.

„Dem Glücke hat er nie angehört, auch damals nicht, als ich ihn kennen lernte, und das Leben, in das er jetzt zurückkehrt, zeigte sich ihm feindlich von allen Seiten. Paul, ich lege Raimunds Schutz in Ihre Hände. Wenn Sie mich je geliebt haben — wachen Sie über ihn!“

„Ich werde es thun!“ entgegnete Paul fest. „Ich weiche nicht von seiner Seite, und soweit ich ihn schützen kann, wird er sicher sein!“

Anna streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen von ganzem Herzen!“

Es war ein Dank, der wirklich aus Herzensgrunde kam. Die Stimme, die dem jungen Manne immer so kalt, so

ruhig erschienen war, bebte jetzt in weichen, rührenden Lauten. Er vernahm zum ersten Male diesen Ton tiefster Innigkeit, der — einem Andern galt, und wortlos beugte er sich über die dargereichte Hand und drückte seine Lippen darauf.

Wenn Paul auch bereits angefangen hatte, seine hoffnungslose Leidenschaft zu überwinden, in diesem Augenblicke empfand er doch voll und ganz, was er verlor, und der heiße, bittere Schmerz des Verlustes preßte ihm das Herz zusammen. Seine Augen schimmerten feucht, als er seine Jugendliebe begrub.

Wenige Minuten später fuhr der Schlitten fort, in dem sich der Freiherr und sein Neffe befanden, und einige Stunden später kehrte auch Frau von Hertenstein nach Hause zurück. In der Försterei ahnte niemand, daß dies Zusammentreffen kein bloßer Zufall gewesen war.

---

Es war bereits gegen Abend, als die beiden Herren in Werdenfels anlangten. Sie hatten die Fahrt größtentheils schweigend zurückgelegt, Raimund schien seine ganze ehemalige Verschlossenheit wieder aufgenommen zu haben, und Paul seinerseits war froh, des Sprechens überhoben

zu sein. Er empfand es als eine Erleichterung, daß der Freiherr sich unmittelbar nach der Ankunft in sein Zimmer zurückzog, denn die heutige Entdeckung hatte ihn doch tiefer getroffen, als er sich eingestehen wollte.

Als der junge Baron in sein Wohnzimmer trat, übergab ihm Arnold einen inzwischen angelangten Brief, indem er bedeutend sagte:

„Aus Rosenberg!"

Paul erkannte Lilys Handschrift auf dem Couvert und griff hastig danach. Er trat mit dem Briefe zur Lampe, öffnete ihn und begann zu lesen. Es war die Antwort auf sein eigenes sehr ausführliches Schreiben, in welchem er der jungen Dame seine Reformpläne hinsichtlich Buchdorfs aus einander gesetzt hatte. Lily ging mit vollem Eifer darauf ein, und wenn sie auch bisweilen noch sehr naive Ansichten entwickelte, so war sie doch in der Hauptsache mit dem künftigen Reformator einig, daß dem Vetter Gregor energisch Opposition gemacht werden müsse.

Dabei war der Ton des Briefes so frisch, so herzlich und kindlich, daß Paul in seiner tiefen Verstimmung wirklich wie von einem hellen Sonnenstrahl berührt wurde. Er fühlte erst jetzt, wie hoch und fern Anna von jeher über ihm gestanden hatte, wie tief die Kluft zwischen ihnen war, die all seine Leidenschaft nicht ausfüllen konnte. Seit

heute wußte er freilich, daß er nur das Wort des Zaubers nicht besessen hatte, der das schöne kalte Bild belebte. Ein Anderer hatte dies Wort lange vor ihm ausgesprochen, und diesem Andern galt jener thränenumschleierte Blick, jener weiche, süße Ton aus dem stolzen Munde: bei der Erinnerung daran zuckte es noch immer bitter und schmerzlich in dem Herzen des jungen Mannes.

Aber gerade in dieser bitteren Enttäuschung trat das Bild seiner kleinen Trösterin um so deutlicher und lieblicher hervor. Er dachte an ihre herzliche Theilnahme bei seiner Liebe und seiner Werbung um ihre Schwester, an ihre rührende Angst um sein Leben, als sie das vermeintliche Mordgewehr aus seinen Händen nahm; mit ihr war er gleich in der ersten Stunde vertraut gewesen, wie fremd und eisig hatte Anna dagegen von jeher ihm und seiner Liebe gegenüber gestanden!

„Herr Paul, ich glaube, jetzt haben Sie den Brief sechsmal durchgelesen,“ bemerkte Arnold, der sich inzwischen im Zimmer zu thun gemacht hatte und äußerst ungehalten darüber war, daß man gar keine Notiz von ihm nahm. Paul schien sich in der That erst jetzt seiner Gegenwart zu erinnern.

„Du kannst gehen,“ sagte er, zerstreut aufblickend. „Ich brauche Dich heute Abend nicht mehr, laß mich allein!“

Arnold zeichnete sich bekanntlich vor anderen Dienern dadurch aus, daß er stets das Gegentheil von dem that, was ihm befohlen war; da er gehen sollte, so blieb er natürlich, und da sein junger Herr ungestört zu sein wünschte, so begann er eine freundschaftliche Unterhaltung mit der Frage:

„Wie steht es denn mit der Verlobung, Herr Paul?"

Der junge Mann runzelte die Stirn.

„Ich habe Dir ein für alle Mal Deine Einmischung in diese Angelegenheit verboten, das weißt du doch."

„Deshalb kommt sie auch nicht von der Stelle," meinte Arnold. „Sie haben gar kein Vertrauen mehr zu mir! In Italien erfuhr ich alles, wenn Sie auch leider nie auf meine Ermahnungen hörten, hier aber zerbreche ich mir schon den ganzen Winter den Kopf darüber, weshalb Sie keinen Fuß nach Rosenberg setzen, während doch die Correspondenz mit der gnädigen Frau immer lebhafter wird."

Paul hatte es nicht für nöthig befunden, den alten Diener darüber aufzuklären, mit wem er die Correspondenz führe, er hörte auch jetzt kaum auf die Worte; denn er war soeben beschäftigt, Lilys Brief zum siebenten Male durchzulesen. Arnold, den diese Verschlossenheit unbeschreiblich ärgerte, änderte daher seinen Angriffsplan, indem er die Bemerkung hinwarf:

„Ich war heute Vormittag in Rosenberg.“

Das that endlich seine Wirkung, Paul erwachte aus seiner Träumerei und wurde aufmerksam.

„Wie kommst du nach Rosenberg? Hast du etwa dort spioniren wollen?“

„Herr Paul, Sie beleidigen mich!“ erklärte Arnold, indem er eine tiefbeleidigte Miene annahm. „Ich kam zufällig bei dem Landhause vorüber, und zufällig stand am Eingangsthore der Gärtner, den ich ebenfalls ganz zufällig vor einiger Zeit kennen gelernt habe.“

Diese lange Kette von Zufällen hatte eigentlich einen ganz logischen Zusammenhang. Der alte Arnold war zwar für gewöhnlich sehr exclusiv und hielt dergleichen Bekanntschaften tief unter seiner Würde; er verkehrte in vertraulicher Weise sonst nur mit dem Kammerdiener des Freiherrn von Werdenfels und mit dem Haushofmeister, diesmal aber hatte seine Neugier doch den Sieg davongetragen. Er war nämlich fest überzeugt, daß sein junger Herr trotz alledem Besuche in Rosenberg mache, und daß die Verlobung noch geheim gehalten werde, weil man in Werdenfels mit dem Pfarrer Vilmut, dem nahen Verwandten der Frau von Hertenstein, verfeindet war. Um Gewißheit darüber zu erlangen, hatte er sich zu der Bekanntschaft mit dem alten Ignaz herabgelassen, bisher aber noch ohne jedes Resultat.

„Die gnädige Frau war nicht zu Hause," fuhr Arnold fort, „auch die Gesellschafterin nicht, nur die Kleine war im Garten."

„Welche Kleine?" fragte Paul.

„Die Schwester der Frau von Hertenstein, das kleine Fräulein Lily. Sie warf mit Schneebällen nach den Krähen auf den Bäumen und schließlich auch nach uns Beiden, so daß wir ganz durchnäßt wurden. Nun, Kindern muß man das Vergnügen gönnen."

„Sprich nicht in solchen Ausdrücken von der jungen Dame," sagte Paul sehr ungnädig. „Fräulein Vilmut ist sechszehn Jahr."

„Wirklich? Ich hätte sie für weit jünger gehalten, und sie tollt ja auch noch umher wie ein Kind. Nun, hoffentlich wird sie noch etwas wachsen!"

Paul hatte sich noch nie so über die Naseweisheit seines alten Dieners geärgert, wie in diesem Augenblick, und die Behauptung, daß Lily noch wachsen müsse, brachte ihn nun vollends außer sich. Er fuhr auf und forderte so nachdrücklich Respect für die „junge Dame", daß Arnold ihn ganz verwundert ansah.

„Sie sind ja ganz wüthend, Herr Paul," sagte er. „Freilich wird man nervös und aufgeregt in diesem Werdenfels, wo man keine Stunde seines Lebens sicher ist.

Der ganze Lärm gilt zwar dem gnädigen Herrn Onkel, aber bei uns heißt es ‚mit gefangen — mit gehangen'. Der Haushofmeister behauptet, die Rotte da unten wäre im Stande, uns das Haus über dem Kopfe anzuzünden, oder in hellen Haufen das Schloß zu stürmen. Wenn wir doch nur erst in unserem schönen ruhigen Buchdorf wären!"

„Mache Dir keine Illusionen," sagte Paul, der heute in einer sehr kriegerischen Stimmung war. „Wenn ich erst in Buchdorf regiere, ist es mit der Ruhe vorbei. Ich werde dem Herrn Pfarrer Vilmut die Spitze bieten, wir haben uns bereits gegenseitig die Fehde angekündigt."

Der alte Diener schlug entsetzt die Hände zusammen. „Um des Himmels willen! Müssen Sie denn dem gnädigen Onkel alles nachmachen, sogar den Scandal, den er mit seinen Bauern hat?"

„Ich werde den meinigen schon die Köpfe zurechtsetzen," rief Paul kampflustig, „hoffentlich sind sie nicht ganz so hart, wie die Werdenfelser; aber von Ruhe wird trotzdem keine Rede sein. Merke Dir das, Arnold, und jetzt geh' und laß mich allein."

Arnold war so erschrocken über die ihm eröffneten Aussichten, daß er diesmal ausnahmsweise gehorchte. Er seufzte tief auf und ging dann, um seinem Vertrauten,

dem Haushofmeister, mitzutheilen, daß es nächstens in Buchdorf auch losgehen werde, ebenso wie in Werdenfels, und daß der junge Herr sich geradezu darauf freue. —

Die Nacht war schon ziemlich weit vorgerückt, das Schloß lag still und dunkel da, und selbst im Zimmer des Freiherrn war das Licht längst erloschen. Paul, der sich sonst eines festen und ungestörten Schlafes erfreute, träumte diesmal viel und unruhig. Die Erregung des Tages drängte sich bis in seine Träume, und mitten in der Nacht wachte er auf, ohne sogleich wieder einschlafen zu können. Dabei fiel ihm plötzlich ein, daß Lilys Brief offen in einem Fache seines Schreibtisches lag. Er pflegte diese Correspondenz sorgfältig vor den neugierigen Augen seines Arnold zu sichern, wenn dieser aber morgen früh das Wohnzimmer betrat, um aufzuräumen, mußte er jedenfalls den Brief entdecken. Das durfte natürlich nicht geschehen, der junge Mann erhob sich sofort und ging in das anstoßende Gemach. Er zündete kein Licht an, denn das Mondlicht, obgleich durch Wolken verschleiert, erhellte das Zimmer hinreichend, und er wußte ja genau, wo der Brief lag. Er fand ihn auch sofort, legte ihn in ein verschlossenes Fach zu der übrigen Correspondenz und war im Begriff, in sein Schlafzimmer zurückzukehren, trat aber vorher noch einen Augenblick an das Fenster, um nach dem Wetter zu sehen.

Die Nacht war stürmisch, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit, der Mond verschwand hinter den jagenden Wolken, und draußen im Parke herrschte ein gewisses Halbdunkel, das nichts deutlich unterscheiden ließ. Auf einmal stutzte Paul, und seine Augen hefteten sich scharf auf einen Punkt. Es war ihm, als ob irgend etwas sich da draußen regte, als ob es leise und vorsichtig unter den Fenstern des Schlosses entlang schleiche, freilich nur eine Minute lang, dann verschwand jenes Etwas im Dunkel der Mauer, in der Richtung, wo die Zimmer des Freiherrn lagen.

Es konnte eine Täuschung gewesen sein, vielleicht der Schatten eines Baumes, den der Wind bewegt, und unter anderen Umständen würde Paul es schwerlich beachtet haben, aber die letzten Ereignisse in Werdenfels hatten ihn argwöhnisch gemacht, und in seinen Ohren klang noch die Bitte Annas: „Wachen Sie über ihn!“ Er beschloß, sich auf jeden Fall zu überzeugen, und unerschrocken, wie er war, fiel es ihm nicht ein, sich erst irgend eine Hülfe zu sichern. Er kleidete sich rasch an, nahm die Pistole, die geladen über seinem Bette hing, um für alle Fälle bereit zu sein, und verließ das Schloß, indem er eine kleine Seitentreppe und eine Ausgangsthür benutzte, die gewöhnlich für die Dienerschaft bestimmt und nur von innen verriegelt war.

Draußen war alles still und ruhig, nichts regte sich in der Nähe des Schlosses, nur der Wind rauschte in den Bäumen des Parkes, und wahrscheinlich hatte ihr Schattenspiel auf dem Boden die Täuschung veranlaßt. Paul war jetzt auch dieser Meinung, aber ehe er den Rückweg antrat, wollte er der Sicherheit wegen noch einmal die Wohnung seines Onkels recognosciren; langsam und leise schritt er an der Mauer entlang, deren tiefer Schatten ihn völlig barg, während der Wind seine Schritte verwehte.

Die Zimmer des Freiherrn lagen auf derselben Seite, nach dem Parke hinaus, und von seinem Schlafzimmer führte eine Glasthür auf eine Veranda, deren zierlicher Holzbau im Sommer über und über von blühenden Gesträuchen beschattet wurde. Es waren theils ausländische Schlingpflanzen, theils seltene Spalierrosen, die man hier angepflanzt hatte und die zum Schutz gegen die Winterkälte jetzt mit dichtgeflochtenen Strohmatten bedeckt waren. Auch das hölzerne Spalierwerk, das sich zwischen den Fenstern hinzog und bis in das erste Stockwerk hinaufreichte, war sammt den daran hängenden Ranken sorgfältig mit Stroh umwunden, und unter dem Balcon war trockenes Laubwerk aufgehäuft, um den Boden, der die Wurzeln barg, zu schützen.

Paul hatte sich der Veranda bis auf wenige Schritte

genähert, als er plötzlich stehen blieb. Er sah wieder, und diesmal ganz deutlich, daß sich dort etwas regte, und jetzt erkannte er auch, daß es eine menschliche Gestalt war, die am Boden kauerte, wo sie sich irgend etwas zu schaffen machte. Mehr ließ sich bei dem ungewissen Mondlicht nicht unterscheiden. Der junge Mann glaubte natürlich, daß es sich wieder um ein Attentat auf die schönen Pflanzen handle und war entschlossen, diesmal ohne Rücksicht auf den Wunsch des Freiherrn den Uebelthäter zu ergreifen, als ihm dessen Vorhaben in anderer, schrecklicherer Weise klar wurde.

Am Fuße der Veranda flammte ein Lichtschein auf, Paul sah deutlich eine Hand, die ein brennendes Schwefelholz hielt, er sah, wie es den Strohmatten genähert wurde, die sofort zu glühen begannen, und wie es dann in das trockene Laub geworfen wurde.

„Elender!“ rief der junge Mann hinzuspringend, indem er den Brandstifter, der ihm ahnungslos den Rücken zukehrte, bei den Schultern packte und zu Boden warf. „Also darauf war es abgesehen? Rühr' Dich nicht!“ fuhr er drohend fort, als Jener eine krampfhafte Bewegung machte. „Bei dem ersten Versuche zur Flucht fliegt Dir meine Kugel nach, und ich weiß gut zu treffen!“

Er ließ den Hahn der Pistole knacken, um seiner

Drohung mehr Nachdruck zu geben, aber das schien kaum nöthig zu sein. Der am Boden Liegende war offenbar so betäubt durch den unerwarteten Ueberfall, daß er gar keinen Versuch machte, sich zur Wehr zu setzen, er regte sich nicht mehr und ließ nur ein dumpfes Aechzen hören.

Jetzt wandte sich Paul um und riß mit kräftigem Griffe die Strohmatte herab, an der eben die helle Flamme aufzuschlagen begann. Er schleuderte sie weit hinaus in den Schnee, wo sie zischend erlosch und stieß dann mit dem Fuße das Laubwerk aus einander, wo der Funke noch nicht gezündet zu haben schien.

Das alles war das Werk weniger Minuten, dennoch mußte der Freiherr davon erwacht sein. In seinem Schlafzimmer wurde es plötzlich hell, die Glasthür öffnete sich, und gleich darauf fragte seine Stimme von der Veranda:

„Was gibt es da draußen?"

„Eine Niederträchtigkeit ohne Gleichen!" antwortete Paul mit zornbebender Stimme. „Man hat das Schloß anzünden wollen, und wahrscheinlich war es in erster Linie auf Dich abgesehen. Aber ich habe den Mordbrenner, er soll uns nicht entgehen. Rufe die Dienerschaft herbei, Raimund, so lange werde ich schon allein mit dem Buben fertig."

Werdenfels gab keine Antwort, aber er rief auch

Niemand zu Hülfe, sondern kam die Treppe herunter, die von der Veranda in den Park führte und stand in der nächsten Minute neben dem jungen Manne.

„Was ist geschehen? Wen hast Du da ergriffen?“

„Wahrscheinlich einen der Werdenfelser. Ich traf ihn gerade, als er dabei war, die Strohmatten anzuzünden. Wenn ich fünf Minuten später kam, so brannte die ganze Veranda lichterloh.“

„Steh auf!“ sagte Raimund kurz und befehlend zu dem am Boden Liegenden, dessen sich Paul bereits wieder versichert hatte. „Gib Antwort, wer bist Du?“

Der Mann gehorchte, es wurde ihm augenscheinlich schwer, sich aufzurichten, er half sich mühsam an dem Holzwerke empor. Der Antwort wurde er überhoben; denn gerade in diesem Augenblick trat der Mond klar hervor aus den Wolken und sein heller Schein beleuchtete das graue Haar und das braune, verwitterte Antlitz des alten Eckfried.

„Eckfried!“ rief Werdenfels zurückweichend mit einem Tone des Entsetzens.

„Ja, der Eckfried ist's,“ entgegnete dieser mit halberstickter Stimme. „Nun wißt Ihr es — und nun laßt mich gehen!“

„Unverschämter! Das heißt denn doch die Frechheit

zu weit treiben!" rief Paul. „Wir werden Dich zuvörderst dingfest machen, damit Du die verdiente Strafe —"

„Still, mache keinen Lärm!" unterbrach ihn Raimund halblaut, aber in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete. „Wir wollen die Sache vorläufig allein untersuchen. Bringe den Mann nach meinem Zimmer."

„Aber ich bitte Dich, Raimund —"

„Ihr geht voran, Eckfried, die Treppe dort hinauf! Du folgst ihm, Paul, und sorgst dafür, daß er bleibt. Ich komme sogleich nach, ich will mich nur überzeugen, ob die Gefahr für das Schloß vollständig beseitigt ist."

Paul hätte es weit zweckmäßiger gefunden, die Dienerschaft zusammenzurufen und sie zu Zeugen des beabsichtigten Verbrechens zu machen; da indessen bei dem Gebrechen des alten Bauers kein Fluchtversuch zu fürchten war, so fügte er sich dem Befehle seines Onkels.

Werdenfels blieb zurück und untersuchte rasch, aber sorgfältig die Veranda und deren Umgebung. Der Frevel war noch rechtzeitig verhindert worden, nirgends zeigte sich mehr ein Funke oder ein Brandgeruch, und die losgerissene Strohmatte lag mitten im Schnee, wo sie keinen Schaden anrichten konnte. Im Schlosse blieb alles still und dunkel, Niemand schien die nächtliche Störung bemerkt zu haben, und das war auch kaum möglich, da die Zimmer der Diener-

schaft nach der andern Seite lagen. Nur der Hund im Schloßhofe schlug an, beruhigte sich aber bald wieder als er keinen Laut weiter vernahm.

Jetzt kehrte auch Werdenfels wieder in das Schlafzimmer zurück. Der flackernde Schein der Kerze, die er beim Aufstehen angezündet hatte, beleuchtete die gebeugte Gestalt Eckfried's, der mitten im Zimmer stand, während Paul neben ihm jede seiner Bewegungen bewachte.

„Das ist ein verstockter Sünder!" sagte er zornig. „Nicht ein Wort, nicht eine Silbe ist ihm zu entreißen. Und bei aller Schändlichkeit hat er die Sache so ungeschickt wie nur möglich angefangen! Das von außen angelegte Feuer mußte bald bemerkt werden, und den Mauern konnte es auch nicht viel Schaden thun, höchstens brannte die Veranda nieder. Ich habe ihm das eben zu Gemüth geführt, aber er verharrt in seinem trotzigen Schweigen."

„Mir wird er Rede stehen," erklärte Raimund kalt. „Laß uns allein, Paul!"

„Dich mit dem Mordbrenner? Auf keinen Fall."

„Was befürchtest Du denn? Dem alten Manne werde ich im Nothfall doch gewachsen sein."

„Gleichviel! Er kann ein Messer bei sich haben, er kann hinterrücks einen Angriff auf Dich versuchen. Diesem

Menschen ist alles zuzutrauen, und ich habe versprochen, über Dich zu wachen."

„Versprochen? Wem?"

„Anna von Hertenstein! Sie hat Deinen Schutz in meine Hände gelegt, und ich werde ihr Wort halten."

In dem Gesichte des Freiherrn zeigte sich eine fliegende Röthe, aber er erwiderte keine Silbe auf die Eröffnung, dennoch sah man es, daß die Ruhe erzwungen war, mit der er antwortete:

„Sei unbesorgt, es ist keine Gefahr bei dieser Unterredung, aber sie verträgt keine Zeugen. Bleibe im Nebenzimmer, wenn es Dich beruhigt, ich habe nichts dagegen."

„Der Mann haßt Dich," sagte Paul bedeutungsvoll. „Er haßt Dich mit einer so blinden Wuth, daß ich schon einmal glaubte, einen Wahnsinnigen vor mir zu sehen, als ich zufällig Deinen Namen aussprach."

„Ich weiß es, eben deshalb muß ich ihn sprechen. Geh', ich bitte Dich."

Die Unterredung war mit gedämpfter Stimme geführt worden, so daß Eckfried nichts davon vernahm. Paul gehorchte nur ungern und zögernd, er trat allerdings in das Nebenzimmer, aber er lehnte die Thür nur an, um bei dem geringsten verdächtigen Laut sofort herbeieilen zu können.

Jetzt wandte sich Werdenfels zu dem Bauer, der bis-

her regungslos und theilnahmlos dagestanden hatte, und fragte langsam, aber mit schwerem Nachdruck:

„Was wolltet Ihr thun, Eckfried?"

Der Angeredete hob den Kopf, es lag weder Furcht noch Reue in seinen Zügen, nur der Ausdruck eines verbissenen Trotzes, und derselbe Trotz klang auch aus seiner Stimme, als er antwortete:

„Das haben Sie ja gesehen! Leugnen kann ich's nicht — und will's auch nicht."

„Das sieht Euch ähnlich! Mein Neffe hat Recht, wenn Ihr das Schloß anzünden wolltet, so seid Ihr ungeschickt zu Werke gegangen, aber der Brand wurde vor den Fenstern meines Schlafzimmers gelegt, das erklärt die Ungeschicklichkeit. Antwortet! Wem galt der Plan, mir oder dem Schlosse?"

„Euch Beiden!"

Es waren nur zwei Worte, aber es sprach ein grenzenloser Haß daraus, es klang wie das Zischen einer verwundeten Schlange.

Werdenfels schwieg, er richtete nur einen langen düsteren Blick auf den alten Mann, der jetzt mit einer Art wilder Genugthuung wiederholte:

„Ja, Euch Beiden! Das Schloß für unser Dorf und Sie für meinen armen Buben! So wär' es recht gewesen

und so wollt' ich es. Jetzt zeigen Sie mich an bei den Gerichten, Sie können mich ja in das Zuchthaus bringen, ich denke aber, Sie lassen es bleiben, denn dann würde ich reden und ganz Werdenfels würde reden, und dann könnte es dem hochgeborenen Freiherrn auch einmal an den Kragen gehen."

„Eckfried!" fuhr der Freiherr auf, seine Hand ballte sich krampfhaft und hob sich wie zum Schlage, während er mit so furchtbar drohendem Ausdruck vor den Bauer hintrat, daß dieser zurückwich.

„Schlagen Sie nur zu!" sagte er dumpf. „Thun Sie mir, wie ich Ihnen thun wollte — mir ist's recht, wenn das Elend mit einem Male ein Ende nimmt."

Die Worte schienen Raimund zur Besinnung zu bringen, seine Hand sank nieder, er rang augenscheinlich schwer mit sich selber, aber es dauerte Minuten, ehe er die verlorene Selbstbeherrschung wiederfand.

„Weshalb seid Ihr im Elend geblieben?" fragte er endlich. „Ich habe Euch schon damals vor Jahren die reichste Hülfe geboten, Ihr wolltet sie nicht annehmen."

„Nein, und ich will sie auch jetzt nicht. Eher verhungere ich sammt meinem Enkelkinde."

„Ihr wäret im Stande dazu! Damals habt Ihr mir mit dem Stutzen geantwortet, und Ihr hättet losgedrückt, wenn ich nicht gegangen wäre, um Euch einen Mord zu

sparen. Heut war es nahe daran, daß der Mord wirklich vollführt wurde, an Euch lag es nicht, wenn der Plan mißglückte."

„Nein," sagte der Alte mit herber Bitterkeit, „aber mißglücken mußte er, das hätt' ich wissen können! Ich habe es den Anderen nicht glauben wollen, daß Sie ‚fest' sind, jetzt sehe ich's mit eigenen Augen. Ihnen kann nichts beikommen, weder Kugel noch Feuer, Sie haben sich gesichert."

Werdenfels zuckte verächtlich die Achseln.

„Wieder der alte, unsinnige Aberglaube! Wer hat es Euch denn eingeredet, daß ich ein Hexenmeister sei? Euer Pfarrer vielleicht?"

Eckfried's Augen glühten seltsam und unheimlich, als er sie auf das Gesicht des Freiherrn heftete.

„Eingeredet hat uns das Niemand, aber wir wissen es ja, warum der Herr Pfarrer Ihnen Beichte und Absolution verweigert, wir haben es erlebt, was Sie uns von Ihrem Felseneck mit herunterbrachten. In Sturm und Unwetter sind Sie gekommen, wie Ihr Herr und Meister, dem Sie sich verschrieben haben, und von dem Tage an war das Unglück losgelassen in Werdenfels. Da kamen die Stürme und der Schnee, die Krankheiten und das Elend, und das wird kein Ende nehmen, so lange Sie unter uns

sind, das wissen wir Alle. Was Sie mir auf den Hals schicken werden nach dieser Nacht, danach frage ich nicht, ich habe nicht viel mehr zu verlieren im Leben. Aber den Anderen hab' ich helfen wollen, und sie hätten es mir Alle gedankt, es hätte mich Keiner verrathen. Und unser Pfarrer — nun, der würde mich strafen vielleicht, aber die Absolution würde er mir nicht weigern. Er hat es ja selbst gesagt: All das Unheil kommt von dem Felsenecker!"

Die anfangs dumpfe und gebrochene Stimme des Alten steigerte sich allmählich bis zur wildesten Leidenschaftlichkeit, und die Gluth in seinen Augen wurde zur Flamme. Es war der wahnsinnige Fanatismus des Hasses und des Aberglaubens, der auf kein Wort der Vernunft mehr hört, der nur ein Ziel noch kennt, die Vernichtung des Feindes, und überzeugt ist, damit ein gutes Werk zu thun.

„Also so weit hat es Gregor Vilmut gebracht!" sagte Raimund mit zuckenden Lippen. „Und mit diesem Menschen wollte ich Versöhnung suchen — es ist genug und übergenug!"

Er richtete sich zu seiner vollen Höhe empor, es lag ein fremder, eisiger Klang in seinen Worten, aber sie hatten nichtsdestoweniger den vollen Ton des Gebieters.

„Hört mich an, Eckfried, und wiederholt Euren Genossen da unten im Dorfe Wort für Wort, was ich Euch

jetzt sage. Ich bin der ewigen Quälereien müde! Ich kam von Felseneck, um Frieden mit Euch zu suchen. Ihr botet mir statt dessen den Krieg, und es war nicht einmal ein ehrlicher, offener Krieg. Was ich in Werdenfels erfahren habe, das ist nur eine einzige Kette von Beleidigungen gewesen, und jetzt scheint Euer Pfarrer mich für vogelfrei erklärt zu haben, es gilt Euch als eine verdienstliche That, mich aus dem Wege zu räumen. Jetzt aber ist auch meine Geduld zu Ende! Wenn von heute an noch ein Angriff erfolgt, sei es gegen mich, das Schloß oder die Gärten, so werden die Thäter unnachsichtlich ergriffen und der verdienten Strafe überliefert. Da meine Schonung Euch nur für Furcht und Schwäche gilt, so sollt Ihr die Hand Eures Herrn kennen lernen. Hütet Euch, mich oder mein Eigenthum wieder anzurühren! Ich schone hinfort keinen mehr — Keinen, und wenn es Euer Pfarrer selber wäre. Ihr zwingt mich, dem Namen Werdenfels wieder seinen alten Klang zu geben — nun denn, so sollt Ihr auch spüren, was das Regiment eines Werdenfels bedeutet, vielleicht kommt Euch mit der alten Furcht auch die verlorene Vernunft wieder zurück!"

Es lag ein furchtbarer Ernst in diesem drohenden Ausbruch des auf's Aeußerste gebrachten Mannes, das mochte auch Eckfried fühlen, denn er blieb die Antwort schuldig.

Seine Augen hingen starr an dem Gesichte des Freiherrn, als könne er das eben Gehörte nicht fassen und begreifen, aber man sah es, daß der gebieterische Ton ihm trotz alledem imponirte. Der Ausdruck des Hasses wich nicht aus seinen Zügen, aber es mischte sich eine unverkennbare Scheu mit demselben.

„Ganz wie sein Vater!“ murmelte er vor sich hin. „Jetzt gleicht er ihm — zum ersten Male!“

„Habt Ihr mich verstanden?“ fragte Werdenfels nach einer kurzen, drückenden Pause.

Der Alte raffte sich zusammen.

„Ja, ich hab's verstanden, und ich werd' es auch bestellen — verlassen Sie sich darauf.“

Er wandte sich zum Gehen, aber die Aufregung und vielleicht auch der Schlag, den der alte Mann beim Niederwerfen erhalten hatte, machten jetzt ihre Wirkung geltend. Er schwankte und hielt sich krampfhaft an der Lehne eines Stuhles fest, um nicht niederzustürzen. In dem flackernden Lichtschein erschienen seine tief durchfurchten Züge so gramvoll, so finster und hoffnungslos, daß Werdenfels unwillkürlich seinen Ton milderte.

„Ich werde Euch den Gerichten nicht anzeigen und auch meinen Neffen veranlassen, über den Vorfall der heutigen Nacht zu schweigen. Wenn man die Spuren der

Brandstiftung finden sollte, so wird Niemand den Thäter kennen, damit ist aber auch getilgt, was noch von alten Zeiten her zwischen uns lag. Ihr geht frei aus, und ich dächte, Eurem Haß und Eurer Rache wäre genug geschehen. Jetzt sind wir Beide quitt mit einander!“

„Meinen Sie?“ rief der Alte mit einem lauten, höhnischen Auflachen. „Nun, wenn Sie mit mir quitt sind, ich bin es noch nicht mit Ihnen, Freiherr von Werdenfels. Geben Sie mir meinen Buben wieder, meinen Einzigen! Sie wissen es ja, daß er mit zerschmettertem Kopfe unter den brennenden Balken hervorgezogen wurde. Wenn Sie mir meinen Toni wieder heil und gesund in die Arme legen können, dann sind wir quitt, eher nicht — das habe ich mir und Ihnen zugeschworen!“

Und als hätte der Haß ihm neue Kräfte gegeben, raffte er sich empor, wankte aus dem Zimmer und verschwand draußen auf der Veranda.

Kaum eine Minute später öffnete sich die Thür des Nebengemaches, und Paul trat ein.

„Du läßt ihn wirklich gehen, Raimund?“ fragte er vorwurfsvoll. „Welche unzeitige Großmuth!“

Raimund folgte dem sich Entfernenden mit den Augen. Es war wieder jener dunkle, räthselvolle Blick, mit dem er damals in Felseneck in die Flammengluth des Kamins

starrte. Bei der Anrede fuhr er wie aus einem Traume auf und strich mit der Hand über die Stirn.

„Laß das, Paul," sagte er. „Der Mann hat ein Recht auf meine Schonung, aber auch nur der allein. Du hast unsere Unterredung ja wohl theilweise mit angehört? Ich gebe Dir mein Wort darauf, ich werde diesen Menschen, denen ich für vogelfrei gelte, die Antwort nicht länger schuldig bleiben. Sie haben meinen Vater gehaßt wie mich, und doch beugten sie sich vor ihm in sclavischer Furcht. Ich habe es lange genug mit der Güte versucht — jetzt werde ich ihnen zeigen, daß ich auch ein Werdenfels bin!"

Paul stimmte bei, aber auch ihm drängte sich jetzt dieselbe Beobachtung auf, wie vorhin dem alten Eckfried. So wenig Aehnlichkeit Raimund auch mit seinem Vater haben mochte, in diesem Augenblicke glich er dem Bilde, das drüben im Salon hing. Es war derselbe Zug von Härte, von rücksichtsloser Energie, der sich zum ersten Male auch in dem Antlitz des Sohnes ausprägte — der alte Familienzug des Geschlechtes der Werdenfels.

---

Justizrath Freising hatte sich in sein altgewohntes Geschick gefunden und trug den fünften der Körbe mit derselben Würde, wie die vier vorhergehenden. Augenblicklich war er überdies von einem Interesse in Anspruch genommen, das bei ihm alle Körbe der Welt in den Hintergrund drängte.

Fräulein Hofer hatte nicht so unrecht, wenn sie behauptete, der Justizrath hege eine förmliche Leidenschaft für den Actenstaub, er beschäftigte sich in der That nicht blos von berufswegen damit. Es war sein größtes Vergnügen, in Archiven und Bibliotheken herumzustöbern und uralten Acten und Handschriften nachzuspüren, für die sich sonst kein Mensch mehr interessirte, und die er mit dem größten Eifer durchstudirte.

Er hatte längst schon sein Augenmerk auf Werdenfels gerichtet, denn das Archiv und die Bibliothek des Schlosses galten als die reichhaltigsten der ganzen Umgegend, aber der Freiherr hatte beides nach Felseneck bringen lassen, als er dort seinen Wohnsitz nahm, und Felseneck war und blieb unzugänglich auch für den Justizrath. Er bekam nicht einmal seinen Clienten zu Gesicht, viel weniger dessen Archiv, und jeder Versuch zu einer persönlichen Annäherung wurde höflich aber bestimmt abgewiesen.

Das änderte sich jedoch, als der Freiherr nach Werden=

fels kam und allmählich wieder in Verkehr mit den Menschen trat. Er empfing dort auch einige Male seinen juristischen Vertreter, und dieser säumte nicht, die Erlaubniß zu einer gründlichen Durchmusterung der vorhandenen Actenschätze zu erbitten. Raimund hatte mit der größten Artigkeit seine Zustimmung ertheilt, und der Justizrath benutzte die erste Gelegenheit, um sich auf einige Tage frei zu machen und nach dem Bergschlosse zu fahren.

Die Ausbeute, die er dort fand, fiel über Erwarten reichlich aus. Die Werdenfels waren nicht nur eines der ältesten und reichsten, sondern auch eines der unruhigsten Geschlechter gewesen, das fortwährend in Unfrieden mit seinen Nachbarn und seinen Anverwandten lebte. Da gab es alte Grenzstreitigkeiten, die sich durch Jahrzehnte hinzogen, Erbschaftsprocesse von höchst verwickelter Beschaffenheit, Klagen, Vergleiche, richterliche Entscheidungen, und vor Allem eine unendliche Menge Acten darüber. Der Justizrath wühlte sich förmlich ein darin, er saß vom Morgen bis zum Abend im Archiv und athmete mit einem wahren Entzücken den Staub ein, der aus all diesen vergilbten Pergamenten und Urkunden emporwirbelte. Mit ausdrücklicher Erlaubniß des Freiherrn traf er endlich eine Auswahl unter den Papieren, um das Interessanteste mit nach Hause zu nehmen und es dort in aller Ruhe durchzustudiren.

Es war am Morgen des zur Abfahrt bestimmten Tages; der Justizrath beschäftigte sich eben damit, die Acten zusammenzupacken, die er mitnehmen wollte, als die Thür seines Zimmers sich öffnete und sein Kutscher eintrat, der gleichfalls in Felseneck geblieben war.

„Was kommt Ihr jetzt schon, Anselm?" fragte Freising, etwas ungehalten über diese Störung. „Ihr wißt ja, daß ich erst um die Mittagsstunde fort will."

„Ich wollte nur anfragen, ob der Herr Justizrath nicht lieber heut Morgen fahren wollen," meinte Anselm. ‚Wir werden am Nachmittag Schnee haben."

„Warum nicht gar! Das Wetter ist prächtig und wir haben hellen Sonnenschein."

„Ja, aber die Geisterspitze ist zum Greifen nahe! Die schickt uns sicher wieder ein Wetter über den Hals."

„Was geht mich die Geisterspitze an?" sagte Freising ärgerlich. „Ich habe noch Vieles zu ordnen und kann nicht vor ein Uhr fertig sein."

„Dann fahren wir vielleicht morgen," schlug Anselm vor.

„Nein, ich muß heut Abend in der Stadt sein. Was habt Ihr denn eigentlich? Warum wollt Ihr am Nachmittage nicht fahren? Dahinter steckt etwas."

Der Kutscher drehte verlegen seine Mütze in den Händen hin und her.

„Es ist nur — wir haben heute Sanct Rupertus — und da ist es nicht geheuer in den Bergen, das weiß jedes Kind. Wenn wir heute in den Schnee gerathen, dann faßt uns die Eisjungfrau, und Sie kennen ja das Sprüchwort: Wenn die Eisjungfrau von der Geisterspitze niedersteigt —"

„Dachte ich es doch, daß so etwas herauskommen würde!" fuhr der Justizrath auf. „Schämt Ihr Euch denn nicht, Anselm, an solchen Unsinn zu glauben? Ihr wißt, wie ich darüber denke. Wir fahren auf jeden Fall am Nachmittage, und ich sage Euch, das Wetter bleibt schön, ich verstehe mich auch auf die Wetterzeichen."

„Ja aber die Geisterspitze —"

„Laßt mich endlich in Ruhe mit der Geisterspitze! Ihr seid pünktlich um ein Uhr mit dem Schlitten im Schloßhofe, damit wir noch vor Einbruch der Dunkelheit in der Stadt sind, und wenn die Geisterspitze, die Eisjungfrau und all das Hexenzeug, das in Eurem Kopfe spukt, uns unterwegs aufhalten wollen, so werde ich sie allesammt zum Kukuk jagen!"

Er focht energisch mit einem der großen Actenhefte in der Luft herum, als wolle er damit die erwähnte Heldenthat ausführen. Der Kutscher entsetzte sich insgeheim vor dieser gottlosen Herausforderung der allgemein gefürchteten Macht des Gebirges, dem bestimmten Befehle seines Herrn

gegenüber aber mußte er sich fügen; er schwieg also und trollte ab. Der Justizrath brummte noch etwas von verwünschtem Aberglauben, der die Leute ganz dumm mache, und fuhr dann fort, seine Acten zusammenzupacken, mit einer Sorgfalt, als ob es sich um den Transport eines kostbaren Schatzes handelte.

Zur festgesetzten Stunde fuhr der Schlitten von Felseneck ab. Das Wetter hatte sich in der That vollständig geändert in den wenigen Stunden, die Sonne verschwand gänzlich hinter dem weißgrauen Gewölke, das von allen Seiten heranzog, die Berge verschleierten sich immer mehr, nur die Geisterspitze war noch deutlich sichtbar. Das Pferd trabte munter dahin auf der glatten Bahn, desto grämlicher sah der Kutscher aus, der mit offenbarer Besorgniß den Himmel musterte. Der Justizrath dagegen saß, in seinen Pelz gehüllt, bequem im Schlitten, warf von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick auf das umfangreiche Actenbündel, das wohlbehütet neben ihm auf dem Sitze lag, und fand, daß das Wetter wunderschön sei.

Die Fahrt hatte ungefähr eine Stunde gedauert und man war mitten auf der öden Bergstraße, wo sich weit und breit keine menschliche Wohnung zeigte, als es zu schneien begann, anfangs noch leicht und unbedeutend, aber der Kutscher drehte sich um und sagte bedeutungsvoll:

„Da haben wir den Schnee!"

Der Justizrath wollte das nicht zugeben, sondern erklärte, der Wind treibe den Schnee von den Bäumen herüber, bald aber fielen die Flocken dichter und häufiger, und es entwickelte sich ein so regelrechtes Schneegestöber, daß Freising seine hartnäckige Behauptung, daß das Wetter schön sei, nicht länger aufrecht erhalten konnte.

„Fahrt schneller, Anselm," sagte er etwas kleinlaut. „Das Wetter scheint doch unzuverlässig zu sein, und wenn wir in den Schnee gerathen —"

„Dann holt uns die Eisjungfrau!" ergänzte Anselm wehmüthig. „'s ist Sanct Rupertustag."

„Jetzt wird mir die Sache zu arg!" rief der Justizrath wüthend. „Ich wollte, ich könnte Euch sammt Eurem Rupertustage auf die Geisterspitze hinaufschicken. Das ist der rechte Ort für Dummköpfe, in denen die Eisjungfrau spukt. Vernünftigen Menschen wie mir kommt sie sicher nicht in den Weg, ich wollte es ihr auch nicht rathen, meine Bekanntschaft zu machen."

Anselm erschrak dermaßen über diese Lästerung, daß er sich bekreuzigte und dabei auf einen Moment die Zügel aus der Hand ließ. In derselben Minute fegte der Wind eine stäubende Schneelast von der nächsten Tanne, das Pferd erschrak, scheute und machte einen heftigen Sprung

seitwärts. Der Schlitten prallte mit voller Gewalt gegen einen Felsstein, es gab ein lautes Krachen, dann jagte das Pferd, vollends scheu gemacht, mit der zerbrochenen Deichsel davon, und der Schlitten, der Justizrath und der Kutscher lagen malerisch gruppirt im Schnee.

Anselm war der Erste, der sich wieder aufraffte.

„Das kommt davon!" brummte er. „Das kommt von den gottlosen Spöttereien. Herr Justizrath, leben Sie noch?"

Der Justizrath lebte allerdings, und sein erster Gedanke nach der Betäubung des Sturzes galt seinem Schatze.

„Meine Acten!" rief er. „Wo sind meine Acten geblieben?"

„Die werden wohl da unten liegen," meinte Anselm, auf den Abhang der Bergstraße zeigend. „Gott sei Dank, daß wir wenigstens oben geblieben sind!"

Der Schlitten hatte sich in der That vermittelst eines höchst wunderbaren Umschwunges seiner sämmtlichen Insassen entledigt, und zwar dicht am Abhange. Die Menschen waren glücklicher Weise auf der Chaussee liegen geblieben, das schwere Actenbündel aber war jedenfalls in die Tiefe gerollt, denn es zeigte sich keine Spur davon.

Der Justizrath versuchte jetzt auch, sich aufzurichten, was ihm nur mit Mühe gelang. Er war zwar nicht ernst-

lich verletzt, hatte sich aber den rechten Fuß derartig verstaucht, daß er nicht einmal auftreten, viel weniger gehen konnte, und das war doppelt schlimm in der jetzigen Situation.

Der Kutscher hatte zwar das Pferd zurückgeholt, das noch eine Strecke weit gelaufen und dann ruhig stehen geblieben war, aber der Schlitten war bei dem heftigen Anprall so arg zugerichtet worden, daß seine fernere Benutzung sich als unmöglich erwies, er lag fast in Trümmern.

Anselm jammerte laut darüber, fand aber bei seinem Herrn gar kein Mitgefühl.

„Was kümmert mich der Schlitten!" rief dieser verzweiflungsvoll. „Ich will meine Acten wieder haben! Sie können nicht tief gefallen sein, sie müssen da unten zwischen den Tannen liegen. Steigt hinunter, Anselm, und holt sie mir herauf."

„Um keinen Preis!" erklärte der Kutscher. „Nach diesem Unglück noch an der glatten Bergwand niederklettern, das würde mir den Hals kosten am Rupertustage. Bieten Sie mir, was Sie wollen, Herr Justizrath, aber das thu' ich nicht."

Freising bat und drohte vergebens. Er wäre zur Noth selbst hinuntergestiegen, um mit Gefahr seines Lebens die geliebten Acten zu retten, aber er konnte sich ja nicht

von der Stelle rühren, und sein Fuß begann heftig zu schmerzen. Er schien wirklich das Opfer tückischer Mächte zu sein, die sich für den Spott rächen wollten.

„Was fangen wir nun an?" seufzte er.

„Ja, irgend etwas müssen wir anfangen," meinte Anselm. „Wir können nicht hier im Schnee sitzen bleiben, und gehen können Sie nicht. Setzen Sie sich auf das Pferd, Herr Justizrath, ich führe es am Zügel bis zum nächsten Gehöft."

„Auf keinen Fall!" protestirte Freising. „Soll die wilde Bestie zum zweiten Male mit mir durchgehen? Ich bin ja ganz hülflos, da ich den Fuß nicht regen kann."

Der Kutscher versuchte nichtsdestoweniger einen Sattel zu improvisiren, das Pferd aber, ein junges, lebhaftes Thier, schien das übel zu nehmen und machte so bedenkliche Bocksprünge, daß die Sache aufgegeben werden mußte.

Man kam endlich überein, Anselm solle nach dem nächsten Gehöft eilen, das leider fast eine halbe Stunde entfernt war, um dort den Schlitten des Bauers zu requiriren, und dann seinen Herrn abholen. Dieser mußte nothgedrungen zurückbleiben, da er nicht fähig war, auch nur zehn Schritte zu gehen. Er hinkte mühsam nach der Felswand, die ihm wenigstens einigen Schutz vor dem Schneetreiben gewährte, und ließ sich dort auf einem Stein

nieder, während der Kutscher mit dem Pferde sich auf den Weg machte.

Da saß nun der arme Justizrath neben den Trümmern seines Schlittens, mitten auf der öden Bergstraße, in Schnee und Einsamkeit. Er kam sich völlig verlassen und verloren vor und wurde immer muthloser, je länger er wartete. Wenn nun Anselm gar nicht wieder kam, wenn inzwischen ein Schneesturm ausbrach, der ihm die Rückkehr unmöglich machte, dann mußte sein Herr hier elendiglich umkommen und wurde endlich erfroren und verschüttet aufgefunden.

Das Schneegestöber wurde immer heftiger, der Nebel immer dichter, nur von Zeit zu Zeit tauchte die Geisterspitze daraus hervor und blickte höhnend nieder auf ihr Opfer, das sich jetzt einer düsteren Melancholie hingab.

So also sollte ein Leben endigen, das nie der warme Sonnenstrahl der Liebe berührt, dem immer nur das kalte Mondenlicht der Hochachtung geleuchtet hatte! Der Justizrath seufzte tief auf bei der Erinnerung an die fünf Körbe, die er mit in das Grab nahm, und dann tröstete er sich wieder mit dem Gedanken an das Aufsehen, das sein Tod überall machen werde. Ja, an Hochachtung hatte es ihm nie gefehlt, die Zeitungen der Stadt brachten sicher einen ehrenvollen Nachruf:

„Wir erfüllen hiermit die traurige Pflicht, unseren

Lesern mitzutheilen, daß einer der bekanntesten und beliebtesten Rechtsgelehrten, Justizrath Freising, ein beklagenswerthes Ende gefunden hat. Die ganze Umgegend wird mit uns den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes empfinden, und leider sind mit ihm auch kostbare und unersetzliche Urkunden aus dem Felsenecker Archiv zu Grunde gegangen."

Hier übermannte den Justizrath der Schmerz von Neuem, er streckte beide Arme empor zu der Geisterspitze, die eben wieder auf einen Moment aus den Wolken hervorblickte, und rief ganz laut:

„Du weißes Ungethüm! Gib mir meine Acten wieder, und ich — ja wahrhaftig — ich will an Deine Hexerei glauben!"

Die Eisjungfrau war prompt, im Bösen wie im Guten, das mußte man ihr lassen. Kaum waren jene Worte ausgesprochen, so ertönte lustiges Schellengeklingel in ziemlicher Nähe. Wäre Freising nicht so angelegentlich beschäftigt gewesen, seine eigene Todesanzeige zu stilisiren, so würde er es wohl schon früher vernommen haben, jetzt sah er gleichzeitig einen Schlitten um die Windung des Weges biegen, der nach wenigen Minuten die Unglücksstätte erreichte.

Der alte Kutscher, der das Pferd lenkte, hatte den

Mantelkragen in die Höhe geschlagen, die Dame aber, die in dem offenen Schlitten saß, schien sich das Wetter nicht anfechten zu lassen, denn sie blickte ganz heiter in das Flockengewimmel, das auch sie überschüttete. Plötzlich aber stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus, und rief dem Kutscher zu, zu halten.

„Herr Justizrath! Was sitzen Sie denn hier auf der Landstraße in diesem Wetter?“

Der arme Rechtsgelehrte bot in der That einen merkwürdigen Anblick dar; Anselm hatte ihn sorgfältig in den Pelz gehüllt und ihm ebenso sorgfältig die Reisedecke über die Füße gebreitet, so saß er denn in anscheinender Gemüthlichkeit auf seinem Steine wie ein Naturschwärmer, obgleich er bereits vom Kopfe bis zu den Füßen mit einer weißen Decke überzogen war.

„Fräulein Hofer!“ rief er. „Gott sei Dank, daß ich wieder ein Menschenantlitz erblicke! Ich glaubte ganz verlassen sterben zu müssen.“

„Aber was ist denn geschehen? So stehen Sie doch wenigstens auf.“

„Ich kann nicht, ich bin verhext!“

„Was sind Sie?“

„Verhext — das heißt, ich habe mir den Fuß verstaucht,“ verbesserte sich der Justizrath, der mit Schrecken

inne wurde, daß er auch bereits dem Aberglauben verfallen war, und nun begann er sein Mißgeschick zu berichten, zu dem der zertrümmerte Schlitten eine traurige Illustration gab.

Fräulein Hofer, die sich noch zum Besuch bei ihren Eltern befand und soeben von einem kurzen Ausfluge nach der Försterei zurückkehrte, war inzwischen ausgestiegen. Sie ließ ihren alten Widersacher seine zahllosen Spöttereien nicht entgelten, sondern nahm sich in christlicher Barmherzigkeit seiner an. Sie bot ihm einen Platz in ihrem Schlitten an und verhieß ihn sicher nach der Försterei zu bringen, wo man ihm Fuhrwerk verschaffen werde.

„Nur noch eine Bitte!“ sagte der Justizrath wehmüthig, indem er sich mühsam erhob. „Unterstützen Sie mich ein wenig, damit ich bis zu jenem Abhange gelangen kann.“

Emma fand das Begehren etwas seltsam, zögerte aber nicht, es zu erfüllen, und mit ihrer Hülfe gelangte Freising, der kaum aufzutreten vermochte, auf die andere Seite der Straße, wo er sich auf einen der Chausseesteine stützte und in die Tiefe hinabblickte.

„Da unten liegen sie!“ sagte er in düsterem Grabestone.

„Um des Himmels willen — Menschen?“ rief Fräulein Hofer entsetzt.

„Nein — Acten! Ich sehe ganz deutlich den blauen Umschlag des Paketes auf dem weißen Schnee.“

„Nun, dann lassen Sie sie in Gottes Namen liegen! Wir können uns in einer solchen Situation doch nicht mit Ihren langweiligen Acten abgeben.“

„Langweilig?“ rief der Justizrath empört. „Es sind die interessantesten, die merkwürdigsten Urkunden aus dem Archiv von Felseneck. Eine Grenzstreitigkeit von Anno sechszehnhundertundachtzig, die sich bis siebenzehnhundertundzehn hingezogen hat; ein Erbschaftsprozeß —“

„Auch von Anno sechszehnhundertundachtzig?“

„Nein, vom Anfange dieses Jahrhunderts. Werdenfels contra Werdenfels — die jüngere Linie gegen die ältere — ein unglaublich interessanter Proceß, sogar eine Urkundenfälschung ist dabei vorgekommen! Und das alles liegt nun im Schnee begraben! In wenigen Stunden ist es völlig durchweicht, verdorben, verloren! Könnte Ihr Kutscher denn nicht versuchen, hinunterzusteigen? Ich wollte ihn überreich belohnen.“

„Nein,“ sagte das Fräulein mit Bestimmtheit. „Der alte Mann ist über die Siebenzig hinaus und wird nur noch zu den leichtesten Diensten verwendet. Liegt Ihnen denn wirklich so viel an diesen alten Raritäten?“

„Alles!“ erklärte Freising mit einem trostlosen Blick in die Tiefe.

„Nun gut, dann werde ich sie heraufholen.“

„Um Gottes willen, Sie wollen doch nicht etwa —“

„Hinuntersteigen? Natürlich will ich das! Ich bin in den Bergen aufgewachsen und werde zur Noth wohl noch einen steilen Abhang hinunterklettern können. Wo liegt das Paket? Ah, dort unten!“

„Ich gebe es nicht zu,“ protestirte Freising. „Die Sache ist gefährlich, mein Anselm wollte sie nicht wagen — noch dazu heute am Sanct Rupertustage.“

Emma lachte laut auf.

„Wie, Herr Justizrath, sind Sie auf einmal gläubig geworden? Was kümmert denn den Freigeist der Sanct Rupertustag, der steht ja nur im Codex unseres Aberglaubens verzeichnet. Seien Sie ohne Sorge, ich stehe mit dem Heiligen auf sehr vertrautem Fuße, mich läßt er nicht stürzen,“ und ohne auf die weiteren Einwendungen zu hören, trat sie muthig den Weg in die Tiefe an.

Es war immerhin ein gefährlicher Weg, der einen schwindelfreien Blick und einen sicheren Fuß verlangte, aber Emma Hofer besaß beides. Zum Glück lag der Schnee an dieser Stelle nicht hoch und die Bäume und Baumwurzeln boten ihr Stützpunkte, die sie geschickt benutzte; nach einer kühnen Rutsch- und Kletterpartie gelangte sie glücklich zu dem verlorenen Schatze, der in ziemlicher Tiefe

auf einem freien Vorsprunge lag, und belud sich ohne Zögern damit. Der Rückweg mit dem schweren Actenbündel gestaltete sich noch schwieriger, aber die tapfere kleine Dame brachte auch dies zu Stande. Sie kletterte ebenso muthig den steilen Abhang wieder hinauf und tauchte endlich erhitzt und athemlos am Rande der Chaussee auf.

„Da ist die Geschichte von Anno sechszehnhundertundachtzig, sammt der Urkundenfälschung!" rief sie triumphirend, indem sie das Paket auf die Straße schleuderte und dann vollends emporstieg.

Der Justizrath athmete auf. In die Angst, mit der er das Beginnen der kühnen Bergsteigerin verfolgte, mischte sich ein sehr angenehmes Gefühl, denn er sah in dieser Aufopferung die unleugbare Bestätigung dessen, was Lily ihm anvertraut hatte. Für einen Fremden, einen Gegner wagte man doch nicht dergleichen! Es war kein Zweifel, die Kleine hatte recht gesehen, und ganz erfüllt von diesem Gedanken streckte Freising der Emporsteigenden beide Hände entgegen und rief:

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein!"

Emma wehrte lachend die dargebotene Hülfe ab.

„Ich danke, Herr Justizrath, ich helfe mir schon allein. Denken Sie an Ihren verletzten Fuß, und was Ihre ewige Dankbarkeit betrifft, so ist die kleine Bergfahrt gar nicht so vieler Umstände werth."

Freising war durchaus anderer Meinung. Er sah die verlorenen Acten — Werdenfels contra Werdenfels — vor sich liegen, er dachte daran, daß er noch vor einer Viertelstunde seinen Nekrolog verfaßt hatte und bereit gewesen war, mit fünf Körben in die Ewigkeit zu gehen — und seine sonst etwas trockenen und pedantischen Züge gewannen beinahe einen Ausdruck von Schwärmerei, als er sagte:

„Sie haben mir den Glauben an das Leben wiedergegeben!"

Fräulein Hofer, die diese Aeußerung natürlich auf die Acten bezog, fand das doch etwas übertrieben und schüttelte befremdet den Kopf.

„Herr Justizrath, Sie wissen, ich achte Sie hoch, aber Ihre Actenmanie —"

„Um Gottes willen nur das nicht!" unterbrach sie Freising mit allen Zeichen des Entsetzens. „Alles auf der Welt, nur keine Hochachtung!"

„Aber Herr Justizrath —"

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber das ist eine Eigenthümlichkeit von mir — ich — ich kann nun einmal keine Hochachtung vertragen — ich habe eine förmliche Aversion dagegen. Hassen Sie mich, wenn Sie wollen, aber achten Sie mich nicht hoch — ich habe das zu oft schon ausgehalten!"

Das Geständniß klang so verzweifelt, daß es die Idee erwecken konnte, bei dem Unfall sei nicht allein der Fuß, sondern auch der Kopf des Herrn Justizrathes zu Schaden gekommen. Fräulein Hofer aber wußte durch die Ausplaudereien Lilys, woher diese Aversion gegen die Hochachtung stammte, dagegen hatte sie keine Ahnung von der Intrigue, die Fräulein Lily auf eigene Hand eingefädelt hatte und deren Opfer sie selbst war. Sie ahnte nicht, daß ihr Mitleid und ihre unbefangene Theilnahme für etwas ganz anderes genommen wurden, und packte ganz ruhig erst die Acten und dann den Justizrath in ihren Schlitten, endlich stieg sie selbst ein und befahl dem Kutscher, nach der Försterei zu fahren.

Der Justizrath war sanftmüthig wie ein Lamm und ließ alles Mögliche mit sich vornehmen, nur bei der Abfahrt warf er noch einen bedenklichen Blick hinüber nach der Geisterspitze, dem „weißen Ungethüm", das sein in der Verzweiflung gethanes Gelübde gehört und angenommen hatte. War er denn nun wirklich verpflichtet, an die Hexerei zu glauben?

Eine Viertelstunde später kam ein Bauernschlitten an, auf dessen Vordersitz sich Anselm und ein Knecht befanden, der die Pferde lenkte, aber Beide waren im höchsten Grade erstaunt und verblüfft, als sie die Unglücksstätte leer fanden.

Die Trümmer des Schlittens lagen zwar noch an der alten Stelle, von dem Justizrath aber zeigte sich keine Spur.

„Er hat nicht länger warten wollen, und hat sich zuletzt selbst auf den Weg gemacht," meinte der Knecht, aber Anselm schüttelte den Kopf.

„Er konnte nicht fünf Schritte weit gehen, und dann hätten wir ihm ja auch begegnen müssen."

Sie suchten noch einmal die ganze Windung des Weges ab, spähten in die Tiefe, riefen nach allen Himmelsgegenden; vergebens, der Justizrath war und blieb verschwunden. Die Männer blickten sich rathlos an, sie hatten beide denselben Gedanken und schauderten.

„Die Eisjungfrau hat ihn geholt!" sagte Anselm endlich im Flüstertone. „Er hat sie gelästert, dafür hat sie ihn nun mit Haut und Haar genommen."

„Ja, das hat sie gethan!" bestätigte der Knecht, indem er die Hände faltete und einen scheuen Blick nach der Geisterspitze hinübersandte.

Anselm trat an den Rand des Weges und schaute in die Tiefe.

„Und die Acten hat sie auch geholt!" rief er mit einem erneuten Schauder. „Schrecklich!"

„Gräßlich!" bestätigte der Knecht, und dann bestiegen sie schleunigst wieder ihren Schlitten und flohen so schnell

als möglich den Schauplatz des Entsetzlichen. Sie jagten im Galopp davon, um überall die Schauernachricht zu verbreiten, die Eisjungfrau habe den Justizrath Freising geholt, und er sei hinfort, zur Strafe für seine Freigeisterei, für ewig auf die Geisterspitze gebannt.

---

„Also Anna war am vergangenen Dienstag in der Försterei? Wie kam sie dazu? Sie ist ja noch niemals dort gewesen?“

Es war Gregor Vilmut, der seine kleine Cousine Lily in dieser Weise examinirte. Er war soeben erst von Werdenfels herübergekommen und hatte nur das junge Mädchen im Balconzimmer gefunden. Lily war bekanntlich sehr kriegerisch gegen den Vetter Gregor gestimmt, sobald er abwesend war, in seiner Gegenwart aber hielt weder diese Tapferkeit noch ihr gewohnter Uebermuth Stand. Auch jetzt zeigte sie sich sehr ernst und verständig und war nur erstaunt, daß ihre ganz harmlose und zufällige Aeußerung über jenen Ausflug ihrer Schwester den gestrengen Verwandten so erregte. Er war aufgefahren, als sie den Tag nannte, und seine Fragen klangen so scharf und heftig als ob es sich um ein begangenes Unrecht handelte.

„Anna hatte den Eltern Fräulein Hofer's längst einen Besuch versprochen," entgegnete Lily. „Es war stets davon die Rede, daß sie einmal nach der Försterei kommen werde."

„Und dieser Besuch wurde auf einmal so dringend, daß sie ihn mitten im Winter abstatten mußte. Warum nahm sie Dich nicht mit? Du pflegst sie ja sonst stets zu begleiten."

„Sie fuhr mit Emma Hofer, und in unserem Schlitten haben nur zwei Personen Raum. Anna kehrte ja auch schon am folgenden Tage wieder zurück."

Vilmut erhob sich und trat an das Fenster, indem er dem jungen Mädchen den Rücken zuwendete.

„Er war an dem Tage in Felseneck!" murmelte er. „Sie haben sich wieder gesehen, wieder gesprochen — ich weiß es!"

Lily wagte noch eine schüchterne Bemerkung, die aber nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. Sie fand es sehr anmaßend, daß Gregor sogar die Besuche ihrer Schwester controlirte und darüber Rechenschaft verlangte, schwieg aber wohlweislich, denn sie sah, daß er äußerst ungnädig war. Sie athmete förmlich erleichtert auf, als Anna eintrat.

Die junge Frau begrüßte mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung ihren Verwandten, der sich bei ihrem Ein-

tritt umwandte und ihr entgegenging. Es schien eine Entfremdung zwischen ihnen eingetreten zu sein seit jener letzten Unterredung im Pfarrhause, auch Vilmut's Gruß hatte nichts mehr von der alten Vertraulichkeit.

„Ich komme, um zu hören, wie es mit dem Verkauf von Rosenberg steht,“ begann er. „Freising, den ich gestern sprach, sagte mir, daß er Dir einen Käufer vorgeschlagen habe. Du wirst jedenfalls den Vorschlag annehmen?“

„Nein,“ erwiderte Anna ruhig. „Ich habe dem Justizrath soeben geschrieben, daß ich den Antrag ablehne.“

„Ablehne? Und weshalb?“

„Weil das Gebot nicht den geforderten Preis erreicht. Du weißt, welchem Zwecke jene Summe dienen soll und weshalb ich darauf bestehen muß.“

„Allerdings, trotzdem solltest Du die Sache nicht von der Hand weisen. — Laß uns allein, Lily, ich habe mit Deiner Schwester zu reden!“

Lily würde unter anderen Umständen sehr beleidigt gewesen sein, daß man sie ohne Weiteres wie ein Kind fortschickte. Da es aber galt, dem Vetter Gregor zu entlaufen, so nahm sie die Verabschiedung mit höchst vergnügter Miene hin und verschwand eiligst aus dem Zimmer.

Anna hatte sich inzwischen niedergesetzt. Sie war bleicher als sonst, und ihre großen, braunen Augen hatten

den strahlenden Glanz verloren; sie blickten matt und verschleiert, als hätten sie in der letzten Zeit viel Thränen vergossen, aber auch Vilmut schien verändert. Er zeigte nicht mehr die gewohnte, eiserne Ruhe, die nichts zu zerstören und zu erschüttern vermochte, es lag etwas Unruhiges, Unstätes in seinem Wesen und es war auch nicht mehr der alte eisige Blick, der auf den Zügen der jungen Frau haftete, als wolle er die geheimsten Gedanken darin lesen. Es zuckte bisweilen auf in diesem Blicke, flackernd und unheimlich, wie eine Flamme, die vom Luftzuge hin und her getrieben wird.

„Ich würde Dir rathen, den Vorschlag anzunehmen," nahm Vilmut das Gespräch wieder auf. „Wer weiß, ob sich sobald ein zweiter Käufer für Rosenberg findet. Jene letzte Schuld Deines Gatten muß allerdings im vollen Umfange gedeckt werden, aber die angebotene Summe deckt sie zum größten Theil, und das Fehlende würde ich im Nothfalle aus eigenen Mitteln ergänzen."

„Du, Gregor?" fragte Anna mit unverhehltem Erstaunen. „Deine Mittel sind ja überhaupt beschränkt, wie die meinigen, und in diesem Winter vollends sind sie von allen Seiten in Anspruch genommen worden. Du hast ebenso wie ich alles nur Entbehrliche hingegeben."

„Gleichviel! Meine Bürgschaft genügt für jede Summe und ich stelle sie Dir zur Verfügung. Schließe den Kauf ab!"

Die letzten Worte klangen nicht wie ein Rath, sondern wie ein Befehl, dessen Befolgung man erwartet. Anna schlug langsam das Auge auf und fragte statt aller Antwort:

„Liegt Dir so viel daran, daß ich Rosenberg verlasse?"

Vilmut zuckte ungeduldig die Achseln.

„Welche thörichte Empfindlichkeit! Mir liegt daran, Dich diesen ungewissen Verhältnissen zu entziehen, damit Du endlich einen festen und bestimmten Zukunftsplan fassen kannst. Ich dächte, das müßte Dir selbst erwünscht sein, aber Du scheinst keine Eile damit zu haben."

„Wenigstens will ich nichts übereilen. Freising selbst räth mir, noch zu warten, da das Landgut den geforderten Preis werth ist und im schlimmsten Falle haftet es für jene Schuld. Ich habe fast noch ein Jahr Zeit zur Tilgung derselben."

„Und so lange willst Du natürlich in der Nähe von Werdenfels bleiben?" fragte Gregor mit scharfer Betonung.

„Ja!"

Es war nur ein einziges Wort, aber es lag eine so stolze und entschiedene Abwehr darin, daß Vilmut sich auf die Lippen biß.

„Du machst es mir sehr deutlich klar, daß ich keinen Einfluß mehr auf Deine Entschlüsse habe," bemerkte er.



„Auch jenen eigenthümlichen Besuch in der Försterei hast Du ohne mein Wissen unternommen, und ich werde vermuthlich nicht erfahren, was ihn veranlaßte.“

„Nein, Gregor, denn es ist eine Angelegenheit, die nur mich allein betrifft.“

„Und vielleicht auch den Herrn von Felseneck, der gerade an jenem Tage nach seinem Bergschlosse fuhr. Doch sei es darum, ich errathe, was Du mir verschweigst. Ueber eine andere Angelegenheit aber wirst Du die Güte haben, mir Auskunft zu geben. Ist es wahr, daß Paul Werdenfels, dem Du Deine Hand versagt hast, trotzdem in regelmäßiger Verbindung mit Rosenberg steht, daß fast keine Woche vergeht, wo er Dir nicht schreibt?“

„Also auch das hast Du erfahren?“ fragte Anna. „Freilich, was erfährst Du nicht! Ueber jene Correspondenz aber bist Du doch im Irrthum. Paul Werdenfels hat mir noch keine einzige Zeile geschrieben, seine sämmtlichen Briefe sind an Lily gerichtet.“

„An Lily?“ wiederholte Gregor mit einer Ueberraschung, als sei es undenkbar, daß Jemand sich die Mühe nehmen könnte, an das junge Mädchen zu schreiben. „Und Du weißt um diese Correspondenz, Du duldest sie?“

„Ich habe sie gestattet unter der Bedingung, daß ich die Briefe lese und das geschieht auch regelmäßig. Ich,“

hier wurde die Stimme Annas wärmer und inniger, „ich möchte dem jungen Manne Ersatz geben für den Jugendtraum, den ich ihm zerstören mußte. Es hat ihm wehe gethan, ich weiß es, aber ich hoffe und wünsche, daß er diesen Ersatz in meiner Schwester finden wird."

„Also Du hoffst das! Nun weiter — weiter!"

„Noch hat sich Baron Paul nicht erklärt, aber seine einstige Schwärmerei für mich ist überwunden, das sehe ich aus seinen Briefen. Er liebt Lily bereits, vielleicht noch ohne es zu wissen, und sie hängt an ihm mit ihrem ganzen kleinen Herzen. Sie werden und müssen sich finden, und ich kann und will diese aufkeimende Neigung nicht hindern."

„Das sind ja überraschende Neuigkeiten!" sagte Vilmut in herbem Tone. „Und Du hast eine derartige Verantwortung auf Dich genommen, ohne mich auch nur zu fragen? Hast Du vergessen, daß ich Lilys Vormund bin und daß ich meine Einwilligung zu einer derartigen Verbindung verweigern werde?"

Die junge Frau erhob sich mit einer raschen Bewegung, und es legte sich wie ein Schatten auf ihre Züge.

„Und weshalb? Etwa weil Paul den Namen des Freiherrn trägt? Geht Dein Haß so weit?"

„Weil auch dieser Paul ein Werdenfels ist und weil ich nicht will, daß eine meiner Schutzbefohlenen dem Ge-

schlechte angehört, das in seinem Hochmuthe nicht einmal den Priester ehrt und achtet. Der Vertreter der jüngeren Linie steht an Gottlosigkeit dem Chef des Hauses nicht nach, er ist der gelehrige Schüler seines Meisters. Du hast es ja mitangehört, als er mir seine Zukunftspläne hinsichtlich Buchdorfs entwickelte. Denkst Du, ich werde es jemals dulden, daß Lily einem solchen Manne die Hand reicht?"

„Willst Du auch sie Deiner starren Unduldsamkeit opfern, wie Du mich einst geopfert hast?" rief Anna mit aufwallender Heftigkeit.

„Dich?" fragte Gregor eisig. „Als ob Du Dich überhaupt je hättest opfern lassen! Als ob irgend etwas auf der Welt Dich von Werdenfels gerissen hätte, wenn es nicht seine Schuld gewesen wäre. Das allein band Deinen Willen und bindet ihn noch. Mir hättest Du Trotz geboten an seiner Seite."

„Vielleicht! Aber die Fessel, die mich band, existirt nicht für Lily, und wenn Paul Werdenfels wirklich ihre Hand verlangt, so werde ich sie mit vollem Vertrauen in die seinige legen, trotzdem er Dein Gegner ist. Es liegt mehr Tüchtiges und Edles in seiner Natur, als Du ahnst, ich habe Proben davon. Auch Deine vormundschaftliche Gewalt hat ihre Grenzen, wenn ich mich offen und

rückhaltslos auf die Seite des jungen Paares stelle, und das werde ich thun."

In Vilmut's Augen zuckte es wieder auf, es war jene unstäte Flamme, die in einem Moment zugleich aufflackerte und erlosch.

„Das heißt mit anderen Worten, Du willst mir gleichfalls den Krieg erklären? Ich habe es gewußt, daß wir schließlich dahin gelangen würden, von dem Augenblicke an, wo Werdenfels von seinem Felsenschlosse zurückkehrte. Seitdem bist Du nicht dieselbe mehr, Du hast Dich Schritt für Schritt wieder dem Zaubernetze genähert, mit dem er Dich schon einmal umstrickte. Denkst Du, ich habe sie nicht gesehen, die geheime Angst, die Dich Tag und Nacht verzehrt, seit Du hörtest, daß er in Gefahr schwebt? Denkst Du, ich weiß es nicht, was Dich nach der Försterei führte? Du hast warnen, bitten wollen, ihn der Gefahr entreißen. Es scheint vergebens gewesen zu sein; denn er ist noch in Werdenfels und hat auf einmal Lust bekommen, den strengen Herrn und Gebieter zu spielen."

„Ja, es war vergebens!" sagte die junge Frau mit stolzer, glühender Genugthuung. „Raimund ist muthiger als ich. Er bleibt und wird Euch allen die Spitze bieten."

Vilmut lachte, es war ein grelles, höhnisches Lachen, das den Ohren wehe that.

„Du bewunderst ihn wohl neuerdings noch als einen Helden. Es gab eine Zeit, wo man diesen Raimund in Deiner Gegenwart nicht einmal nennen durfte, wo schon sein bloßer Name Dich erbleichen und verstummen machte. Das hat sich geändert, der Name ist Dir sehr geläufig geworden, und wenn Du die Hand Deiner Schwester ergreifst und er die seines Neffen, um sie in einander zu legen, so könnten sich auch ein Paar andere Hände finden!"

Annas Auge sank zu Boden, sie dachte an jene Begegnung, an ihr schauderndes Zurückweichen und Raimunds finsteres Abwenden, und schwer und langsam sagte sie:

„Nein, die finden sich nie!"

Gregor trat zu ihr, und jetzt war es seine Hand, die die ihrige ergriff und die zarten Finger mit so heftigem Drucke preßte, als sollten sie zerbrechen. Sein Auge bohrte sich förmlich in das ihrige, und seine Stimme klang dumpf und heiser, als raube ihm irgend etwas den Athem.

„Das hoffe ich! Du darfst diesem Werdenfels nicht angehören! Das habe ich Dir damals zugerufen, als ich zuerst die Beziehungen zwischen Euch entdeckte, und das wiederhole ich Dir jetzt. Noch ist seine Schuld ungesühnt, und sie fällt auf Dich, wenn Du es wagst, dem Schuldigen zu folgen, Ihr werdet Beide daran zu Grunde gehen! Der Lehrer, der ehemalige Vormund hat die Macht über Dich

verloren, nun denn, so gehorche dem Worte des Priesters, der Dir sagt: Du sollst jenem Manne nicht angehören!“

Es wehte etwas wie düstere, unheilvolle Prophezeiung aus diesen Worten, Anna zog langsam ihre Hand aus der seinigen und trat etwas zurück, aber es lag keine Furcht und keine Nachgiebigkeit in ihrer Haltung, vielmehr eine unbeugsame Entschlossenheit.

„Die Zeit meines blinden Gehorsams ist vorüber, Gregor! Wenn ich die Vergangenheit überwinden könnte, Du würdest mich nicht daran hindern, und auch Dein Priesterwort würde mich nicht schrecken. Ich kann es nicht, und Raimund weiß, daß ich es nicht kann, deshalb bleibt er mir fern. Aber wenn ich mein eigenes Glück nicht vertheidigen durfte, für das meiner Schwester werde ich kämpfen. Versuchst Du, es zu zerstören, so wirst Du mich an Lilys Seite finden. Sie soll nicht auch elend werden, wie ich und Raimund es geworden sind — durch Dich!“

Und ohne ihm Zeit zu einer Antwort zu lassen, wandte sie sich ab und verließ das Gemach.

Gregor machte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle er sie zurückhalten, aber schon im nächsten Augenblicke besann er sich und blieb regungslos stehen, nur sein Auge folgte der hohen, ernsten Gestalt, folgte ihr wie gebannt,

bis sie im Nebenzimmer verschwand. Dann sagte er halblaut, aber mit einem Ausdruck unendlicher Bitterkeit:

„Es ist noch Mancher elend, außer Euch Beiden — und vielleicht mehr als Ihr!" —

Während Lilys Zukunft Anlaß zu solcher scharfen Meinungsverschiedenheit zwischen ihrer Schwester und dem Pfarrer gab, befand sich die junge Dame in einer Situation, die mit den Gedanken an ihre baldige Vermählung nicht recht in Einklang zu bringen war.

Sie trug nämlich auf dem Kopfe einen Papierhut von riesigen Dimensionen, sehr künstlich aus alten Zeitungen gefertigt, dessen Spitze ein Büschel alter Pfauenfedern zierte, die sich irgendwo in einem Winkel gefunden hatten. In der Hand dagegen hielt sie einen großen Heurechen, der als Gewehr diente, und in dieser Ausrüstung commandirte, exercirte und manövrirte sie nach allen Regeln der Kriegskunst, während der kleine Toni vom Mattenhofe, der in ähnlicher Weise ausstaffirt war, als freiwilliger Recrut bei ihr das Exerciren lernte.

Der alte Gärtner, der in Werdenfels gewesen war, hatte den Kleinen von dort mitgebracht, wie dies öfter geschah, denn Toni war ein besonderer Schützling der Frau von Hertenstein. Sie nahm sich in jeder Hinsicht des verwaisten Knaben an, und heute sollte sich dieser in dem neuen Anzuge präsentiren, den die gnädige Frau ihm kürz-

lich geschenkt hatte. Der Großvater konnte ihn nicht begleiten, da die schwere Tagesarbeit, mit der er sich und das Kind ernährte, keine Unterbrechung erleiden durfte.

Der Gärtner war soeben mit seinem Schutzbefohlenen angelangt, als Fräulein Lily erschien und sich schleunigst des willkommenen Spielcameraden bemächtigte, denn sie trieb noch gar zu gern Kinderpossen und ließ sich selten eine Gelegenheit dazu entgehen.

Sie nahm den Kleinen mit sich in den Garten, und nach verschiedenen Streifzügen gelangten Beide in das Gartenhaus, das zwar im Winter nicht benutzt wurde, aber unverschlossen war. Da es draußen ziemlich kalt war, so wurde der Spielplatz in den kleinen Gartensaal verlegt, und das Soldatenspiel, zu dem die Requisiten aus allen Ecken und Winkeln hervorgesucht wurden, war bald in vollem Gange.

Toni zeigte sich dabei geradezu als ein militärisches Genie. Er begriff jedes Commando, hielt Tact bei dem Marschiren und gewann die volle Zufriedenheit des jugendlichen Commandanten.

Das Gartenhaus lag am äußersten Ende der Besitzung, auf einem kleinen Rasenhügel, und unmittelbar daran vorüber führte ein Fahrweg, der eine Strecke weiter in die Landstraße mündete und auf dem soeben ein eleganter offener Jagdwagen heranrollte. Der Herr, neben dem ein alter

Diener in dunkler Livree saß, lenkte die Pferde selbst, aber er mäßigte ihre schnelle Gangart immer mehr, je mehr er sich Rosenberg näherte.

Paul Werdenfels pflegte mit Vorliebe gerade diesen Weg zu benutzen, wenn er nach Buchdorf fuhr, obgleich derselbe sehr schlecht und uneben war, aber er führte dicht an dem Landgute vorüber, während die Chaussee einen weiten Bogen machte. Bisher war es dem jungen Manne aber noch nicht geglückt, im Vorbeifahren eine der Bewohnerinnen zu erblicken, er war freilich auch nur selten auf seinem Gute gewesen. Heute aber, wo er ebenfalls von dort kam, schien ihm der Zufall günstiger zu sein, denn aus der offenen Thür des Gartenhauses tönte übermüthiges Lachen und der laute Jubel einer Kinderstimme.

Paul kannte dies frische silberhelle Lachen, das damals am Schloßberge seine unfreiwillige Niederfahrt begleitet hatte, nur zu gut. Er schwankte kaum einen Augenblick, Frau von Hertenstein wußte ja jetzt um seine Correspondenz mit ihrer Schwester, da durfte er sich schon eine Ueberraschung erlauben.

„Nimm die Zügel, Arnold," sagte er rasch. Ich will nur einen Augenblick die Damen begrüßen und komme sogleich wieder zurück. Du wartest inzwischen hier."

Damit schwang er sich leicht vom Bock, öffnete die

kleine Thür in der niedrigen Gartenhecke, die gleichfalls unverschlossen war, und trat ein.

Lily hatte sich soeben an die Spitze ihres Kriegheeres gesetzt und führte einen wundervollen Parademarsch aus, wobei sie mit lauter Stimme commandirte, plötzlich aber machte sie ohne jegliches Commando Halt, denn vor ihr stand der junge Baron Werdenfels und maß mit etwas verwundertem Blicke den Papierhut und den Heurechen.

Das junge Mädchen wurde dunkelroth; in den freudigen Schreck über dies unverhoffte Wiedersehen mischte sich eine peinliche Verlegenheit. Es war aber auch gar zu fatal, sich so überraschen zu lassen, nachdem sie so lange die Rolle eines tröstenden Schutzengels gespielt hatte und dem Tröstungsbedürftigen eine Art von Ideal geworden war. Zum Glück war Paul ebenso verlegen wie sie.

„Verzeihung, wenn ich störe," sagte er stockend. „Ich fuhr gerade vorüber und da — da wollte ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, mein Fräulein."

„Ich danke," versetzte Lily, gänzlich aus der Fassung gebracht. „Ich befinde mich ganz wohl — ich spielte Soldat mit dem Toni!"

Sie nahm in ihrer Verwirrung den Heurechen von der rechten Hand in die linke, ohne ihn jedoch loszulassen. Toni machte es pflichtschuldigst ebenso mit seinem Stock,

denn er folgte genau jeder Bewegung seines Exercirmeisters.

„Sie dürfen mir nicht zürnen wegen dieses Ueberfalles," nahm Paul wieder das Wort. „Es war wirklich nur ein Zufall, der mich vorüberführte, aber da hörte ich Ihre Stimme und da — konnte ich es nicht länger aushalten, ohne Sie wiederzusehen."

Lilys ganzes Gesicht war in Gluth getaucht, obgleich die Worte sie nicht eigentlich überraschten. Die Briefe des jungen Baron waren in der letzten Zeit so unzweideutig geworden, daß sie nicht mehr länger im Zweifel sein konnte, wem seine Huldigung jetzt galt. Damit war auch die Unbefangenheit geschwunden, mit der sie ihm sonst begegnete. Sie wußte freilich nicht, wie reizend sie ihm gerade in dieser Verwirrung und Verlegenheit erschien. Er fand, daß ihr der Papierhut zum Entzücken stand, und sogar das unförmliche Heu-Instrument störte nicht seine Bewunderung.

Jetzt machte sich der kleine Toni bemerkbar, der mit großem Mißvergnügen die Unterbrechung des Spieles empfand. Er machte dem fremden Herrn den Vorschlag, sich gleichfalls zu bewaffnen und an dem Exercitium theilzunehmen. Fräulein Lily werde commandiren.

Diese Zumuthung gab der jungen Dame die verlorene Haltung zurück, sie wußte ganz genau, wie sie fortgeschickt

wurde, wenn ihre Gegenwart unbequem wurde, deshalb nahm sie die strenge Miene Gregors an und sagte würdevoll:

„Geh hinaus, Toni! Ich habe mit dem fremden Herrn zu reden — wichtige Dinge!“

Toni zog ein Gesicht, da er aber ein folgsames Kind war, so gehorchte er der Weisung und setzte draußen das Spiel auf eigene Hand fort, indem er Schildwacht stand und vor der Thür auf und ab marschirte.

Lily schulterte wieder ihren Rechen, den sie so krampfhaft festhielt, als ob das Leben davon abhinge, jetzt aber nahm ihn Paul sanft aus ihrer Hand und lehnte ihn an die Wand.

„Legen Sie doch dies Ungethüm bei Seite,“ bat er „Sie stehen so kriegerisch da, daß ich es gar nicht wage, Ihnen zu nahen, und ich habe Ihnen doch so viel, so unendlich viel zu sagen. Ich wäre längst nach Rosenberg gekommen, wenn ich es gewagt hätte. Ich wußte ja nicht, ob Frau von Hertenstein meinen Besuch überhaupt annehmen würde, und Sie, Lily — wäre ich Ihnen willkommen gewesen?“

Lily gab keine Antwort, aber ihr Blick sprach deutlicher als Worte und er wurde verstanden, denn Paul trat näher und beugte sich zu ihr herab, während er mit steigender Wärme fortfuhr:

„Ich habe in der letzten Zeit sehr oft geschrieben und

wohl auch sehr offenherzig. Sie müssen es ja wissen, was ich Ihnen zu sagen, was ich von Ihnen zu erbitten habe — werde ich vergebens bitten?"

Da flog es wie ein Schatten über die Züge des jungen Mädchens und in ihren hellen braunen Augen glänzte eine Thräne, als sie leise, mit halb erstickter Stimme, erwiderte:

„Was kann ich Ihnen denn geben? Sie haben ja meine Schwester geliebt!"

„Ja, ich habe sie geliebt!" sagte Paul ernst, „und ich will diese Liebe nicht herabsetzen und verkleinern, auch vor Ihnen nicht, aber sie ist von jeher hoffnungslos gewesen, wie sehr, das weiß ich erst seit einigen Tagen. Ich fühle erst jetzt, wie hoch und fern Anna von Hertenstein von jeher über mir gestanden hat und wie nahe und lieb mir eine Andere war, vom ersten Augenblicke an, wo das Schicksal mich mit ihr zusammenführte. Können Sie es verzeihen, Lily, daß Sie nicht meine erste Neigung gewesen sind? Ich bringe Ihnen trotzdem jetzt ein ganzes, volles Herz entgegen. Werden Sie es mir glauben, wenn ich Ihnen sage: Lily, meine kleine Lily, ich habe Dich so unendlich lieb!"

Das war wirklich der volle Ton des Herzens, und davor verschwanden auch die Schatten und Zweifel in der Seele des jungen Mädchens, die Thräne in ihrem Auge schmolz in einem glückseligen Lächeln.

„Und ich habe Dich auch lieb, Paul!“ rief sie und flog in seine weitgeöffneten Arme. Er zog sie stürmisch an seine Brust, der Papierhut fiel rauschend zu Boden, und draußen vor der offenen Thür stand der kleine Toni und sah mit offenem Munde und großen Augen zu. Die Sache erschien ihm im höchsten Grade verwunderlich. —

Arnold hielt inzwischen draußen auf dem Fahrwege, aber in übelster Laune und mit tiefgekränkter Seele. Er wußte freilich, was dieser Besuch bedeutete, man brauchte es ihm nicht erst zu sagen, daß man es ihm aber nicht sagte, erregte dennoch sein höchstes Mißfallen.

Der junge Herr war verlobt mit Frau von Hertenstein, das stand fest, und die Verlobung wurde mit Rücksicht auf den Pfarrer Vilmut noch geheim gehalten, daß man aber auch ihm, dem langjährigen treuen Diener, ein Geheimniß daraus machte, das war unerhört, und er beschloß, das seinem Junker Paul nachdrücklichst zu Gemüthe zu führen.

Zu den vielen löblichen Eigenschaften Arnolds gehörte auch eine hervorragende Neugierde. Er hätte gar zu gern ein wenig spionirt, aber er mußte bei dem Wagen bleiben und konnte die ungeduldigen Thiere sich nicht selbst überlassen; ein fester Wille überwindet jedoch manches Hinderniß, das zeigte sich auch hier. Arnold fuhr langsam noch einige zwanzig Schritt weit und hielt dann unmittelbar

unter den Fenstern des Gartenhauses, natürlich ganz zufällig, dann stand er ebenso zufällig auf, um einen Baumzweig bei Seite zu schieben, der den Wagen streifte, und suchte dabei mit langgestrecktem Halse einen Einblick in das Innere zu gewinnen.

Er wußte freilich im Voraus, was er sehen werde, die gnädige Frau auf dem Sopha und den jungen Herrn neben ihr, schwärmerisch und ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen drückend, er war merkwürdig ehrfurchtsvoll in seiner Liebe. Das Bild, das sich in Wirklichkeit zeigte, sah aber ganz anders aus.

Frau von Hertenstein war überhaupt gar nicht vorhanden, aber der Junker Paul stand mitten im Zimmer und hielt eine junge Dame in den Armen, die einen ganz merkwürdigen Papierhut mit Pfauenfedern auf dem Kopfe trug, und die Beiden küßten sich ohne jede Ehrfurcht, aber mit einer Vertraulichkeit, als ob sich das von rechtswegen so gehöre. Und jetzt fiel der Hut zu Boden, und Arnold erkannte die braunen Flechten und das rosige Antlitz Lily Vilmut's — das war dem alten Diener zu viel, die Zügel fielen ihm aus der Hand, und er sank förmlich auf den Sitz nieder.

Erst nach einer geraumen Zeit kehrte Paul zurück. Er hatte seine junge Braut sofort zu Anna führen wollen, aber Lily protestirte dagegen, weil Gregor sich bei ihrer

Schwester befand. Es war dem jungen Manne nun allerdings nicht erwünscht, mit dem Pfarrer zusammenzutreffen, von dem er so feindselig geschieden war, das hieß gleich in der ersten Stunde der Verlobung einen Sturm auf dieselbe herabrufen. Man kam also überein, daß Lily zuerst allein mit ihrer Schwester reden und daß ihr Bräutigam morgen nach Rosenberg kommen solle, um seinen Antrag in aller Form zu wiederholen.

„Da bin ich wieder!" sagte Paul, indem er sich auf den Wagen schwang und die Zügel ergriff. „Es hat etwas lange gedauert."

„Ja, sehr lange!" bestätigte Arnold in einem Tone, der förmlich unheilsvoll klang, aber der junge Mann achtete nicht darauf, er trieb die Pferde zum vollen Galopp an, und dabei strahlte sein ganzes Gesicht in glückseligem Uebermuth.

Arnold hüllte sich zunächst in düsteres Schweigen, er wollte erst die Stätte des Verrathes hinter sich lassen, und der unebene Weg, wo man bei der raschen Fahrt hin und her geworfen wurde, hätte auch den Effect seiner Predigt beeinträchtigen können, als der Wagen aber jetzt in die Chaussee einbog, richtete er sich feierlichst empor und sagte nachdrücklich:

„Herr Paul — ich schaudere vor Ihnen!"

„Was thust Du?“ fragte Paul, sich zu ihm wendend.

„Ich schaudere!“ wiederholte Arnold noch energischer. „Das hätte ich denn doch nicht von Ihnen erwartet, dergleichen haben Sie ja nicht einmal in Italien angestiftet, das — ja das hätte nicht einmal der Signor Bernardo gethan!“

Es war die höchste Potenz seiner Verachtung, wenn er seinen jungen Herrn noch unter den Signor Bernardo stellte, und das machte auch Eindruck, denn Paul fragte mit einer gewissen Besorgniß:

„Aber was hast Du denn eigentlich?“

„Sie fragen noch?“ rief Arnold. „Sie sind verlobt mit Frau von Hertenstein und haben heimliche Zusammenkünfte mit ihrer Schwester. Sie küssen das Kind ganz ungenirt, und die Kleine läßt sich küssen — es ist himmelschreiend!“

Paul lachte laut auf, aber er war nicht in der Stimmung, diese Spionage übel zu nehmen.

„Ah, Du hast spionirt?“ rief er. „Ist es mir doch gewesen, als ob ich am Fenster ein fremdes Gesicht gesehen hätte, aber ich habe nicht darauf geachtet, wir hatten Besseres zu thun.“

Das schien dem alten Diener der Gipfel aller Abscheulichkeit zu sein und er begann eine Predigt, die all seine bis-

herigen Redeleistungen in Schatten stellte, eine Predigt, in der Signor Bernardo wie ein lichter Engel und Paul Werdenfels wie der schwärzeste aller Verräther erschien. Paul, den die Sache höchlich amüsirte, hörte ganz andächtig zu, erst als sein alter Mentor Athem schöpfen mußte, sagte er:

„Arnold, von all den Dingen, die Du Dir da zusammengereimt hast, ist auch nicht eine Silbe wahr. Ich bin nie mit Frau von Hertenstein verlobt gewesen, und was ihre Schwester betrifft, so wirst Du Dich ihr morgen in Rosenberg vorstellen und ihr Deinen allertiefsten Respect zu Füßen legen, denn sie wird Deine künftige gnädige Frau werden.“

„Die Kleine — mit dem Papierhut?“ rief Arnold, der in seiner Ueberraschung fast vom Bock gefallen wäre.

„Fräulein Lily Vilmut, meine Braut!“ bestätigte Paul nachdrücklich. „So sieh' doch nicht aus, als ob Du aus den Wolken gefallen wärst! Hast Du nicht einmal einen Glückwunsch für Deinen jungen Herrn?“

Arnold bedurfte einer ganzen Zeit, ehe er überhaupt wieder zu Athem kam, dann aber faltete er die Hände und sagte wehmüthig:

„Das wird ein Leben in Buchdorf werden! Jetzt muß ich auch noch die junge gnädige Frau erziehen — und ich habe doch schon genug mit Ihnen zu thun, Herr Paul!“

Der Freiherr von Werdenfels hatte Wort gehalten. Seine Geduld war in der That zu Ende und das Dorf lernte zum ersten Male die Strenge des Gutsherrn kennen. Trotz aller Warnungen hatten sich die nächtlichen Zerstörungen im Parke wiederholt, diesmal aber hatte man auf Befehl Raimunds die Thäter ergriffen und sich ihrer versichert; sie harrten der verdienten Strafe.

Man war es in Werdenfels längst gewohnt, jede Handlung des Schloßherrn, welcher Art sie auch sein mochte, mit Mißtrauen und Erbitterung aufzunehmen, aber man war es auch gewohnt, daß jeder Angriff gegen ihn straflos blieb. Die Energie, die er diesmal kundgab, erregte im ersten Augenblicke Bestürzung, dann aber flog ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Dorf, und alles war darüber einig, daß man sich dergleichen von dem Felsenecker nicht gefallen lassen könne und dürfe.

In der Kirche war die Messe beendigt, und die Andächtigen hatten sich entfernt, nur der Pfarrer saß noch im Beichtstuhle und hörte eine Beichte, die ihm im Flüstertone vertraut wurde. Sie mußte wohl Ernstes und Schweres enthalten, denn der Knieende hatte das graue Haupt tief auf die gefalteten Hände niedergesenkt, und die Stimme des Geistlichen klang jetzt in einer wahrhaft vernichtenden Strenge:

„Ihr habt das Zuchthaus verdient, Eckfried! Was der Freiherr Euch erlassen hat, das müßte ich Euch auferlegen und fordern, daß Ihr dieses Geständniß vor dem ganzen Dorfe wiederholt.“

Eckfried zuckte zusammen, und sein Athem stockte, als er fragte:

„Hochwürden, Sie wollten —?“

„Nein,“ unterbrach ihn Vilmut. „Ich will nicht, daß der Name einer alten ehrenwerthen Bauernfamilie beschimpft wird, und ich will vor allen Dingen nicht, daß die weltliche Gerechtigkeit straft und richtet, was mir im Beichtstuhle anvertraut wurde. Verdient hättet Ihr die Strafe.“

„Ich hab' es ja nicht ausgeführt,“ sagte Eckfried abgebrochen. „Es hat keinen Schaden gethan — der junge Baron kam dazwischen — ich sagte es Ihnen ja.“

„Der Wille ist so schlimm wie die That selbst. Habt Ihr nicht dem Freiherrn an das Leben gewollt? Antwortet, ja oder nein?“

Dem Freiherrn gegenüber hatte sich Eckfried mit ungebrochenem Trotze zu seiner Absicht bekannt und sich ihrer sogar gerühmt, vor der strengen Frage des Priesters sank sein Trotz zusammen, und er verstummte.

„Ich habe gemeint, es wär' keine Sünde — weil's dem Werdenfels galt!“ murmelte er endlich. „Sie haben

es uns ja oft genug gesagt, Hochwürden, daß er zeitlich und ewig verdammt ist, und Sie müssen es doch wissen."

„Wollt Ihr etwa mich für Euer Verbrechen verantwortlich machen?" fragte Vilmut mit schneidender Schärfe. „Maßt Ihr Euch an zu richten, wenn ich einen Schuldigen verdamme? Das ist mein Amt allein, aber das ganze Dorf scheint in dieser Hinsicht in einem verhängnißvollen Irrthume befangen zu sein. Ich habe schon mehr Bekenntnisse gehört und schon mehr Strafen verhängen müssen; doch jetzt habe ich mit Euch allein zu thun."

Der Alte wagte keine fernere Vertheidigung, er senkte scheu und demüthig das Haupt zu Boden. Er war nicht überzeugt, sein Haß gegen den Freiherrn nicht gemindert, aber da der Pfarrer seine That verdammte, so mußte sie wohl verdammungswerth sein, und er beugte sich willenlos dem allmächtigen Worte des Priesters, der jetzt fortfuhr:

„Ihr werdet die Bußübungen, die ich Euch auferlegt habe, genau und pünktlich befolgen."

„Ja, Hochwürden."

„Und außerdem werdet Ihr noch heute Euren Enkel zu mir bringen."

Eckfried sah auf, und in seinen Zügen malte sich eine unbestimmte Angst, als er fragte:

„Den Toni?"

„Ja. Die junge Seele des Kindes darf nicht länger solchen Einflüssen preisgegeben werden. Es gehört nicht in die Obhut eines Großvaters, der zum Mordbrenner werden wollte. Ihr werdet Euch von ihm trennen."

„Von dem Toni? Von meinem kleinen Buben? Und was — was wollen Sie denn mit ihm machen?"

„Er soll in bessere und vor allen Dingen in strengere Zucht, als die Eure ist. Die Fischersleute drüben am Grundsee haben vor Kurzem ihren einzigen Knaben verloren, sie sollen einstweilen Euren Enkel zu sich nehmen, und Ihr werdet ihn nicht eher wiedersehen, als bis ich es Euch erlaube."

„Hochwürden!" fuhr der Alte in tödtlichem Schrecken empor, „thun Sie mir das nicht an! Alles, nur das nicht. Die Fischer am Grundsee sind harte Leute, sie werden schlimm mit dem armen Buben umgehen — er ist noch so klein und so an mich gewöhnt — legen Sie mir jede Strafe auf, und wenn es noch so schwer ist, ich will's aushalten — aber lassen Sie mir meinen Toni."

„Nein," sagte Vilmut unbewegt. „Ihr habt das Recht verwirkt, ein Kind zu erziehen. Ich weiß, daß diese Strafe die härteste für Euch ist, härter, als selbst das Gefängniß, und gerade deshalb lege ich sie Euch auf. Am Grundsee kommt der Bube in rauhe, aber auch in fromme und tüchtige

Zucht, dafür werde ich sorgen. Es bleibt dabei, Ihr bringt den Knaben noch heute zu mir."

Da hob der alte Mann die gefalteten Hände empor, und seine Stimme brach fast in bitterem Schmerze.

„Hochwürden, ich hab' nicht mehr lange zu leben, und was ich vom Leben gehabt habe, ist auch nur Jammer und Noth gewesen, Sie wissen es ja. Ich habe alles verloren — alles! Nur der kleine Bub' ist mir noch geblieben, und so lang' ich den behalte, so lang' halte ich es noch aus im Leben. Ich habe schwer arbeiten müssen in der letzten Zeit für uns Beide, aber wenn ich halbtodt nach Hause kam und der Toni kam gesprungen und lachte mich an, dann war es vergessen. Den Toni dürfen Sie mir nicht nehmen und den geb' ich auch nicht her — komm es wie es wolle!"

„Nicht?" fragte Vilmut kalt. „Das wird sich zeigen. Ihr übergebt mir entweder den Knaben oder — ich verweigere Euch die Absolution. Ihr habt zu wählen."

Eckfried schlug beide Hände vor das Gesicht und stöhnte laut auf.

„Nun?" sagte der Pfarrer nach einer Pause. „Wollt Ihr die Schuld ungesühnt auf der Seele behalten, oder wollt Ihr gehorchen?"

Der Ton der Frage zeigte, daß er seiner Sache sicher war, und er täuschte sich auch nicht.

Die Hände des alten Mannes sanken matt nieder, und dumpf und tonlos erwiderte er:

„Ich will's thun!“

Einige Minuten später verließ Vilmut die Kirche, während Eckfried ihm folgte. Draußen auf dem Kirchplatz tummelte sich eine Schaar von Kindern, sie jagten sich lustig umher, aber beim Erscheinen des Geistlichen wurde das Spiel sofort unterbrochen, und die sämmtlichen Kinder kamen herbei, um dem hochwürdigen Herrn die Hand zu küssen.

Der kleine Toni, der sich unter ihnen befand, war einer der Ersten, dann aber lief er eiligst zu seinem Großvater, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing und welcher das Kind jetzt so krampfhaft an sich preßte, als wolle er es nicht wieder loslassen. Vilmut wandte sich zu ihm und sagte mit voller Gelassenheit:

„Ich werde Euren Enkel sogleich mit mir nehmen, er bleibt bis morgen im Pfarrhause.“

Der alte Mann sah in das rosige Gesichtchen, das noch heiß geröthet war vom raschen Laufe, in die hellen blauen Augen, die ihn so lachend und kinderfroh anschauten, und dann in das strenge, finstere Gesicht des Priesters, wo auch nicht ein Schimmer von Milde zu entdecken war.

„Ich kann nicht, Hochwürden!“ brach er aus. „Ich

will nach dem Schlosse, ich will — den Werdenfels um Verzeihung bitten, und wenn ich daran sterben sollte — aber den Toni kann ich nicht hergeben!"

Statt aller Antwort nahm der Pfarrer das Kind aus den Armen des Großvaters und ergriff es bei der Hand.

„Ihr kennt die Bedingung, unter der ich Euch einzig und allein die Absolution gewährte! Ihr habt eine Schuld begangen und werdet ohne Murren die Strafe tragen, die ich über Euch verhänge. Wenn sie Euch schwer dünkt, so denkt daran, daß sie verdient ist. Komm, Toni!"

Toni begriff natürlich nicht, um was es sich handelte, aber er fürchtete sich vor dem strengen geistlichen Herrn und fühlte instinctmäßig, daß man ihn von seinem Großvater trennen wollte. Er begann deshalb laut und bitterlich zu weinen und versuchte sich zu sträuben, aber Vilmut brachte diesen Widerstand bald zum Schweigen. Seine Hand legte sich mit hartem Griff auf den Arm des Kindes und zwang es, ihm zu folgen.

Eckfried war zurückgeblieben, noch siegte die gewohnte blinde Unterwerfung unter den Willen des Priesters, er ließ es geschehen, daß man ihm sein Liebstes nahm, und wagte es nicht einmal, es zu vertheidigen, aber in seinem Antlitz zuckte es zum ersten Male wie Trotz und Ingrimm, und seine Hände ballten sich. Als der Kleine aber jetzt

noch einmal das thränenüberströmte Gesicht zurückwandte und wie hülfeflehend nach dem Großvater blickte, da biß dieser die Zähne zusammen, und es kam wie ein dumpfes, drohendes Murren aus seiner Brust hervor:

„Mich straft er, und wer ist denn schuld daran? Er hat mich und das ganze Dorf gegen den Felsenecker gehetzt — er allein, und nun sollen wir es büßen!“ —

Vor der Schloßterrasse von Werdenfels stand der Wagen, der den jungen Baron nach Rosenberg führen sollte, dieser selbst aber befand sich noch bei seinem Onkel. Er hatte gestern nach seiner Rückkehr den Freiherrn nicht mehr gesprochen und ihm daher erst heute Vormittag seine Verlobung mitgetheilt.

Werdenfels nahm die Nachricht mit Ueberraschung, aber ohne Unwillen auf, er schien eher eine Genugthuung darüber zu empfinden, daß der junge Mann jene frühere Leidenschaft für die Schwester seiner Braut so vollständig überwunden hatte.

„Ich wünsche Dir Glück, Paul,“ sagte er, ihm herzlich die Hand reichend. „Und ich hoffe, Du wirst es finden in einem jungen Wesen, das sich Dir so ganz und voll zu eigen giebt. Ich habe Deine Braut freilich nur ein einziges Mal gesehen, damals am Schloßberg, als sie vor meiner Nähe bei Dir Schutz suchte. Vielleicht lehrst Du sie jetzt einsehen, daß ich nicht so sehr zu fürchten bin.“

„O, meine kleine Lily ist sehr gelehrig," versicherte Paul, der sich in der glücklichsten Bräutigamsstimmung befand. „Sie soll den gefürchteten Felsenecker bald besser kennen lernen. Allerdings gestand sie mir gestern im Vertrauen, sie habe im Anfange ernstlich gefürchtet, Du hättest mich nur nach deinem Bergschlosse gerufen, um mir dort in aller Stille den Hals umzudrehen."

Raimund lächelte, aber es war ein mattes, trübes Lächeln.

„Ich glaubte nicht, daß der Aberglaube der Bauern sich bis in solche Regionen versteigt. Also sogar bei seiner jungen Verwandten hat Vilmut dergleichen geduldet!"

„Vermuthlich! Aber in der Opposition gegen den Herrn Pfarrer sind Lily und ich einig. Sie hegt Gott sei Dank eine gründliche Antipathie gegen ihren geistlichen Vetter, und wir haben bereits vor der Verlobung ein Schutz- und Trutzbündniß gegen seine Hochwürden geschlossen."

„Du solltest trotzdem diesen Gegner nicht unterschätzen, Du siehst es ja hier in Werdenfels, was seine Feindschaft bedeutet. Als Vormund Deiner Braut kann er Euch endlose Schwierigkeiten bereiten, und jedenfalls wird er alles daran setzen, diese Verbindung zu hindern."

„Er soll es nur versuchen!" rief Paul kampflustig.

„Ich bin bereit, es mit ihm aufzunehmen, und Lilys bin ich unter allen Umständen sicher."

„So zähle auch auf mich, wenn ich Dir irgendwo mit meinem Einfluß zur Seite stehen kann," sagte der Freiherr. „Und nun geh' und bringe Deiner Braut meinen Gruß und meinen Glückwunsch."

„Und sonst — hast Du mir keinen Gruß aufzutragen?" fragte Paul leise.

Raimund wandte sich ab und beugte sich über die Papiere seines Schreibtisches.

„Nein," entgegnete er nach einer Pause.

„Dann darf ich wohl auch nicht meine Braut zu Dir führen? Und ich hätte es doch so gern gethan. Du hast ja stets Vaterstelle an mir vertreten."

„Wenn Lily erst an Deiner Seite in Buchdorf lebt, werde ich mich oft und gern an Eurem Glücke freuen — die Annäherung an Rosenberg mußt Du mir erlassen."

Paul erneute seine Bitte nicht, denn er fühlte, daß dieser Punkt nicht weiter berührt werden dürfe. Er nahm Hut und Handschuhe und machte sich zum Gehen fertig.

„Ich werde wohl erst am Nachmittage zurückkommen," warf er hin. „Du begreifst, Raimund —"

„Daß Du Deinen ersten Besuch als Bräutigam etwas länger ausdehnst — ja, das begreife ich vollkommen. Ver-

muthlich willst Du auch Deinen Arnold mitnehmen, denn ich sah ihn vorhin in voller Gala am Fenster vorübergehen."

„Er würde es mir niemals verzeihen, wenn ich ihn bei solcher Gelegenheit zu Hause ließe!" rief Paul lachend. „Er soll der künftigen Herrin seine Ehrfurcht bezeigen; es wird nur leider schwer sein, ihm den nöthigen Respect beizubringen, denn er findet, daß Lily viel zu klein ist, um die gnädige Frau von Buchdorf mit der nöthigen Würde zu repräsentiren, und sein einziger Trost besteht in der Hoffnung, daß sie mit der Zeit noch etwas wachsen wird."

Er verabschiedete sich von dem Freiherrn und ging.

Werdenfels trat an das Fenster und sah ihn einsteigen, während Arnold in Galalivrée und mit unendlich wichtiger Miene seinem jungen Herrn folgte. Paul, der seinen Onkel am Fenster bemerkte, beugte sich aus dem Schlage und warf noch einen Gruß zurück, strahlend heiter und glücklich, auch Raimund winkte mit der Hand dem fortrollenden Wagen nach, aber sein Antlitz verdüsterte sich, während er halblaut sagte:

„Wie schnell und leicht die Jugend überwindet! Auch nicht ein Schatten ist von jener Leidenschaft zurückgeblieben, nicht eine Wolke trübt ihm das neue Glück. Ich bin damals auch jung gewesen, aber ich habe es nicht überwunden, noch heute nicht — und werde es nie!"

Es war Nachmittag geworden und der Freiherr saß an seinem Schreibtische, als sein Kammerdiener eintrat, leise und ehrfurchtsvoll wie gewöhnlich, aber seine Miene verrieth doch, daß er etwas Ungewöhnliches zu melden habe.

„Herr Pfarrer Vilmut fragt, ob er den gnädigen Herrn sprechen kann.“

Werdenfels wandte sich mit einer raschen Bewegung um.

„Wer, sagten Sie?“

„Hochwürden, der Herr Pfarrer, er ist bereits im Vorzimmer.“

„So lassen Sie ihn eintreten.“

Der Diener entfernte sich, und gleich darauf erschien Gregor Vilmut; die Thür schloß sich wieder hinter ihm, und er war mit dem Freiherrn allein.

Werdenfels hatte sich erhoben, aber in seinem ganzen Wesen lag jener eisige Stolz, den der Pfarrer Hochmuth nannte. Er stand in völliger Unnahbarkeit da, der Feind dem Feinde gegenüber, und neigte kaum das Haupt gegen den Eintretenden.

Vilmut sah das mit einem einzigen Blicke, und seine Haltung wurde noch starrer und unverbindlicher, als sie ohnehin schon war, während er sich langsam näherte.

„Sie waren einst auf dem Wege zu mir, Herr von Werdenfels,“ begann er. „Unsere Begegnung verhinderte

Sie, das Pfarrhaus zu betreten, ich nehme das jedoch als geschehen an und gebe es zurück, indem ich heute bei Ihnen erscheine."

„Es liegen mehr als sechs Monate dazwischen," sagte Raimund, ohne sich von seinem Platze zu rühren. „Wie sie in Werdenfels verflossen sind, das wissen wir Beide ja hinreichend. — Was bringen Sie mir, Hochwürden?"

„Ich komme in Ihrem Interesse!" betonte Vilmut, gereizt durch den Ton und die Haltung, in denen er den „Werdenfels'schen Hochmuth" fühlte.

„In meinem Interesse? Ich bedaure, das ablehnen zu müssen. Ich weiß meine Interessen selbst wahrzunehmen, ohne Rath und Hülfe von Ihrer Seite."

„So werden Sie wenigstens eine Warnung hören. Sie haben in den letzten Tagen eine ungewohnte Strenge gegen die Dorfbewohner gezeigt und wollen jetzt sogar einige derselben dem Gefängniß übergeben, wie ich höre."

„Allerdings will ich das, denn meine Geduld hat endlich ihr Ende erreicht! Schon neulich wurde ein Attentat auf meine Gewächshäuser versucht, das nur die Wachsamkeit der Dienerschaft verhinderte. Heute Nacht ist der Versuch wiederholt worden, und meine ganze Orangerie ist ihm zum Opfer gefallen. Zwar wurden die Zerstörer diesmal

auf der That ergriffen, aber die Stämme der sämmtlichen Orangenbäume waren bereits durchschnitten und eine zwanzigjährige Mühe und Pflege in einer halben Stunde vernichtet. Erwarten Sie vielleicht, daß ich auch das ungestraft hingehen lasse?"

„Nein. Ich bin durchaus Ihrer Meinung, daß die Thäter bestraft werden müssen, und bestreite Ihnen keineswegs das Recht dazu, aber die Ausübung desselben könnte diesmal verhängnißvoll werden. Sie haben bisher derartigen Vorkommnissen gegenüber die unbedingteste Gleichgültigkeit gezeigt, die Leute werden diesen plötzlichen Wechsel zur vollsten Strenge nicht begreifen."

Raimund zuckte die Achseln.

„Auf Verständniß rechne ich bei den Bauern überhaupt nicht mehr. Ich habe bisher Nachsicht geübt, weil ich hoffte, das Aeußerste noch vermeiden zu können, aber eine Erfahrung, die ich kürzlich machte, hat mir gezeigt, daß es nicht zu vermeiden ist. So mag die Sache denn ihren Lauf nehmen."

„Sie meinen das Verbrechen, das Eckfried gegen Sie plante und das noch rechtzeitig verhindert wurde?" fragte Vilmut.

„Ja, aber wie erfuhren Sie davon? Der Alte wird doch nicht zum Selbstankläger geworden sein. Doch ich

vergaß, daß der Beichtstuhl Sie allwissend macht. Vermuthlich haben Sie noch mehr derartige Bekenntnisse gehört und — absolvirt. Ihre ganze Gemeinde weiß es ja, daß Sie Absolution gewähren für jedes Verbrechen, sobald es mich betrifft."

„Wer sagt das?" fuhr Gregor auf.

„Eckfried selbst."

„So hat er gelogen!"

Werdenfels blickte einige Secunden lang fest in das Gesicht des Priesters, das volle, ungeheuchelte Empörung zeigte, dann sagte er langsam:

„Es mag sein, daß die Leute weiter gehen, als Ihnen lieb ist. Ein Stein, der einmal in das Rollen gebracht ist, rollt eben weiter, das hätten Sie bedenken sollen."

„Es handelt sich hier nicht um mich," gab Vilmut scharf zurück. „Ich bin nicht der Bedrohte, aber ich wiederhole es Ihnen, Sie haben die Leute nicht an Strenge gewöhnt, und diese plötzliche rücksichtslose Härte kann gefährlich werden. Leider ist unter den Uebelthätern auch der Sohn eines Großbauern. Der Rainer führt die erste Stimme im Dorfe, und der Gedanke, daß sein Bube in das Gefängniß wandern soll, bringt ihn außer sich. Er war heute Morgen bei mir und stieß die wildesten Drohungen gegen

Sie aus. Hüten Sie sich! Der Mann ist zu allem fähig und wird alles mit sich fortreißen. Ich warne Sie!"

Um Raimunds Lippen spielte ein verächtliches Lächeln, als er fragte:

„Glauben Sie, daß ich mich vor den Bauern fürchte, weil Sie die Zügel verloren haben?"

„Ich? Wer sagt Ihnen —?"

„Ihr Erscheinen in meinem Schlosse. Wenn man sich, wie sonst, noch Ihrem Willen beugte, wenn Ihr bloßes Wort noch genügte, um den Gehorsam zu erzwingen, so wären Sie nicht hier."

Vilmut biß sich auf die Lippen, denn widerlegen konnte er die Worte nicht. Er fühlte es selbst, daß die Zügel seiner Hand entglitten, daß seine Verbote nicht mehr befolgt wurden. Auch seine Hand vermochte es nicht mehr, den Stein aufzuhalten, den er selbst in das Rollen gebracht, aber der stolze Priester hätte um keinen Preis der Welt dies Schwinden seiner Macht zugestanden, am wenigsten vor diesem Gegner.

„Ich bin hier, um einer Gefahr vorzubeugen," versetzte er, „und es giebt ein Mittel dazu. Ueberlassen Sie mir die Bestrafung der Schuldigen! Eckfried ist bereits bestraft, die Buße, die ich ihm auferlegte, trifft ihn viel härter als Verurtheilung und Gefängniß, und auch den

Anderen gegenüber werde ich Mittel zu finden wissen. Was ihnen im Beichtstuhl auferlegt wird, werden sie tragen, und Sie, Herr von Werdenfels, entgehen dem allgemeinen Hasse, der sich in so bedrohlicher Weise gegen Sie richtet. Legen Sie die Sache in meine Hände, ich bürge Ihnen dafür, daß sie nicht ungeahndet bleibt."

„Ich danke," entgegnete Raimund mit kühler Ablehnung. „Ich ziehe es vor, Beleidigungen, die mir persönlich galten, auch persönlich zu erledigen. Ueberdies habe ich in Gegenwart meiner gesammten Dienerschaft erklärt, daß ich diesmal die vollste Strenge walten lasse, und werde mich nicht der Schwäche schuldig machen, das zu widerrufen. Ich habe als Polizeiherr von Werdenfels die Thäter vorläufig in Gewahrsam genommen und übergebe sie morgen den Gerichten. Es bleibt dabei."

„Wohl, ich kann Sie nicht hindern, Ihr Recht auszuüben, wenn es aber geschieht, so stehe ich nicht mehr für Ihre persönliche Sicherheit ein."

„Habe ich Sie schon darum ersucht?" fragte Werdenfels, sich stolz aufrichtend. „Ich wußte bisher nicht, daß ich unter Ihrem Schutze stand, und weise ihn mit aller Entschiedenheit zurück. Der Herr von Werdenfels bin ich, und wenn ich etwas mit meinen Bauern auszufechten habe,

so ist das meine Sache allein, und ich werde auch allein mit ihnen fertig werden."

Vilmut war einen Schritt zurückgetreten. Diese kurze, scharfe und energische Sprache überraschte ihn augenscheinlich auf das Höchste. Er hatte es freilich schon beim ersten Blicke gesehen, daß Raimund von Werdenfels ein Anderer geworden war, aber der volle Umfang dieser Veränderung wurde ihm doch erst jetzt klar. Der Mann, der so gebietend vor ihm stand, hatte nichts mehr gemein mit dem bleichen Träumer von Felseneck, man glaubte es ihm, daß er den Kampf, den er nun schon seit Monaten aufgenommen, auch durchfechten werde bis zum Ende.

„Sie scheinen gesonnen zu sein, das Regiment Ihres Vaters wieder einzuführen," sagte Vilmut endlich. „Der Sohn gleicht ihm mehr, als wir Alle glaubten, das zeigt sich jetzt. Gewiß, Sie sind der Herr von Werdenfels, und daß Sie es sind — hat das unglückliche Dorf einst schwer genug erfahren."

Er senkte die Stimme bei den letzten Worten, aber sie drangen trotzdem schneidend und scharf wie ein Dolch in die Seele des Gegners und verfehlten auch nicht ihre Wirkung. Raimund erbleichte, doch nur einen Augenblick lang, dann schlug er die Augen empor, sie begegneten finster, aber fest dem drohenden Blicke des Priesters.

„Hören Sie doch endlich auf, mich mit dem alten Fluche zu verfolgen! Es gab eine Zeit, wo ich die bloße Erwähnung nicht ertragen konnte, jetzt habe ich es gelernt, ihm in das Auge zu sehen, und Ihr Recht, mich damit zu quälen, ist verwirkt, seit Sie und Sie allein meine Dammbauten gehindert haben, denn ich weiß, wie hoch der freie Wille der Gemeinde in diesem Falle anzuschlagen ist. Ich habe eine That der Verzweiflung gebüßt mit einem ganzen Leben voll Verzweiflung, Sie aber haben mit kalter, ruhiger Ueberlegung, mit vollster Absicht den Schutz vernichtet, den ich meinem Dorfe gewähren wollte, und damit eine furchtbare Gefahr heraufbeschworen. Hüten Sie sich, daß nicht zum zweiten Mal ein entfesseltes Element über Werdenfels hereinbricht, denn diesmal wird man die Rechenschaft von Ihnen fordern."

Es lag etwas wie ahnungsvolle Drohung in diesen Worten, aber sie glitten ab an der starren Unfehlbarkeit des Priesters, er erwiderte unbewegt:

„Ich that, was ich für Recht erkannte, und werde es vertreten."

„So vertreten Sie auch das Wohl und Wehe der Hunderte, das Sie mit jenem Eingriff auf sich nahmen. Es ist immer vermessen, wenn ein Mensch, ein Einzelner die Vorsehung spielen will, selbst wenn er das Priesterkleid

trägt. Zum Mindesten müssen der Wille und die Beweggründe rein sein, und die Ihrigen hat der Haß gegen mich dictirt, dieser Haß, der mich verfolgte von dem Augenblicke an, wo ich Herr auf diesem Boden wurde, der jede Versöhnung, jede Verständigung unmöglich machte, der mir sogar meine Braut entriß."

„Und dies Letzte ist es allein, was Sie mir nicht verzeihen können, ich weiß es, Herr von Werdenfels! Mich und meine Gegnerschaft hätten Sie verachtet, und selbst der Priester hätte Ihnen nichts gegolten, denn Sie haben das Blut Ihres Geschlechtes in sich, aber die Macht des Vormundes wenigstens mußten Sie anerkennen, wenn Sie es ihm auch nicht vergeben, daß er seine Pflicht that und seiner Schutzbefohlenen die Augen öffnete."

Werdenfels streifte mit einem langen, forschenden Blicke das Gesicht seines Gegners, während er langsam sagte:

„Hochwürden, ich habe bisweilen meine eigenen Gedanken über diese ‚Pflicht', über jenen rastlosen, wüthenden Eifer, mit dem Sie Anna und mich zu trennen versuchten und jede Möglichkeit einer Wiederannäherung verhinderten. War es wirklich nur der Vormund, der Priester, der zwischen uns trat, oder —"

Er brach ab, aber sein Blick vollendete die Frage, und sie wurde ohne Worte verstanden; Vilmut fuhr auf, als habe er einen Schlag erhalten.

„Sie wagen es, zu glauben —“

„Ich wage nichts, ich frage nur. Es könnte sein, daß der Mann, der in dem Herzen Anderer liest, wie in einem aufgeschlagenen Buche, in einem verhängnißvollen Irrthum über sich selbst begriffen ist.“

Gregor war todtenbleich geworden, aber in seinem Auge zuckte wieder jene unstete Flamme auf. Diesmal erlosch sie nicht so schnell, wie sie aufflackerte, denn es glühte unverkennbarer Haß darin, und dieser Haß galt dem Manne, der es wagte, den Schleier von einer Empfindung zu heben, die nicht existiren sollte, die niedergezwungen wurde mit aller Macht des Willens und gegen die der Wille doch machtlos war.

„Ich kam nicht hierher, um Beleidigungen zu hören,“ sagte Vilmut endlich, aber seine Stimme hatte nicht die gewohnte Sicherheit. „Ich wollte Sie warnen vor einer Gefahr, die Ihre unzeitige Strenge heraufbeschwört. Wenn Sie die Warnung verschmähen, so lehne ich jede Verantwortung ab für das, was geschieht, und unsere Unterredung ist zu Ende. Leben Sie wohl!“

Der Abschiedsgruß klang feindlich genug, Raimund neigte nur das Haupt, ebenso stolz und eisig, wie vorhin beim Empfange, in der nächsten Minute war er allein.

---

Eine halbe Stunde später trat Werdenfels aus dem Schlosse auf die Terrasse, wo Emir bereits gesattelt seiner harrte. Der Freiherr pflegte meist um diese Zeit auszureiten, heute aber schien es der Dienerschaft aufzufallen, sie steckte flüsternd die Köpfe zusammen, und selbst der Haushofmeister, der sich gleichfalls auf der Terrasse befand, hatte seine sonst so feierlich unbewegte Miene fahren lassen und hörte mit offenbarer Besorgniß den leisen Berichten seiner Untergebenen zu.

Beim Erscheinen des Freiherrn löste sich die Gruppe mit ehrerbietiger Verneigung auf, nur der Haushofmeister näherte sich seinem Herrn.

„Sie wollen ausreiten, gnädiger Herr?“ fragte er ehrfurchtsvoll, aber doch mit einer gewissen Betonung.

Werdenfels blieb stehen und sah ihn befremdet an.

„Gewiß, ich thue das ja stets am Nachmittage.“

„Aber gerade heute — es herrscht eine gewisse Aufregung in Werdenfels — und der junge Herr Baron, der Sie sonst immer begleitet, ist abwesend.“

„Um so besser,“ sagte Raimund ruhig. „Mein Neffe kann bei solchen Gelegenheiten sein junges heißes Blut nicht zügeln, und dort ist Ruhe das erste Erforderniß.“

Er gab dem Reitknechte einen Wink, das Pferd herbeizuführen. Der Haushofmeister zögerte, aber die Sorge

um seinen Herrn überwog seine sonstige Zurückhaltung, und er fuhr in bittendem Tone fort:

„Ich maße mir nicht an, dem gnädigen Herrn einen Rath ertheilen zu wollen, aber die Stimmung im Dorfe ist wirklich im höchsten Grade bedrohlich. Man ist wüthend darüber, daß die Uebelthäter von heute Nacht ergriffen und in Gewahrsam gebracht worden sind, man will nicht dulden, daß sie bestraft werden. Zeigen Sie sich heute nicht, Herr Baron — nur heute nicht! Sie kennen ja die Werdenfelser!"

„Ja, ich kenne sie!" entgegnete der Freiherr, während er den schlanken Hals Emirs streichelte, der ihn mit freudigem Wiehern begrüßte. „Aber es ist endlich Zeit, daß auch sie mich kennen lernen."

Er schwang sich auf das Pferd und nahm die Zügel, der Haushofmeister machte noch einen letzten Versuch.

„Aber der Reitknecht darf doch wenigstens folgen?" bat er. „Der junge Herr Baron ist auch der Meinung, daß —"

„Ich reite allein," unterbrach ihn Werdenfels in einem Tone, der keinen ferneren Widerspruch duldete, dann aber fügte er mit einem Blicke auf das angstvolle Gesicht des alten Mannes milder hinzu:

„Aengstigen Sie sich nicht, es ist kein Grund zur Sorge vorhanden, und ich werde bald zurück sein."

Der Haushofmeister trat zurück, er kannte diesen Ton und fügte sich ihm unbedingt, aber er blickte mit schwerem Herzen dem Freiherrn nach.

Werdenfels ritt langsam die Allee hinunter, die vom Schloßberge in das Dorf führte. Er wußte, daß in der That Grund zur Sorge vorhanden war, das Erscheinen Vilmut's im Schlosse hatte es ihm hinreichend gezeigt, aber er wußte auch seit jener Unterredung mit Eckfried, daß seine bisherige Nachsicht als Furcht und Feigheit ausgelegt wurde. Diese Menschen hatten ja kein Verständniß für einen Muth, der mit kalter, unerschütterlicher Ruhe ihren Beleidigungen und Angriffen gegenüberstand, ohne sie zu rächen, für sie lag der Begriff der Energie nur in jener rücksichtslosen Härte, die ihnen einst der verstorbene Freiherr gezeigt hatte. Dem wagte Niemand mit einer Beleidigung zu nahen, so verhaßt er auch war, denn man wußte, daß die schärfste Ahndung auf dem Fuße folgen werde. Gegen den Sohn aber erlaubte man sich alles, und wenn es bisher noch nicht zu einem offenen Angriffe gegen ihn gekommen war, so dankte er das nur dem Aberglauben, der ihm übernatürliche Macht zuschrieb.

Diese Gedanken waren es, die durch Raimunds Seele zogen und seine Stirn so finster machten. Er hatte jetzt die ersten Häuser des Dorfes erreicht und ritt an dem

Garten des Pfarrhauses entlang, der noch in winterlicher Oede dalag, als er das schmerzliche Weinen einer Kinderstimme vernahm und einen etwa fünfjährigen Knaben gewahrte, der an der Hecke des niedrigen Gartenzauns kauerte und so laut und krampfhaft schluchzte, als ob ihm das kleine Herz brechen wollte. Werdenfels pflegte sonst nie die Dorfkinder anzureden, denn er wußte, daß sie ihn flohen und fürchteten, aber dies trostlose Weinen des einsamen und verlassenen Kleinen fand ein Echo in seiner Seele. Halb unwillkürlich hielt er sein Pferd an, beugte sich über die Hecke und fragte:

„Weshalb weinst Du, Kind?"

Der Kleine hob beim Klange der fremden Stimme erschrocken den blonden Krauskopf empor und zeigte ein verweintes Gesicht und große blaue Augen, in denen noch die hellen Thränen standen. Er kannte den fremden Herrn nicht und hielt ihn wohl für einen der Verwalter oder Beamten des Schlosses, die oft durch das Dorf ritten. Als aber die Frage wiederholt wurde, brach er in erneutes Weinen aus.

„Ich soll fort vom Großvater — weit fort nach dem Grundsee — und ich darf nicht wieder kommen, der Herr Pfarrer hat es gesagt!"

„Wer ist denn Dein Großvater?" fragte Raimund, indem er sein Pferd dicht an die Hecke lenkte.

„Eckfried heißt er," schluchzte der Kleine, „und ich bin der Toni vom Mattenhof. Ich mag nicht fort von dem Großvater, und er mag mich auch nicht fortlassen, aber der Herr Pfarrer leidet es nimmer, daß ich bei ihm bleibe."

Der Freiherr stutzte und warf einen langen, seltsamen Blick auf das Kind. Er verstand jetzt die Worte Vilmut's und sah, welche Strafe dem alten Manne auferlegt worden war, der mit abgöttischer Liebe an seinem Enkel hing, dem Einzigen, was er noch auf der Welt besaß.

„Jawohl, der Herr Pfarrer versteht es, Herzen zu treffen, darin ist er Meister," sagte er bitter. „Also Du willst nicht fort von Deinem Großvater?"

Toni blickte halb scheu, halb zutraulich zu dem Fremden empor, aber er hörte auf zu weinen, als er Mitleid und Theilnahme fand, und als der Freiherr weiter fragte, begann er nach Kindesart alles Mögliche herauszuplaudern. Dabei versiegten seine Thränen vollständig, und endlich vergaß er all sein Leid in der Bewunderung des schönen Tigerschimmels.

„Darf ich das Pferd streicheln?" fragte er und hob bittend die Hände empor.

„Du kannst es ja nicht erreichen," sagte Raimund mit einem flüchtigen Lächeln.

„O doch, das kann ich!" rief Toni, indem er ohne

Weiteres den Gartenzaun erkletterte, in der nächsten Minute schon saß er droben und begann noch etwas zaghaft das glänzende Fell des Pferdes zu streicheln. Emir nahm anfangs die Liebkosung ungnädig auf und schnaubte ungeduldig, aber auf einen Zuruf seines Herrn beruhigte er sich sofort und duldete die schmeichelnde Kinderhand. Toni war ganz entzückt darüber, aber er wurde immer begehrlicher.

„Ich möchte so gern einmal reiten," sagte er mit einem sehnsüchtigen Blicke auf das Pferd.

Raimund lächelte wieder und, sich niederbeugend, nahm er das Kind und hob es vor sich auf den Sattel. Toni jauchzte auf vor Vergnügen, er schlug jubelnd in die Hände und versuchte mit lautem Zuruf das Pferd anzutreiben, der Freiherr mußte schützend die Arme um den kleinen Wildfang legen, um ihn vor dem Herabfallen zu bewahren.

Es war das erste Mal seit Jahren, daß er wieder irgend ein Wesen in den Armen hielt, daß sich irgend Etwas vertraulich und freundlich an ihn schmiegte. Er hatte ja sonst nur seine Diener um sich, die in scheuer Ehrfurcht kamen und gingen; wenn er sein Schloß verließ, so war er nur von Feinden umgeben, die ihn haßten und verfolgten, und was er liebte, stieß ihn mit Schauder und Entsetzen von sich. Er hatte seine ganze grenzenlose Vereinsamung noch nie so tief gefühlt, wie in dieser Minute,

und mit einer beinahe leidenschaftlichen Innigkeit preßte er das fremde Kind an sich, dessen Zutraulichkeit ihm zum ersten Mal wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Menschen gab. Es gab doch also noch ein Geschöpf, das sich nicht in Haß und Furcht von ihm wandte — er hob leise das blonde Krausköpfchen empor und sah tief in die blauen Augen, die ihn jetzt schelmisch anlachten.

„Toni, wo bist Du? Was soll das heißen?“ tönte plötzlich die scharfe Stimme Vilmut's. Er war in den Garten getreten, um den Knaben zu suchen, und sah mit dem höchsten Befremden die Gruppe.

Toni, der trotz seines kurzen Aufenthaltes im Pfarrhause doch schon die Strenge des geistlichen Herrn kennen gelernt haben mochte, sah ängstlich zu diesem hinüber und machte Miene, von Neuem zu weinen, Raimund aber sagte kühl, ohne das Kind loszulassen:

„Sie sind es, Hochwürden? Ich höre eben von dem Kleinen, daß er auf Ihren Befehl von seinem Großvater getrennt werden soll, und errathe den Zusammenhang. Erlassen Sie dem Eckfried die Strafe; seine That war gegen mich allein gerichtet, ich verzichte auf die Genugthuung.“

Vilmut war inzwischen näher gekommen und stand jetzt gleichfalls dicht an der Gartenhecke.

„Ich bedauere, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können,

Herr von Werdenfels," entgegnete er. „Eckfried hat eine Schuld auf sich geladen — gegen wen, kommt hier nicht in Betracht — und ich als sein Beichtvater habe ihm eine Buße dafür auferlegt, die er tragen wird. „Komm herunter, Toni!"

Die letzten Worte klangen sehr befehlend. Toni konnte nicht allein seinen hohen Sitz verlassen, er sah zu dem Freiherrn empor, ob dieser ihn herunterheben werde, aber es lag eine stumme, angstvolle Bitte in diesem Blicke. Das Kind fühlte instinctmäßig, daß es einen Beschützer gefunden hatte, es schmiegte sich fest an ihn und umklammerte mit beiden Händen seinen Arm.

„Ich bringe den Knaben zu seinem Großvater," sagte Raimund kurz und bestimmt. „Sie werden entschuldigen, Hochwürden, wenn ich ein derartiges Strafgericht nicht gelten lasse."

Er faßte den Zügel und machte Anstalt, weiter zu reiten. Vilmut widersprach nicht, aber es spielte ein leises hohnvolles Lächeln um seine Lippen, als er langsam und jedes Wort betonend sagte:

„Toni, willst Du bei dem Fremden bleiben? Es ist der Felsenecker Herr!"

Toni fuhr zusammen, mit weitgeöffneten Augen, mit dem Ausdruck des vollsten Entsetzens starrte er den Frei-

herrn an, als habe sich dieser plötzlich in ein Schreckensbild verwandelt, dann aber machte er blitzschnell einen Versuch vom Pferde zu springen und wäre gestürzt, wenn Raimund ihn nicht rasch erfaßt und gehalten hätte. Jetzt aber sträubte sich das Kind mit krampfhafter Heftigkeit gegen die Arme, in denen es eben noch Schutz gesucht hatte, sein ganzer kleiner Körper bebte und zitterte, während es ein lautes Angstgeschrei ausstieß. Es hätte sich gegen einen Mörder nicht verzweifelter wehren können, das eine Wort: der Felsenecker! genügte, um all seine Zutraulichkeit in blindes Entsetzen zu verwandeln.

Raimund sprach kein Wort, er erfaßte den Knaben und ließ ihn vom Pferde niedergleiten. Toni gewann die Hecke, aber er sprang in athemloser Hast zu Boden und rannte auf den Priester zu, hinter dem er sich zu verstecken suchte. So sehr er diesen auch fürchtete, es war doch immer der Herr Pfarrer, und der Mann dort auf dem Pferde war der leibhaftige Böse!

Gregor stand hochaufgerichtet da, und der Hohn spielte noch um seine Lippen. Er war wieder einmal Sieger geblieben in dem Kampfe, seine Hand führte fest und sicher den tödtlichen Stoß auf den Gegner, und diesmal hatte er getroffen, das sah man. Raimund warf noch einen Blick zurück, nur einen einzigen, dann setzte er seinem Rosse die

Sporen in die Seite, daß es sich hoch aufbäumte und sprengte davon.

Im Dorfe herrschte in der That eine ungewöhnliche Aufregung, selbst die Frauen standen vor den Thüren und sprachen laut und erregt mit einander. In der Mitte der Dorfstraße aber, wo das Haus des Gemeindevorstehers lag, hatte sich fast die ganze Bevölkerung versammelt, es schien dort irgend eine Berathung stattzufinden, aller Augen waren auf die Thür gerichtet, und der Pfarrer mußte wohl schon die Nachricht gebracht haben, daß der Schloßherr auf seinem Willen beharre, denn in der Menge, die aus einigen hundert Personen bestehen mochte, wurden überall Drohungen und Verwünschungen gegen den „Felsenecker" laut.

Raimund sah und hörte das in dem Augenblick, wo er in die Dorfstraße einbog, er wußte sehr gut, daß ihm dort Gefahr drohte, aber seine Stimmung war nicht danach, der Gefahr auszuweichen. Die eben erlebte Scene hatte ihm gezeigt, wie weit der Bann ging, den Gregor Vilmut über ihn ausgesprochen. Er hatte es gewagt, ein Kind in die Arme zu schließen, das noch gar kein Verständniß für Haß und Feindseligkeit besaß, und selbst von diesem Kinde mußte er Haß und Feindseligkeit erfahren. Der Mann hatte so Vieles erfahren in den letzten Monaten, dies entsetzte Abwenden des Knaben, der sich eben noch

vertrauend an ihn geschmiegt hatte, ertrug er nicht, es war der Tropfen, der das längst gefüllte Maß der Bitterkeit zum Ueberlaufen brachte.

Die lärmende Menge war anfangs viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um den nahenden Reiter zu bemerken, endlich wurde er doch von einem Bauern entdeckt, der laut ausrief:

„Da ist er! Da kommt der Felsenecker!"

Eine jähe, blitzähnliche Bewegung ging durch die ganze Versammlung, Alle wandten sich um, alle Blicke hafteten auf dem Freiherrn, der sich noch in einiger Entfernung befand. Der Lärm verstummte, wie auf Commando, aber das dumpfe unheimliche Schweigen, das urplötzlich eintrat, war noch bedrohlicher für den Schloßherrn.

Da öffnete sich die Thür des Hauses und der Gemeindevorsteher selbst, Rainer und noch einige der angesehensten Bauern traten heraus. Auch sie stutzten, als sie den Freiherrn erblickten, der sich noch in einiger Entfernung befand, und in dem Gesichte des Vorstehers zeigte sich ein Ausdruck von Besorgniß, als er die aufgeregte Menge überblickte, Rainer dagegen sagte ganz laut:

„Der Werdenfels? Um so besser! dann können wir es gleich hier auf der Stelle mit ihm ausmachen."

Raimund hatte längst den Galopp seines Pferdes

gemäßigt und kam jetzt im Schritt näher. Die Haltung der Bauern ließ keinen Zweifel darüber, daß und wie sie ihn erwarteten, aber er nahm keine Notiz davon, sondern sagte kurz:

„Was sperrt ihr hier die Dorfstraße? Gebt Raum, daß ich hindurch kann.“

Der herrische, befehlende Ton war ebenso ungewohnt wie unvorsichtig in diesem Augenblicke, aber es lag darin jener herbe Trotz, der die Gefahr herausfordert, statt sie zu vermeiden. Die Menge schien diese Herausforderung auch zu begreifen, denn es wurde ein dumpfes Murren laut, und Rainer trat mit einer trotzigen Bewegung vor, als der Gemeindevorsteher, der einen Ausbruch zu fürchten schien, ihn zurückdrängte und an seiner Stelle das Wort nahm:

„Wir wollten eben zu Ihnen, Herr Baron, auf's Schloß, um mit Ihnen zu reden.“

„Worüber?“ fragte Werdenfels, indem sein Blick kalt und verächtlich über die Menge hinglitt, die jetzt näher herandrängte. Die Dorfstraße war in der That in ihrer ganzen Breite gesperrt, und anstatt Platz zu machen, umgab man den Freiherrn und sein Pferd von allen Seiten, so daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte.

„Nun, über das, was heute Nacht passirt ist,“ antwortete der Vorsteher. „Ist es wahr, daß Sie bei den Gerichten Anzeige machen wollen, wie der Herr Pfarrer sagt?“

„Ja, denn ich bin nicht gesonnen, noch länger die Zerstörungen meines Eigenthums zu dulden. Uebrigens ist das meine Sache allein."

„Nun, uns geht sie doch auch an, sollt' ich meinen!" brach Rainer los, der sich jetzt nicht länger zurückhalten ließ. „Daß Sie es nur wissen, Herr Baron, ich habe auch einen Buben dabei, und den laß ich nicht in's Gefängniß. Ich leid' es nicht, daß ihm etwas geschieht."

„Das habt Ihr mit den Gerichten auszumachen," sagte der Freiherr ebenso kalt wie vorhin. „Und jetzt noch einmal — macht mir Platz, ich will hindurch!"

Der Befehl wurde mit einer solchen Energie herausgeschleudert, daß die Bauern, überrascht und bestürzt, wirklich Miene machten, zu gehorchen. Eine rücksichtslose und furchtlose Energie wirkt immer auf die Menge, zumal hier, wo man sie gar nicht vorausgesetzt hatte, aber der Eindruck war nicht von Dauer.

„Oho, wollen Sie etwa mit uns umgehen, wie Ihr Vater?" rief Rainer höhnisch. „Das geht heutzutage nicht mehr, die Zeiten sind vorbei, und mit Ihnen haben wir so noch eine alte Rechnung abzumachen!"

Die Worte schienen die Menge zu entfesseln, die bisher noch eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hatte. Von allen Seiten erhob sich lärmende Zustimmung, das Murren

wurde zum Geschrei, und Vorwürfe und Verwünschungen, wie sie nur der wildeste Haß, der krasseste Aberglaube erfinden kann, brachen gegen den Freiherrn los. Noch waren es bloße Worte, aber schon in der nächsten Minute konnten es Thätlichkeiten werden.

Der Gemeindevorsteher, der einzige Gemäßigte und Besonnene, versuchte es vergeblich sich Gehör zu verschaffen, er wurde überschrieen, und als er Rainer beschwichtigen wollte, stieß ihn dieser ohne Weiteres zurück.

Raimund hielt inmitten der tobenden Menge, ohne auch nur den Versuch einer Beruhigung oder Verständigung zu machen. Er blickte so fremd und theilnahmlos auf all dies Lärmen und Drohen, als sei er gar nicht der Gegenstand desselben, in seinem Antlitz lag wieder jene todte eisige Ruhe, die mit der Welt und den Menschen abgeschlossen hatte; er war ja gescheitert mit dem Versuche, ihnen wieder nahe zu treten! Nur in seinem verdunkelten Blicke zuckte etwas auf wie herbe Verachtung, als er auf diese Menschen niedersah, denen er hundertmal die helfende Hand gereicht hatte, deren Sicherheit er mit einem Opfer von vielen Tausenden hatte erkaufen wollen — und die ihm nun so lohnten.

„Geben Sie mir meinen Buben heraus und die Anderen dazu!" schrie Rainer in zügelloser Wildheit. „Wir

dulden es nicht, daß sie im Schlosse eingesperrt bleiben. Geben Sie sie heraus!"

„Ja, sie müssen heraus! Wir wollen sie heraus haben!" tobte und schrie es von allen Seiten, und Roß und Reiter wurden so dicht umdrängt, daß sie sich nicht regen konnten.

Werdenfels hielt mit vollster Kraft den schnaubenden, bäumenden Emir im Zügel, der mit jeder Minute scheuer und wilder wurde; wäre er nicht so vollständig des Thieres Herr gewesen, es hätte sich mit seinen Hufen gewaltsam Bahn geschafft durch seine Bedränger.

Noch wagte sich Niemand an den Freiherrn, aber jetzt gab ein halberwachsener Bursche das Zeichen zum Angriff, indem er die Zügel des Pferdes packte.

„Laß das Pferd los!" sagte Raimund mit dumpfer, halberstickter Stimme. „Laß los oder —"

Der Bursche gehorchte nicht — er wandte sich im Gegentheil jetzt gegen den Freiherrn selbst und versuchte ihn herabzureißen.

Raimund zuckte zusammen, als die rohe Faust des Burschen ihn berührte, sein eben noch so bleiches Gesicht wurde von einer flammenden Röthe übergossen; er hob sich hoch im Sattel, die Reitpeitsche pfiff durch die Luft, und ein furchtbarer Hieb sauste nieder auf den Angreifer, so daß

dieser laut aufschreiend und mit einer blutigen Strieme zurücktaumelte.

Ein allgemeiner Aufschrei der Wuth und Rache folgte der raschen That, man war im Begriff, sich auf den Freiherrn zu stürzen, aber dieser hatte die Reitpeitsche von sich geworfen und eine Pistole hervorgezogen, welche auch er jetzt immer bei sich trug.

„Zurück!“ rief er mit einer Stimme so voll und mächtig, daß sie den ganzen Tumult beherrschte. „Zurück, sage ich! Wer es wagt, mich anzurühren, ist des Todes!“

Die Bauern wichen zurück, sogar Rainer ließ die erhobene Hand sinken. Sie waren Hundert gegen Einen, der bei einem allgemeinen Ansturm leicht überwältigt und niedergerissen wurde, aber es war eine alte Erinnerung, die ihre Arme lähmte.

Sie hatten es bisher nicht gewußt, daß auch der jetzige Herr von Werdenfels die Züge seines Geschlechtes trug, weil der Ausdruck bei dem ernsten, düsteren Manne ein so ganz anderer war, in diesem Augenblicke aber trat die Aehnlichkeit mit seinem Vater so unverkennbar, so überwältigend hervor, als sei jenes Bild im Schlosse aus seinem Rahmen gestiegen.

Die Meisten kannten noch jenen Ton und jene Stimme, die sie so oft aus dem Munde des verstorbenen Freiherrn

gehört hatten, und das waren auch seine wildflammenden Augen, sein ganzes Antlitz, als sei er aus dem Grabe erstanden und mit ihm die alte Zeit, wo er noch ungestraft Tyrann sein durfte und niedertrat, was sich ihm in den Weg stellte. Dies plötzliche, energische Aufflammen des Sohnes, der sich vor ihren Augen zu verwandeln schien, erfüllte die Bauern mit abergläubischem Staunen und die Todesdrohung, die er ihnen entgegenschleuderte, jagte sie vollends in Schrecken.

Man wußte es ja, daß der Felsenecker „fest" war, daß Niemand ihm etwas anhaben konnte. Er streckte vielleicht mit einer einzigen Kugel die sämmtlichen Angreifer zu Boden und schwang sich dann durch die Luft davon, nach seinem unzugänglichen Bergschlosse, gegen Hexenkünste half ja keine Uebermacht — der Aberglaube, der dem Freiherrn so oft verhängnißvoll geworden war, schien jetzt seine Rettung zu werden.

Der Lärm verstummte, die dichtgekeilte Menge öffnete sich und machte Anstalt, den Weg freizugeben. Rainer, der mit finsterer Stirn und zusammengebissenen Zähnen dastand, sah das, langsam zog er sein Messer hervor und öffnete es und in dem Augenblick, wo Werdenfels wirklich davonritt, sprang er vor.

„Nun, wenn er fest ist, so wird es doch das Pferd

nicht sein!" rief er höhnisch und dabei führte er blitzschnell, aber mit voller Gewalt, einen Stoß gegen den Leib des Thieres, das Messer vergrub sich bis in das Heft darin.

Ein furchtbares, wildes Aufbäumen des auf den Tod verwundeten Pferdes scheuchte alles aus seiner Nähe, die Menschen stoben rechts und links zur Seite, während Raimund, der noch gar nicht wußte, was geschehen war, vergeblich versuchte, des Zügels Herr zu bleiben. Emir setzte nochmals zu einem letzten, verzweifelten Sprunge an, aber die Kraft versagte ihm, er schlug wild mit den Vorderfüßen in die Luft, überschlug sich dann und, den Reiter aus dem Sattel schleudernd, stürzte er im Todeskampfe zusammen.

Das Alles war das Werk weniger Minuten. Das Pferd lag verblutend am Boden und wenige Schritte entfernt der Reiter. Auch von seiner Stirn rieselte das Blut nieder und er lag regungslos ausgestreckt, ohne Lebenszeichen. In der eben noch so haßerfüllten Menge herrschte eine Todtenstille, scheu blickten Alle auf den Gestürzten und auf das sterbende Roß, sie sahen es jetzt freilich, daß der Felsenecker nicht fest war, aber es schien, als hätte er den Beweis mit seinem Leben bezahlt.

Da kam ein Wagen im schnellsten Trabe durch das

Dorf, der Kutscher trug die Werdenfels'sche Livrée, und ein junger Mann beugte sich aus dem Schlage. Es war Paul, der von Rosenberg zurückkehrte; als er die ungewöhnliche Versammlung in der Dorfstraße gewahrte, ließ er den Wagen halten und sprang heraus.

„Was giebt es? Was ist geschehen?" fragte er rasch und unruhig.

Niemand antwortete, aber die Nächststehenden drängten sich unwillkürlich dichter zusammen, um dem jungen Baron den Anblick zu entziehen, endlich nahm der Gemeindevorsteher das Wort.

„Es ist ein Unglück passirt," sagte er stockend. „Der Freiherr — ist gestürzt."

„Gestürzt? Hier in der Dorfstraße?" rief Paul, indem er sich Bahn machte und den Kreis durchbrach. Ein einziger Blick zeigte ihm, was geschehen war, in der nächsten Minute war er an der Seite seines Onkels und versuchte, ihn aufzurichten.

Da öffneten sich nochmals die Reihen und diesmal ohne jedes Zögern vor dem Pfarrer, den der steigende Tumult denn doch aus seiner Wohnung getrieben hatte.

„Was ist vorgefallen?" fragte auch er. „Ein Unglück?"

„Nein, ein Verbrechen!" sagte Paul mit Bitterkeit, in-

dem er auf das erstochene Pferd wies. „Sie sind ja sonst immer am Platze, Hochwürden, wenn in Werdenfels etwas vorfällt — hier kamen Sie wohlweislich zu spät!"

---

Am andern Morgen, zu noch sehr früher Stunde, öffnete Vilmut das Gitterthor von Rosenberg. Während er rasch dem Hause zuschritt, bemerkte er den alten Ignaz, der beschäftigt war, die Pferde aus dem Stalle zu ziehen, und dabei mit ungewohnter Eile zu Werke ging; der Pfarrer blieb stehen.

„Will Frau von Hertenstein ausfahren?" fragte er.

„Ja, Hochwürden," versetzte der Alte, indem er seine Beschäftigung unterbrach und die Mütze zog. „Die gnädige Frau will sogleich fort."

„So früh schon? Und wohin?"

„Das weiß ich nicht, aber ich soll mich beeilen, so viel ich nur kann."

Vilmut erwiderte nichts, doch er beschleunigte seinen Schritt noch mehr und trat gleich darauf in das Balconzimmer.

Anna befand sich allein dort, sie ging in heftigster Unruhe und Aufregung auf und nieder, einen offenen

Brief in der Hand. Das Antlitz der jungen Frau war fieberhaft geröthet, und ihre Augen leuchteten in unnatürlichem Glanze, ihr ganzes Wesen verrieth eine verzehrende Angst, während sie wieder und immer wieder das Billet las, welches nur wenige Zeilen zu enthalten schien.

Beim Eintritte Gregors blieb sie stehen, aber kein Wort begrüßte den so unvermuthet Eintretenden, stumm, in beinahe feindlicher Haltung stand sie da und erwartete seine Anrede. Gregor bemerkte das sofort, er sah den Brief in ihren Händen und errieth den Zusammenhang.

„Ich komme so früh, um zu verhindern, daß die Gerüchte aus Werdenfels entstellt und übertrieben zu Dir gelangen," begann er. „Du scheinst aber bereits davon unterrichtet zu sein."

„Ich habe soeben die Nachricht erhalten. Paul Werdenfels sandte einige Zeilen an seine Braut, und Lily gab den Brief in meine Hände."

An seine Braut! Also hatte die Verlobung bereits stattgefunden, trotz der Einsprache des Vormundes. Unter anderen Umständen würde Gregor diese Mißachtung seiner Autorität streng gerügt und ein energisches Veto eingelegt haben, jetzt achtete er kaum darauf. Was galt ihm in diesem Augenblicke Lily, was selbst die Auflehnung gegen seinen Willen, seine Augen hingen in finsterer Unruhe

an der jungen Frau, als wollten sie die Wirkung jener Nachricht erforschen.

„So weißt Du vermuthlich, daß die Wunde des Freiherrn keine tödtliche ist," sagte er. „Der Arzt erklärt sie für bedenklich, giebt aber Hoffnung. Ich sprach ihn selbst, als er vom Schlosse kam; ich wollte Gewißheit über die Folgen des Sturzes haben."

„Des Ueberfalles, meinst Du! Man stach ja das Pferd nieder und zwang den Reiter, zu stürzen."

„Wer hieß ihn die Gefahr herausfordern? Ich hatte ihn ausdrücklich gewarnt, es war eine Tollkühnheit, allein mitten durch das Dorf zu reiten und der aufgeregten Menge jedes Zugeständniß zu verweigern. Sein Neffe, der ihn sonst stets begleitet, war vermuthlich in Rosenberg, denn er erschien erst nach der Katastrophe."

„Und wo warst Du, Gregor?" fragte Anna, indem sie wie drohend vor ihn hintrat.

„Ich? Bin ich etwa der Hüter des Freiherrn von Werdenfels?"

„Du hast ja von jeher Deinen Stolz darein gesetzt, der Hüter Deines Dorfes zu sein. Bei jedem noch so unbedeutenden Streite bist Du schlichtend und entscheidend dazwischen getreten, hier bliebst Du ruhig im Pfarrhause, hier, wo es sich um Leben und Tod handelte. Aber frei-

lich, es galt ja Raimund, für den allein war deine Hülfe nicht da. Vielleicht komme ich schon zu spät, wenn ich zu ihm eile."

„Wohin willst Du?" fuhr Gregor auf.

„Nach Werdenfels — zu Raimund!"

„Also doch! Ich ahnte etwas Derartiges. Er hat wohl schleunigst den Unfall dazu benutzt, um Dich an seine Seite zu rufen?"

Die junge Frau senkte wie schuldbewußt das Haupt.

„Nein! Raimund könnte seinen Tod vor Augen sehen, er würde mich nicht rufen, nachdem ich ihn so zurückgestoßen habe, aber es bedarf dessen nicht, ich komme freiwillig."

Sie trat an das Fenster, um zu sehen, ob der Wagen bereit sei, aber Ignaz ging trotz der ihm anbefohlenen Eile mit großer Umständlichkeit zu Werke, er war noch immer nicht fertig. Die junge Frau preßte in krampfhafter Ungeduld die Hände zusammen, sie achtete kaum mehr auf Vilmut, der ihr gefolgt war und jetzt dicht neben ihr stand.

„Ich habe diesen Entschluß gefürchtet und bin eigens gekommen, ihn zu hindern," sagte er mit der alten Härte und Entschiedenheit. „Du bist vollständig unzurechnungsfähig, sobald es sich um eine Gefahr dieses

Mannes handelt. Man muß Dich zur Besinnung rufen. Ich werde nicht zugeben —"

„Spare Deine Worte!" unterbrach ihn Anna. „Denkst Du, ich werde mich zurückhalten lassen, wenn ich Raimund leidend, vielleicht sterbend weiß? Seine Todesgefahr hat mir gezeigt, wo mein Platz ist, wo er längst hätte sein sollen. Ich achte jetzt nichts mehr."

„Auch nicht Deinen Ruf? Vor den Augen der Welt ist der Freiherr Dir ein Fremder. Mit welchem Rechte willst Du bei ihm weilen?"

„Mit dem Rechte der Braut, der künftigen Gattin! Ich war Raimunds Verlobte und bin es noch."

„Thorheit! Du selbst hast die Verlobung aufgehoben, Du wurdest das Weib eines Andern und Werdenfels lebte jahrelang fern von Dir."

„Glaubst Du, daß er mich in all den Jahren vergessen hat oder ich ihn?" fragte die junge Frau mit bebender Stimme. „Ja, ich löste die Verbindung, von Dir gedrängt, gezwungen. Ich war damals kaum achtzehn Jahre, und ich war in Deiner Schule herangereift, in Deiner Lehre erzogen, die keine Gnade kennt für ein Vergehen, nur Verdammniß und Strafe. Ich hätte Raimund damals hören müssen, als er Gehör forderte, ihn allein, denn er hat Recht, so lange Du zwischen uns standest mit

Deinem Eisesblick, war jede Verständigung unmöglich. Ich durfte ihm die Vertheidigung nicht verweigern."

„Hat er sich vertheidigt, als Du ihn fragtest?" sagte Gregor langsam. „Hat er mich der Lüge geziehen, als ich ihn anklagte? Und doch wußte er, daß an seinem Worte Dein Besitz hing. Du hättest ein Schuldbekenntniß empfangen, nichts weiter."

„Nun denn, so mußte ich verzeihen, anstatt zu verdammen, und mit ihm tragen, was das Schicksal über uns verhängte. Was Du damals als Pflicht von mir fordertest, was Du mir als Charakterstärke ausmaltest, das war Schwäche und Feigheit dem Manne gegenüber, den ich liebte. Ich zitterte für mein Glück, für mein Heil an seiner Seite, und ich hätte doch nur nach dem seinigen fragen dürfen. Wir haben Beide den Irrthum gebüßt mit Jahren der Trennung und Verzweiflung, aber jetzt endlich ist es klar in meiner Seele geworden. Ich frage nicht mehr darnach, was Raimund gethan hat, und ich schaudere nicht mehr davor zurück. Mag die ganze Welt ihn ausstoßen und verdammen, mag der Schatten, der sein Leben verdunkelt, auch das meinige in Nacht hüllen — ich theile seine Schuld und sein Verderben!"

Es lag ein stürmischer, leidenschaftlicher Triumph in ihren Worten, der Triumph des Befreiten, der endlich die

lang getragenen Fesseln abwirft und sich durch keine Bande mehr halten läßt. Vilmut fühlte das, wußte das, und trotz alledem machte er noch einen letzten ohnmächtigen Versuch.

„Du wirst Dein unsinniges Vorhaben nicht ausführen," sagte er mit einer Stimme, die in ihrer furchtbaren Erregung fast erstickt klang. „Ich dulde es nicht. Hörst Du, Anna? Ich verbiete es Dir, und sollte ich Dich mit Gewalt zurückhalten, Du gehst nicht!"

Er machte eine Bewegung, als wolle er wirklich ihren Arm ergreifen, um seine Drohung auszuführen. Anna lächelte nur, halb mitleidig, halb verächtlich, und der Strahl ihres Auges traf ihn mit vollster Macht.

„Hüte Dich, Gregor, Dein Haß verräth zu viel. Ich habe in der letzten Zeit tiefer gesehen, als Dir vielleicht lieb ist. Leugne es, wie Du willst, aber ich sage Dir, Du hast Raimund von jeher gehaßt und wirst ihn hassen bis zum Grabe — weil ich ihn liebe!"

Vilmut's Antlitz zeigte wieder jene fahle Blässe, wie bei jener Unterredung mit dem Freiherrn, aber diesmal fuhr er nicht auf und wies die Anklage nicht mit stolzer Entrüstung zurück. Starr und wortlos blickte er auf die junge Frau; doch er wagte es nicht mehr, sie zu hindern, als sie den Mantel umwarf und sich zum Gehen wandte.

„Ich gehe zu Raimund. Leb' wohl, Gregor, wir Beide sind zu Ende mit einander!“

Sie verließ das Zimmer und wenige Minuten später hörte Vilmut draußen den Wagen fortrollen, der sie nach Werdenfels führte. Da brach die lähmende Starrheit, die ihn gefesselt hielt, und mit ihr die eiserne Kraft des Mannes; mit einem Stöhnen, das fast einem Aufschrei glich, schlug er beide Hände vor das Antlitz, der wilde, verzweifelte Ausbruch zeigte, wie es um ihn stand.

Erst jetzt kam die volle Wahrheit dessen über ihn, was er bisher nicht hatte wissen wollen, was er sich abgeleugnet, wogegen er gerungen hatte mit all der Energie seines Charakters, er unterlag ihm schließlich doch. Es war eine Stunde furchtbarer, erbarmungsloser Selbsterkenntniß für den Priester, sie raubte ihm den Grund, auf dem er bisher so felsenfest gestanden, den Glauben an sich selbst, an die Reinheit seines Wollens und Handelns. Er hatte geglaubt, ein strenger aber gerechter Richter zu sein, der hoch dasteht über jeder Schuld und Versuchung, und jetzt erkannte er, daß all sein Thun nur Haß gewesen war, der wilde, glühende Haß des Mannes gegen den Mann, wenn beide ein Weib lieben.

Er wähnte, die Versuchung sei überwunden, der Sieg errungen, als er Anna zu der Vermählung mit einem

Manne drängte, in dessen Arme sie nur die Verzweiflung trieb, als er es über sich gewann, selbst ihre Ehe am Altar einzusegnen, und tief im Grunde seines Herzens hatte sich doch der Triumph darüber geborgen, daß sie nun dem Einen entrissen wurde, den er haßte, weil sie ihn liebte, daß sie diesem Einen auf immer verloren war.

Aber als der Tod jenes Band löste, als die junge Frau zurückkehrte und die alte unbesiegliche Liebe wieder ihre unsichtbaren Bande zwischen ihr und Raimund wob und sie mit geheimer, unwiderstehlicher Gewalt zu einander zog, da wachte mit der Eifersucht auch die alte Leidenschaft wieder in dem Herzen Gregors auf. Sie war nicht todt, nicht begraben, wie er wähnte, sie loderte aus der Asche zu hellen Flammen empor.

Doch ein Glück, das ihm auf ewig verloren war, das sollte und durfte auch kein Anderer genießen! Er gebrauchte schonungslos die Waffe, die das Schicksal mit jenem unseligen Geheimniß in seine Hand gelegt hatte, er schürte den Haß gegen den Freiherrn bis zum Fanatismus. Und jetzt, wo Raimund ein Opfer dieses Hasses geworden war, jetzt hätte sein Verfolger alles hingegeben, wäre er an der Stelle des Gebannten, Verfehmten gewesen, hätte er wie dieser blutend und vielleicht sterbend dagelegen — um solchen Preis! —

Eine Stunde später trat Paul Werdenfels, der soeben eine Meldung des Haushofmeisters erhalten hatte, rasch auf die Schloßterrasse hinaus und eilte zu einem Wagen, der am Fuße derselben hielt. Er hob zuerst seine Braut heraus und reichte dann ihrer Schwester die Hand.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden," sagte er. „Beruhigen Sie sich, der Arzt giebt uns Hoffnung."

Anna, deren Augen mit angstvoller Frage an seinen Lippen hingen, athmete tief auf.

„Gott sei Dank! Ich fürchtete das Schlimmste. Weiß Raimund —?"

„Nein, er ahnt nicht, daß ich Ihnen geschrieben habe. Kommen Sie, ich werde es bei dem Arzte vertreten."

Er führte die beiden Damen in das Schloß und ging dann zu seinem Onkel. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und geleitete die junge Frau nach dem Schlafzimmer des Freiherrn, wo er sie eintreten ließ, während er selbst zurückblieb.

Anna glitt leise durch das verdunkelte Zimmer, bis zu dem Lager, wo Raimund bleich, erschöpft von dem Blutverlust, aber mit vollem Bewußtsein ihr entgegenblickte.

„Paul hat Dir wohl schlimme Nachrichten gesendet?" sagte er ruhig, ohne Vorwurf. „Der Arzt spricht von

Hoffnungen, aber Du wärst schwerlich gekommen, wenn Du mich nicht sterbend wüßtest."

Da neigte sich das schöne, von heißen Thränen überströmte Antlitz über ihn, und er hörte wieder jene weichen, süßen Laute, wie er sie in der ersten Zeit der Liebe und des Glückes vernommen hatte:

„Vergieb, Raimund, daß ich so lange zögerte. Jetzt habe ich alles überwunden, alles — nur nicht die Liebe zu Dir! Ob Deine Braut mit Dir sterben, ob Dein Weib mit Dir leben wird, in Leben oder Tod, ich bleibe Dein!"

---

Der Frühling nahte. Drunten in der Ebene begann er sich schon leise zu regen, all das schlafende Leben begann zu erwachen und emporzukeimen und überall sproßte und blühte es hervor.

Nur im Hochgebirge allein behauptete der Winter noch seine Herrschaft. Hier hatte er sich wie in einer unzugänglichen Burg verschanzt und setzte dem andringenden Frühling einen letzten, verzweifelten Widerstand entgegen. Noch standen die Höhen ringsum im weißen Schneegewand, und ein eisiger Wind wehte in die Thäler nieder. Die Eis-

jungfrau herrschte noch unumschränkt, so weit das Gebiet der Geisterspitze reichte.

Felseneck lag nicht mehr so einsam und verlassen da, wie während des Winters, denn der Schloßherr befand sich jetzt wieder dort, und mit ihm waren auch seine künftige Gemahlin und deren Schwester gekommen. Anna hatte Wort gehalten, sie war nicht von Raimunds Seite gewichen, und die öffentliche Erklärung ihrer Beziehungen zu ihm rechtfertigte auch in den Augen der Welt diesen Entschluß.

Werdenfels und die gesammte Umgegend erfuhren mit höchster Ueberraschung, daß der Freiherr sich noch vor jenem gefährlichen Sturze mit dem Pferde mit Frau von Hertenstein verlobt habe, und daß die Veröffentlichung eben stattfinden sollte, als der Unfall erfolgte. Die Braut erfüllte nur ihre Pflicht, wenn sie zu ihrem Verlobten eilte und seine Pflege übernahm, man fand das durchaus in der Ordnung.

Die Genesung des Freiherrn hatte einen so schnellen und günstigen Verlauf genommen, daß schon nach wenigen Wochen die Uebersiedelung nach Felseneck erfolgen konnte. Der Arzt, dem die Verhältnisse in Werdenfels nicht unbekannt waren, drang darauf, daß der Genesende allen peinlichen Erinnerungen und Einflüssen entzogen werde.

In der Ruhe und Einsamkeit seines Bergschlosses sollte er die volle Heilung finden.

Die Nachricht selbst aber machte unglaubliches Aufsehen in den Kreisen der Nachbarschaft. Die junge, schöne und, wie man glaubte, auch reiche Wittwe war überall der Gegenstand des lebhaftesten Interesses gewesen, und man erwartete mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie wieder in der Gesellschaft erscheinen werde. Statt dessen verlobte sie sich mit dem Felsenecker, dem düsteren, unheimlichen Sonderling! Die Neuigkeit war so seltsam, daß sie eine zweite, die ihr unmittelbar folgte, die Verlobung des Baron Paul mit der Schwester der Frau von Hertenstein, ganz in den Hintergrund drängte.

Das Begriffsvermögen der Werdenfelser aber hörte diesen beiden Thatsachen gegenüber vollständig auf, und sie waren sehr geneigt, an eine neue Hexerei des Felseneckers zu glauben.

In seinem Arbeitszimmer stand Raimund am Fenster. Es war noch unverändert das Thurmgemach mit den tiefdunklen Vorhängen und Farben, mit seiner ganzen düsteren Pracht, die jeden Lichtstrahl abzuwehren schien. Auch heute hüllte es sich schon in Schatten und Dämmerung, während draußen der Sonnenuntergang seine leuchtende Gluth über die ganze Bergwelt ausgoß.

Auch auf dem Gesichte des Freiherrn lag ein Wiederschein jener Gluth. Es war nicht mehr der düstere, einsame Träumer von ehemals, der dort stand; in seinen Zügen leuchtete es wieder wie ein Schimmer von Jugend und Glück, und seine ganze Haltung und Erscheinung verriethen neu erwachtes Leben und wiedergewonnene Kraft. Nur die breite, dunkelrothe Narbe auf der Stirn erinnerte noch an das überstandene Leiden.

Und dennoch war eins zurückgeblieben, das unauslöschlich zu sein schien. In den Augen Raimunds lag noch tief und schwer der alte Schatten, und es war wieder der alte dunkle Blick, mit dem er zu der Geisterspitze emporsah. Dies Eine war selbst der Liebe und dem Glücke nicht gewichen! Die frische Wunde auf der Stirn hatte sich geschlossen, aber jenes alte Weh im Innern blutete fort und wollte nicht vernarben. Der Bann war nicht gelöst, und die Vergangenheit warf ihren Schatten selbst in das neue Leben.

Da wurde leise die Thür geöffnet, und ein Frauenkleid rauschte auf dem Teppich des Fußbodens. Werdenfels wandte sich um, und jetzt schwanden Düsterheit und Schatten aus seinen Blicken, sie strahlten auf in leidenschaftlichem Glücke, als er seine Braut eintreten sah.

Anna hatte die Trauer abgelegt, die sie so lange ge-

tragen, und es war, als sei damit auch jener strenge Ernst, jene stolze Kälte gewichen, die sie mit einer solchen Unnahbarkeit umgaben vor fremden Augen. Die hohe schlanke Gestalt in dem hellen Gewande glitt wie ein Sonnenstrahl in das dunkle Gemach, und in dem sonnigen Lächeln, mit dem sie Raimund begrüßte, ging selbst jener Zug energischer Willenskraft unter, der sonst ihrem Antlitz das Gepräge lieh. Es war das glückselige Lächeln des Weibes, das wochenlang um den Geliebten gebangt und gezittert hat und ihn nun endlich genesen, gerettet sieht.

„Ich habe soeben Nachricht von meinem verwaisten Rosenberg erhalten,“ sagte sie. „Man kann sich dort gar nicht in meine lange Abwesenheit finden, und auch meine kleine Lily fängt an, sich wieder nach Hause zu sehnen. Wir werden an die Rückkehr denken müssen.“

Sie sprach die letzten Worte mit einem gewissen Zögern, und in der That fuhr Raimund mit dem vollen Ausdruck des Schreckens empor.

„Du willst fort? Du willst mich verlassen?“

„Bin ich nicht lange genug bei Dir gewesen? Der Arzt hat Dich bei seinem heutigen Besuche für genesen erklärt. Du bedarfst meiner Pflege nicht mehr.“

„So bedarf ich Deiner Nähe! Ich kann sie nicht entbehren, selbst auf Stunden nicht!“

Die junge Frau schüttelte lächelnd den Kopf bei dieser leidenschaftlichen Versicherung, aber sie widersprach nicht, sondern trat an die offene Glasthür, welche nach dem Altan hinausführte.

„Es weht heute eine wahre Frühlingsluft draußen,“ sagte sie. „Sieh nur, wie das Abendroth dort oben verglüht.“

Raimund trat gleichfalls in die Thür, es war in der That nicht kühl, trotz der späten Stunde, und die Ranken des Epheu, der den Altan und das Mauerwerk umflocht, regten sich nur leise im Abendwinde.

Es war das alte Bild voll düsterer, wilder Großartigkeit, ringsum nur Felsen, Tannen und Schneegefilde. Die Eisjungfrau hielt noch überall ihre weißen Schleier gebreitet, noch stand ihr krystallenes Reich in unverminderter Pracht, aber es fehlte der eisige Hauch, der dies Reich geschaffen und ihm die Dauer gegeben hatte, es fehlte die starre Todesruhe darin und das Todesschweigen.

Das Abendroth wob seine rosigen Schleier um die weißen Schneegipfel, und der höchste von allen, die Geisterspitze, die allein noch den Abschiedsgruß der scheidenden Sonne empfing, stand in dunkler Purpurgluth, einsam und mächtig, wie der Riesengeist des Gebirges, vor dem sich all die anderen Häupter neigen. Dort oben war noch alles

Glanz und Licht, während das Thal sich schon in blauen Nebelduft zu hüllen begann.

Der Frühling hatte seinen ersten Boten in das Hochgebirge entsendet — der Südwind war gekommen! Er wehte durch die Thäler, er schwang sich auf die Höhen und über die Schneegefilde, und unter seinem weichen warmen Hauche löſten sich die eisigen Fesseln des Winters.

Voller und mächtiger als sonst klang das Brausen des Bergstromes aus der Tiefe, aber jetzt war es nicht mehr das einzige Leben in einer erstorbenen Welt, jetzt verhallte sein Ruf nicht mehr einsam in schweigender Oede, von allen Seiten ringsum kam raunend und flüsternd die Antwort zurück. Aus allen Felsen und Klüften tönte es geheimnißvoll, wie von tausend erwachenden Stimmen, die sich erst leise, wie noch im Traume regten. Es tropfte, rieselte, rauschte überall — der Schnee begann zu schmelzen.

Anna brach zuerst das minutenlange Schweigen, das eingetreten war.

„Die Geisterspitze grüßt uns heute in seltener Pracht," sagte sie hinaufdeutend. „Es ist, als ob verborgene Flammen in ihrem Inneren loderten, der ganze Berg erscheint wie in Gluth und Licht getaucht."

Raimunds Blick war der Richtung des ihrigen gefolgt und hing jetzt gleichfalls an dem dunkelglühenden Gipfel.

„Und es ist doch nur Eis und Schnee da oben auf dem unzugänglichen Throne der Eisjungfrau. Sie duldet es nicht, daß man ihr in das Antlitz schaut, das habe ich erfahren, als ich mich einst in den Klüften der Geisterspitze — verirrte.“

„Wußtest Du denn nicht, daß sie unwegsam sind? Was suchtest Du dort oben?“

„Den Tod!“ sagte Werdenfels schwer und dumpf.

„Raimund!“

„Ja, Anna, ich habe ihn damals gesucht und ersehnt, weil ich es nicht für möglich hielt, ein ganzes langes Leben hindurch die Last zu tragen, die das Unheil einer einzigen Stunde auf mich gewälzt hatte. Mit zwanzig Jahren hält man es für so leicht, ein Ende zu machen mit all der Qual und dem Elend, aber das Leben weiß uns festzuhalten. Ich wurde aufgefunden, erstarrt und besinnungslos, aber ich erwachte doch und mußte weiter leben.“

„Und was — was trieb Dich hinauf in jene Eisklüfte?“

Die Frage kam leise, bebend von den Lippen der jungen Frau, und ebenso klang die Antwort Raimunds.

„Fragst du endlich darnach? Ich habe seit Wochen darauf gewartet, aber Du schwiegst immer, Du wußtest immer abzulenken. Ich sah es deutlich, Du wolltest nichts hören.“

„Ich durfte ja nicht! Der Arzt hatte es mir zur strengsten Pflicht gemacht, Dir jede Aufregung fern zu halten, er forderte die vollste Ruhe als erste Bedingung Deiner Genesung, und ich wußte nur zu gut, daß jede Berührung der Vergangenheit einen Sturm in Deinem Innern entfesseln würde. Jetzt aber bist Du genesen —" sie drückte die Hand gegen die Brust, und ein tiefer Athemzug rang sich daraus empor, „jetzt laß mich die Wahrheit hören!"

Raimund schwieg, aber er legte den Arm um seine Braut und zog sie an sich, während sein Auge mit banger unruhiger Frage das ihrige suchte, als fürchte er ein erneutes Zurückweichen, doch Anna legte mit voller inniger Hingebung das Haupt an seine Schulter.

„Fürchte nichts, Raimund! Was ich auch hören werde, ich schaudere nicht mehr davor zurück. Das war zu Ende in dem Moment, wo ich Dich von Gefahr und Tod bedroht wußte. Da fühlte ich, daß es nur eins giebt, was ich nicht ertragen kann — Dich zu verlieren! Und wenn es Schuld und Fluch ist, was Du mir zu bekennen hast, trennen wird es uns nicht mehr. Ich theile Deine Zukunft, ich will auch die Vergangenheit mit Dir theilen."

Raimund preßte sie an sich, doch nur einen Moment lang, dann ließ er sie aus den Armen. Die krampfhafte

Heftigkeit dieser Bewegung zeigte, wie nothwendig die Schonung bisher noch gewesen war.

„Du hast mehrere Jahre im Pfarrhause von Werdenfels gelebt,“ sagte er endlich. „Hörtest Du nie eine Anklage gegen mich?“

Anna schüttelte verneinend den Kopf.

„Deinen Vater klagte man an, aber Haß und Furcht hatten ja so manches Märchen über ihn erfunden, das unglaublich klang, ich glaubte auch dies nicht, und Gregor sprach niemals darüber. Von Dir war kaum jemals die Rede. Du lebtest ja immer auf Reisen, und wenn Du wirklich einmal nach dem Schlosse kamst, so vermiedest Du es, Dich im Dorfe zu zeigen. Ich hatte Dich niemals gesehen, und der Freiherr von Werdenfels, dem wir in Venedig begegneten, war mir ein Fremder bis auf den Namen.“

„Ich begreife es,“ sagte Raimund düster. „Damals schürte Vilmut den Haß noch nicht, er wußte, daß bei dem Charakter meines Vaters alsdann die blutigen Conflicte nicht ausbleiben konnten, und daß der Schaden auf Seiten seiner Pfarrkinder bleiben würde. Der damalige Gutsherr fragte nichts nach der allgemeinen Feindschaft, er verlachte sie und trat sie zu Boden. Ich war anders geartet!“

Er schwieg einige Secunden lang, und sein Blick verlor

sich wieder in die Weite. Das Abendroth dort über den Schneegipfeln zerfloß allmählich und auch die Gluth der Geisterspitze wurde matter und matter, die Abendschatten stiegen aus dem Thale bis hinauf zu den Höhen.

„Du hast meinen Vater oft genug schildern hören,“ begann Werdenfels von Neuem. „Er war eine harte, gewaltsame Natur, ein rücksichtsloser Vertreter der Privilegien seines Standes, und selbst als die neue Zeit sich drohend zu regen begann, wollte er nichts von Nachgiebigkeit und Einlenken hören. Er verachtete die revolutionäre Bewegung, die sich bald auch unter den Bauern kundgab, und vermaß sich, er werde ihr auf seinen Gütern die Spitze bieten.

Ich war damals kaum zwanzig Jahr und hatte noch viel von der Unselbstständigkeit des Knaben, denn ich war in vollster Abhängigkeit, in einem beinahe sclavischen Gehorsam erzogen. Der Vater liebte mich nicht, weil ich ihm so unähnlich war, und ich fürchtete ihn nur. Ich ersehnte die Zeit, wo ich Werdenfels verlassen sollte, um die Universität zu beziehen, wie der Gefangene die Freiheit ersehnt, aber wenige Monate vorher trat die Katastrophe ein.

Bei der Unbeugsamkeit des Gutsherrn kam es bald genug zum offenen Kriege mit unseren Bauern. Es gab damals kaum irgend eine Autorität mehr, die Leute konnten

und durften sich alles erlauben und trotzten darauf. Sie forderten alle möglichen Zugeständnisse, und als diese ihnen verweigert wurden, drohten sie mit Gewalt. Mein Vater wurde von allen Seiten gewarnt, aber vergebens; anstatt einzulenken, schleuderte er der wild erregten Menge eine höhnische Herausforderung entgegen, die sie vollends zur Wuth reizte. Man machte Anstalt, sich des Schlosses zu bemächtigen, aber mein Vater spottete über die Versuche, den Eingang zu erzwingen. Er bewaffnete die gesammte Dienerschaft und erklärte, er werde die ‚rebellische Bande' züchtigen.

Aber nur zu bald wurde ihm und uns Allen der ganze furchtbare Ernst unserer Lage klar. Die Diener zeigten sich feig und unzuverlässig, die in der Eile getroffenen Vertheidigungsmaßregeln hielten dem wiederholten Anstürmen nicht Stand, und wenn es wirklich zum Kampfe kam, mußten wir der Uebermacht erliegen. Was uns dann bevorstand, war nicht schwer zu errathen bei dem bis zum Wahnsinn gereizten Haß der Angreifer. Sie hätten uns erbarmungslos niedergemacht, für uns handelte es sich um Leben oder Tod.

Mein Vater, so wenig er den Tod fürchtete, so fest er entschlossen war, sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen, hätte er doch ein derartiges Unterliegen nicht ertragen. Ihm war es schon Entehrung, von solchen Händen

zu fallen. Ich sah, wie seine Stirn sich immer drohender umwölkte, wie er die Zähne zusammenbiß und über irgend einem finsteren Entschlusse brütete. Ich wagte es sonst niemals, ihm mit einem Rathe zu nahen, und er hätte mich auch nicht gehört, jetzt versuchte ich es.

‚Wir können das Schloß auf die Dauer nicht halten, Du siehst es,' sagte ich, ‚und auf die Diener ist kein Verlaß, sie lassen uns im Stich, wenn es ernstlich zum Kampfe kommt. Laß uns den Rückzug antreten, so lange es noch möglich ist. Die kleine Mauerpforte führt unmittelbar nach dem Schloßberg, die Gebüsche sind dort dicht genug, daß wir unbemerkt hinabgelangen können. In wenigen Minuten sind wir in der Meierei, wo wir Pferde finden, und können von dort nach Buchdorf. Was uns von den Dienern folgen will, nehmen wir mit, die Anderen haben nichts zu fürchten, denn man sucht nur uns allein.'

‚Rückzug? Flucht?' fuhr mein Vater auf. ‚Du wagst es, mir eine so schmähliche Feigheit zuzumuthen?'

‚Wo Einer gegen Zehn steht, ist der Rückzug keine Feigheit. Du hast oft genug Deine Soldaten in der Schlacht geführt, würdest Du sie nicht zurückgezogen haben vor einer solchen Uebermacht?'

‚Das war ein ehrlicher Krieg und ehrliche Feinde, hier handelt es sich um eine aufrührerische Rotte. Man soll

nicht sagen, daß der Freiherr von Werdenfels solchem Gesindel gewichen, daß er vor seinen Bauern und Tagelöhnern geflohen ist.'

‚Sollen die letzten Freiherren von Werdenfels fallen von den Händen dieser Tagelöhner? Täusche Dich nicht, Vater, Du hast keine Gnade geübt, Du wirst auch keine finden, und was auch mit uns geschehen mag, das Schloß fällt jedenfalls in ihre Hände.'

‚Schweig!' rief mein Vater, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte. ‚Das Schloß fällt nicht, sage ich Dir, und ich weiche nicht vom Platze. Ich werde dieser rebellischen Bande die verdiente Antwort geben, sie sollen an den Werdenfels denken! Du nimmst einstweilen meine Stelle ein, ich komme sogleich zurück!'

Er wandte sich von mir und rief seinen Jäger, dem er befahl, ihm zu folgen. Ich wußte mir seine Worte nicht zu deuten, aber ich fürchtete irgend eine Verzweiflungsthat. Der Jäger hatte einst im Regimente unter meinem Vater gedient und war ihm später auf seine Güter gefolgt. Er war der Vertraute seines Herrn und diesem blindlings ergeben, aber er galt für einen rücksichtslosen und gewissenlosen Menschen, der zu jeder That fähig war. Ich hatte in jener Minute nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn ich mußte meinen Posten bei der Vertheidigung einnehmen.

Da trat in dem Lärmen und Toben draußen eine Pause ein. Die Angreifer schienen sich zu berathen und planmäßiger vorgehen zu wollen als bisher, gleich darauf meldete mir einer der Diener, man suche Reisig zusammen, offenbar in der Absicht, die Eingangsthore, die bisher den Stößen und Hieben Widerstand geleistet hatten, durch Feuer zu zwingen. Das war eine neue, furchtbare Gefahr, und ich eilte, meinen Vater davon zu unterrichten.

Er hatte sich mit dem Jäger in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, aber gerade als ich nahte, wurde die Thür geöffnet, und ich hörte noch seine letzten Worte:

‚Die Verantwortung trage ich allein! Jetzt sieh zu, daß Du unbemerkt durch die Mauerpforte und den Schloßberg hinunter gelangst, und hüte Dich, daß Du unten im Dorfe nicht gesehen wirst. Vor allen Dingen aber beeile Dich, denn wir halten das Schloß keine Stunde mehr!‘

‚Verlassen Sie sich auf mich, gnädiger Herr!‘ klang die Stimme des Jägers in gedämpftem Tone. ‚Also die Scheune hinter dem Hofe des Eckfried!‘

Er öffnete die Thür vollends und trat heraus, aber er fuhr zurück, als er mich erblickte. Ich war der Sohn seines Herrn und konnte doch hören, was dieser mit ihm verhandelte, aber er warf mir einen seltsam scheuen Blick zu, sah dann umher, ob Niemand sonst in der Nähe war,

und eilte hastig an mir vorüber. Jetzt trat auch mein Vater heraus.

‚Was thust Du hier?‘ herrschte er mich an. ‚Warum bist Du nicht auf Deinem Posten geblieben?‘

Ich berichtete kurz, was draußen geschah, und sprach meine Befürchtung aus, daß man das Schloß anzünden wolle; er lachte auf mit schneidendem Hohne.

‚Recht so, laß sie es nur versuchen! Eine Weile halten die Eichenthüren noch Stand und bis dahin werde ich uns Luft schaffen. Sei ohne Sorge, Raimund, in einer halben Stunde ist die ganze Rotte zersprengt und zerstoben, es bleibt kein Einziger mehr am Platze, darauf gebe ich Dir mein Wort.‘

Mir stieg eine unbestimmte Ahnung von etwas Schrecklichem auf, obgleich ich den Zusammenhang nicht errathen konnte, und mit stockendem Athem fragte ich:

‚Was hast Du dem Jäger befohlen?‘

‚Was Du später erfahren wirst. Jetzt komm, wir sind draußen nöthig.‘

‚Was hast Du dem Andreas befohlen, Vater?‘ rief ich in steigender Angst.

Er trat dicht an mich heran und dämpfte die Stimme, aber sein Ton wie sein Antlitz verriethen kalte, erbarmungslose Entschlossenheit:

‚Still, nicht so laut! Ein Anderer darf das nicht hören. Es giebt nur ein Mittel, uns und das Schloß zu retten, und auf den Andreas kann ich mich verlassen. Wenn da unten im Dorfe Feuerlärm entsteht, stürzt alles hinunter, um zu löschen, und wir gewinnen Zeit und halten das Schloß, bis die Hülfe aus der Stadt kommt, die mir schon zugesagt ist. So starre mich doch nicht so an, als ob ich von Sinnen wäre! Es sind ja nur ein paar Scheunen, die in Flammen aufgehen sollen.‘

„Ich stand wie vom Donner gerührt, aber in der nächsten Minute raffte ich mich zusammen und wollte davonstürzen, der Vater vertrat mir den Weg.

‚Halt! Wo willst Du hin?‘

‚Dem Andreas nach, ich will ihn zurückholen! Das soll nicht geschehen, darf nicht geschehen, Du mußt den Befehl widerrufen, oder ich thue es an Deiner Stelle.‘

‚Du?‘ fragte er verächtlich. ‚Denkst Du, der Andreas wird Dir gehorchen, wenn Du meinen Befehl widerrufst?‘

‚So hindere ich ihn mit Gewalt, und wenn er nicht gehorchen will, so rufe ich es laut durch das Dorf, daß man sich vor dem Brandstifter hüten soll.‘

Mein Vater erbleichte, er faßte mit eisernem Griffe meinen Arm und hielt mich gewaltsam fest.

‚Bube!‘ knirschte er. ‚Willst Du Deinen eigenen Vater

preisgeben? Soll das Schloß Deiner Ahnen niedergebrannt werden? Willst Du selbst umkommen unter den Knitteln und Aexten der Bauern? Ein recht ehrenvoller Tod für den letzten unseres Hauses — und das alles um einer elenden Scheune willen!'

‚Aber so bedenke doch die furchtbare Gefahr für das Dorf,' flehte ich. ‚Der Wind weht stürmisch von der Geisterspitze; wenn das Feuer nun weitergetragen wird, wenn —'

‚Bah, die Bauern haben Glück,' unterbrach er mich, ‚denen geschieht nichts. Was thue ich denn anders, als was sie thun wollen? Du siehst es ja, daß sie Feuer an meine Thore legen. Wir wollen doch sehen, wer es länger aushält — das Schloß oder das Dorf. Du bleibst, Raimund, und gehst mir nicht von der Seite!'

Das war der tyrannische Befehl, mit dem er mich stets seinem Willen beugte, dem ich sonst widerstandslos gehorchte, jetzt aber flammte die Energie der Verzweiflung in mir auf.

‚Ich bleibe nicht!' rief ich. ‚Wenn Du die Verantwortung trägst, ich kann es nicht. Ich folge dem Andreas und halte ihn zurück.'

Der Vater ließ meinen Arm los und trat zurück.

‚So geh' denn, Feigling!' sagte er, mit einem Tone,

der mein Blut sieden machte. ‚Du bist wohl froh, einen Vorwand zur Flucht zu finden, Du brachtest ja schon vorhin die Mauerpforte in Vorschlag. Du willst Dich vor allen Dingen in Sicherheit bringen, das sieht Dir ähnlich! Du bist kein Werdenfels, bist es nie gewesen. Geh, gieb Dein Stammschloß preis, verlaß Deinen Vater in der Todesgefahr und rette Dich nach dem sicheren Buchdorf, aber merke es Dir, einen Sohn, welcher in solcher Stunde mir und der Gefahr feige den Rücken kehrt, kenne ich nicht mehr!‘

Das war mehr, als ich ertragen konnte, ich sah es an seinem Gesicht, daß er mir wirklich die Feigheit, die Erbärmlichkeit zutraute, von der er sprach. Und wenn ich trotz alledem die Gefahr hinderte, so war mir vermuthlich die Rückkehr unmöglich, und es gab dann keine Rettung mehr für die Eingeschlossenen. Mein Vater fiel in die Hände der Wüthenden und das Schloß mit ihm.

Das alles stürmte auf mich ein. Frage mich nicht, wie ich gekämpft habe, es war die dunkelste Stunde meines Lebens. Wenn ich hinuntereilte, wenn ich der Menge draußen ein einziges Wort zuschleuderte, so war das Dorf gerettet, aber ich blieb und schwieg — und Werdenfels verfiel seinem Schicksal!"

Raimund hielt inne und fuhr sich mit der Hand über

die Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt war, erst nach einer Pause fragte er:

„Begreifst Du es nun, daß ich nicht Nein sagen konnte, als Du mich fragtest, ob ich mitschuldig sei an jenem Unglück?“

„Ja,“ sagte Anna leise.

Sie hob das Auge zu ihm empor, noch scheu und zögernd, aber nur einen Moment lang, dann warf sie sich mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Brust. Er verstand die Antwort auf sein Bekenntniß und wortlos, aber mit tiefem Aufathmen schloß er seine Braut in die Arme.

„Du weißt, wie entsetzlich jener Brand gewüthet hat, und um welchen Preis das Schloß gerettet wurde,“ fuhr Werdenfels endlich fort. „Selbst mein Vater stand entsetzt vor diesem schrecklichen, nicht gewollten Ausgang. Ich ertrug nicht den Anblick der rauchenden Trümmer, ich warf mich auf das Pferd und jagte davon, hinein in die Berge, bis das Thier erschöpft unter mir zusammenbrach. Ich fühlte keine Erschöpfung, die Flammen da unten im Thale jagten mich weiter, immer höher hinauf durch unwegsame Klüfte, bis in die Schneefelder der Geisterspitze. Erst als mich ringsum Eis und Nacht umgab, kam die ersehnte Ruhe. Die Eisjungfrau legte ihre kalte Hand auf meine Brust, und ich verlor die Besinnung.“

„Du hast eine schwere Krankheit davon getragen? Ich hörte es!“

„Ja, und als ich kaum genesen war, verließen wir Werdenfels, wo die bedrohlichsten Gerüchte umgingen. Die verzweifelnden Menschen, die alles verloren hatten, ahnten den Zusammenhang, obgleich jeder Beweis fehlte.

Sie kannten meinen Vater, und mein Verschwinden unmittelbar nach dem Brande, meine schwere Erkrankung lenkten den Argwohn auf mich. Es hieß, der Vater habe die That befohlen und der Sohn sie ausgeführt. Ich hatte die Empfindung, als hätte ich das wirklich gethan!

Das Verhältniß zu meinem Vater war auch für mich unhaltbar geworden. Er sah es, daß ich das Geschehene nicht überwinden konnte, ich war ihm eine peinigende Erinnerung daran, und so willigte er denn in die Trennung. Ich ging auf die Universität, ich ging auf Reisen und streifte freudlos und friedlos durch die Welt, bis ich Dich fand — um Dich wieder zu verlieren!“

„Warum schwiegst Du gegen mich?“ sagte die junge Frau vorwurfsvoll. „Warum mußte ich von Gregor hören, was nur Deine Lippen mir sagen durften? Dein langes Schweigen war es, was Dich am schwersten anklagte in meinen Augen.“

„Weißt Du, was es heißt, ein ganzes Leben voll

Einsamkeit und Weh zu tragen und dann einmal, zum ersten Male glücklich zu sein? Ich fürchtete mein Glück und Deine Liebe zu verlieren mit jenem Bekenntniß, deshalb schob ich es immer wieder hinaus. Aber ich gebe Dir mein Wort darauf, Anna, noch ehe unser Bund unlöslich geschlossen wurde, hättest Du die volle, die ganze Wahrheit erfahren. Nun weißt Du alles — nun richte mich!"

Sein Blick verschleierte sich wieder in der alten Weise, aber die großen, strahlenden Augen, die auch ihm einst wie glückverheißende Sterne aufgegangen waren, sahen so hoffnungsfroh zu ihm auf, und die Stimme seiner Braut klang in voller hingebender Zärtlichkeit:

„Nicht diesen düsteren Schatten mehr, Raimund! Laß ihn verschwinden. Du bist dem Leben zurückgegeben, und Dein Weib wird dieses Leben mit Dir theilen — ob es Fluch oder Segen bringt!"

Draußen war der letzte Rosenschimmer verglüht, und die Berggipfel ragten wieder starr und weiß empor, aber an dem noch lichten Abendhimmel, gerade über der Geisterspitze, stand groß und leuchtend ein Stern, er funkelte wie ein Diamant über dem schneegekrönten Haupte der Eisjungfrau. —

Die Nacht senkte sich auf das Gebirg nieder, aber sie kam nicht wie sonst schweigend und lautlos. Der warme

weiche Hauch aus dem Süden wehte fort, und die Stimmen, die er aus dem Schlafe erweckt hatte, raunten und flüsterten jetzt nicht mehr, sie klangen laut durch die Nacht und das Dunkel.

Da krachte das Eis in den Bächen, und die so lange gefangene Welle blinkte wieder auf, die erstarrten, funkelnden Massen der Wasserfälle tropften und rannen von den Felswänden. In den Wäldern sank die Schneelast von den Zweigen, und die grünen Tannen regten die befreiten Wipfel und grüßten mit ihrem Wehen und Rauschen den Frühling.

Dort oben aber auf den Höhen lösten sich leise, wie von Geisterhand berührt, die weißen Schleier der Eisjungfrau. Sie begannen zu zerrinnen, zu zerfließen, tausend Quellen rieselten von den Gipfeln, mit jedem Schritte wachsend und anschwellend, tausend Bäche stürzten sich hinunter in das Thal, in den Bergstrom, der sie brausend und schäumend empfing. Aus jeder Felsschlucht, von jeder Klippe rauschte es nieder und stimmte ein in den vollen mächtigen Chor jauchzender Frühlingsstimmen.

Der Bann des Winters war gebrochen, die erlöste Natur rüstete sich zur Auferstehung — aber wenn die Eisjungfrau in das Thal niedersteigt, dann bringt sie Verderben!

---

Das alte unheilvolle Sprüchwort hatte Recht behalten! Jenes Frühlingswehen war verhängnißvoll geworden und die Eis- und Schneemassen, die so plötzlich zerschmelzend von den Bergen niederrannen, brachten dem Thale Verderben.

Der Südwind hatte die Bahn gebrochen, jetzt kam der Frühling selbst, und jetzt begann der Kampf in der letzten Hochburg des Winters, im Hochgebirge, ein Kampf auf Leben und Tod.

Nicht umsonst hatten die Wasser ihre Bande gebrochen, nicht umsonst eilten sie in stürmendem Laufe dem Bergstrome zu. Er schwoll immer höher an, tobte immer wilder dahin, und die Fluth stieg drohender mit jeder Stunde.

Von allen Seiten zog dunkles Gewölk heran, schwerer, dichter Nebel senkte sich herab, und jetzt begannen die Schleusen des Himmels sich zu öffnen, und der Regen strömte Tag und Nacht, als sollte eine neue Sündfluth losbrechen. Was dem Thauwinde noch widerstanden hatte, das erlag diesen endlosen Regengüssen.

In den Thälern dampfte und gährte es von kämpfenden Wolken, die Lawinen donnerten nieder von den Höhen, die Wälder bebten und brachen unter den stürzenden Schnee- und Wassermassen, und jetzt machte sich auch der Sturmwind auf und sang sein brausendes Lied hinein in dies

Toben der Elemente. Ueber dem Allem aber ragte die Geisterspitze auf, von flatternden Wolkenschleiern umwoben und sandte immer wieder auf's Neue die tosenden Gletscherbäche in die Tiefe hinab und mit ihnen das Verderben!

Das Gebirg war fast unwegsam, und selbst die vorzüglich angelegte Bergstraße, die nach Felseneck führte, wurde von den Wildwassern theilweise überfluthet und zerrissen. Der Wagen des Freiherrn von Werdenfels hatte noch mit genauer Noth den Weg passirt, als er mit Frau von Hertenstein und deren Schwester von seinem Schlosse kam.

Anna hatte in der That auf der Rückkehr bestanden. Was ihr bisher das Recht gegeben hatte, in Felseneck zu weilen, hörte auf, nun Raimund völlig hergestellt war. Sie wollte die kurze Zeit bis zu der Vermählung, die in sechs Wochen stattfinden sollte, in Rosenberg zubringen. Der Freiherr hatte sich in Folge dessen gleichfalls zu der Rückkehr nach Werdenfels entschlossen, da es ihm nur von dort aus möglich war, seine Braut täglich zu sehen.

Er wollte die beiden Damen nach Rosenberg geleiten, aber als man im Thale anlangte, zeigte es sich, daß die Brücke, die dort über den Strom führte, nicht mehr sicher war. Sie wankte bereits unter den anstürmenden Fluthen und man durfte es nicht wagen, sie zu passiren. Es blieb

nichts übrig, als einstweilen nach Werdenfels zu fahren, das auf dem diesseitigen Ufer lag, die Verbindung mit der anderen Seite war vorläufig abgeschnitten.

Es war am Tage nach der Ankunft. Raimund befand sich mit seinen Gästen und mit Paul, der soeben von Buchdorf gekommen war, in dem Salon, wo das Bild des verstorbenen Freiherrn hing. Draußen wühlte der Sturm in den Baumwipfeln des Parkes, und der Regen schlug in schweren Tropfen gegen die Fenster. Aber das Sausen des Windes und das Plätschern des Regens wurden übertönt von einem Brausen und Toben, das aus furchtbarer Nähe herüberdrang. Es war der Strom, den man sonst nur dumpf in der Ferne hörte.

„Es sieht entsetzlich aus da unten in Werdenfels," berichtete Paul, der bei seiner Ankunft durch das Dorf gekommen war. „Das Wasser steigt mit jeder Minute und damit auch die Todesangst der bedrohten Menschen. Sie kämpfen mit der Energie der Verzweiflung gegen die andrängende Fluth, aber ich fürchte, sie kämpfen vergebens."

„Sie scheinen die Gefahr nicht rechtzeitig erkannt zu haben," sagte Anna. „Noch gestern, als wir von Felseneck kamen, hieß es, das Dorf wäre nicht gefährdet, es sei das gewöhnliche Frühlingswasser, das nie ernstlichen Schaden

anrichtet. Erst die Nacht muß das Unheil gebracht haben! Was meinst Du, Raimund?"

Raimund, der am Fenster stand, wendete sich langsam um.

„Ich meine, daß wir auf alles gefaßt sein müssen," erwiderte er. „Ich habe ja stets den Frühling in den Bergen verlebt, aber noch niemals habe ich ein so plötzliches Thauen der Schneemassen und ein so wildes Losbrechen der Bergwasser gesehen, und dazu dieser endlose Regen seit drei Tagen und Nächten! Bricht der Strom wirklich seine Ufer, dann ist das Dorf rettungslos verloren."

Wie zur Bestätigung seiner Worte drangen jetzt dumpfe, eherne Klänge vom Dorfe herüber — Glockenklänge. Die Kirche von Werdenfels läutete Sturm, sie gab das Nothzeichen nach allen Richtungen hin.

„Wie schauerlich das klingt!" flüsterte Lily ängstlich.

Auch Paul lauschte den unheimlichen Klängen, auf einmal aber stand er auf und trat zu dem Freiherrn.

„Raimund, die Werdenfelser haben es nicht um Dich verdient, daß wir uns noch um ihr Wohl und Wehe kümmern, und daß Du Dich nicht mehr im Dorfe zeigst nach dem, was geschehen ist, das ist selbstverständlich. Aber ich kann trotz alledem nicht ruhig hier im Schlosse bleiben, während die Gefahr da unten immer höher steigt. Laß

mich hinunter! Ich will wenigstens sehen, wie es steht, und schicke Dir Nachricht herauf."

„So geh!" sagte Raimund kurz und ernst.

„Um Gotteswillen, Paul, willst Du Dich auch in Gefahr begeben?" rief Lily erschrocken.

„Für mich ist gar keine Gefahr vorhanden," beruhigte sie Paul. „Der Einzelne kann ja hier überhaupt nicht eingreifen. Gott sei Dank, daß wenigstens mein Buchdorf sicher ist, da ist kein Wildwasser in der Nähe!"

Das junge Mädchen widersprach nicht länger, sondern hing sich an seinen Arm und begleitete ihn hinaus bis zum Schloßthor, während die beiden Anderen zurück blieben.

Anna hatte ihren Platz nicht verlassen, aber ihr Blick suchte Raimund, der wieder an das Fenster getreten war. Freilich, es war selbstverständlich, daß er im Schlosse blieb, seine Stirn trug ja noch das blutrothe Zeichen des Empfanges, den seine Werdenfelser ihm bereitet hatten, als er es einmal wagte, sich in ihrer Mitte zu zeigen. Wenn er das von Neuem versuchte, so hieß es vielleicht, der Felsenecker habe das Unglück auf das Dorf herabbeschworen, um sich zu rächen. Es war nur gerecht, wenn er die Verblendeten jetzt ihrem Schicksal überließ, und doch lag etwas wie Vorwurf in dem Blicke der jungen Frau.

„Gott gebe, daß die Gefahr vorübergeht!" sagte sie

gepreßt. „Wenn das Verderben wirklich hereinbricht, was wird dann aus dem unglücklichen Dorfe und — aus Gregor?"

„Der Pfarrer?" fragte Raimund mit Bitterkeit. „Nun, der hüllt sich in sein unfehlbares Priesterthum und fordert seine Gemeinde auf, sich dem Willen des Herrn zu beugen. Werdenfels wäre geschützt und in Sicherheit ohne sein Eingreifen, das weiß er, so gut wie wir Alle, aber er hilft sich mit einem Gebete darüber fort."

„Nein, nein, Du kennst Gregor nicht. Was er auch gethan, wie schwer er geirrt haben mag, er hat immer das unerschütterliche Bewußtsein seines Rechtes gehabt. Fällt das Dorf wirklich zum Opfer durch seine Schuld, so ist das für ihn mehr als Vernichtung."

„Ich glaube, Du traust ihm mehr Herz zu, als er besitzt. Doch gleichviel, er hat mich so erbarmungslos gerichtet, nun mag er sich selbst richten."

„Wußte Gregor um die That Deines Vaters?" fragte Anna leise.

„Nein," erwiderte Raimund, „wenigstens hat er nie volle Gewißheit darüber erhalten, aber er mit seiner Menschenkenntniß verstand es besser als jeder Andere, in der Vergangenheit zu lesen. Erinnerst Du Dich jenes Tages, wo er mit seiner Anklage zwischen uns trat? Ich schwieg damals, selbst auf Deine angstvolle Frage, denn

ich konnte mich nicht für unschuldig erklären und wollte mich nicht schuldig bekennen vor diesem Richter, und meine Bitte um ein Alleinsein mit Dir wurde ja versagt. Noch an demselben Abende erschien Vilmut bei mir im Schlosse und erklärte mir, er habe als Vormund gehandelt, der die Zukunft seines Mündels schützen müsse, jetzt komme er als Priester und fordere mich auf, mein Gewissen durch eine Beichte zu entlasten, die nur der Priester hören werde."

„Und Du verweigertest ihm die Beichte?"

„Ja. Vor dem Manne, der mir soeben mein ganzes Glück entrissen und vernichtet hatte, konnte ich mein Haupt nicht demuthsvoll in den Staub beugen, um mich seinem Richterspruch zu unterwerfen, vor ihm konnte ich meinen todten Vater nicht anklagen, denn alles in mir gährte auf in Haß und Feindschaft gegen ihn. Ich erwiderte ihm, daß ich mich auf Gnade und Ungnade nur dem höchsten Richter da oben übergebe. Da sah er mich an mit jenem Eisesblick, den Du ja kennst, und sagte:

‚So hat der Priester nichts mehr bei Ihnen zu schaffen, Herr von Werdenfels — bis Sie sich anders besinnen. Bedenken Sie, daß ich Ihnen den Weg zur Versöhnung geöffnet habe und daß Sie ihn sich selbst verschließen, denn Ihr Schweigen giebt mir die Gewißheit dessen, was ich

bisher nur ahnte. Ich werde warten, bis Sie freiwillig kommen, um das zu gewähren, was Sie mir heute weigern!“

Er hat vergebens gewartet, und ich verfiel seinem Bann!“

Anna widersprach nicht, sie wußte am besten, wie Gregor damals auf sie eingestürmt war, als er entdeckte, daß seine Schutzbefohlene die Braut des nunmehrigen Herrn von Werdenfels war, und daß die Verlobung nur mit Rücksicht auf den plötzlichen Tod des Vaters noch geheim gehalten wurde.

Das Sturmgeläut tönte fort. Die Glocken, die so oft zum Segen gerufen, sie riefen jetzt in höchster Noth nach einer Hülfe, die nicht erschien. Die dumpfen, schweren Klänge drangen wie flehend und mahnend zu dem Schloßberge empor, zu dem Schloßherrn, der finster in den strömenden Regen hinausblickte, er wollte den Ruf nicht verstehen.

Da vernahm man plötzlich ein donnerähnliches Krachen, so laut und furchtbar, daß es selbst das Brüllen des Stromes übertönte. Es klang, als sei das halbe Dorf eingestürzt.

„Gott im Himmel, das war die Brücke!“ rief Anna auffahrend. „Sie wankte schon gestern, sie ist gewiß den Fluthen erlegen!“

Raimund drückte heftig auf die Klingel.

„Schicken Sie nach dem Schloßberge hinaus,“ befahl er dem eintretenden Diener. „Man soll sehen, ob die Brücke noch steht! Ich will sofort Nachricht haben.“

„Laß uns nach dem Erker hinaufgehen,“ bat die junge Frau, während der Diener sich eiligst entfernte. „Von dort übersieht man das Dorf und den Lauf des Flusses.“

Raimund machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, nein! Ich mag nichts sehen von der Zerstörung, der ich doch nicht Einhalt thun kann.“

„Oder vielmehr Du willst nichts davon sehen, weil der Anblick Dich gewaltsam zur Hülfe aufrufen würde.“

„Zur Hülfe für diese Menschen? Nein, Anna! Du weißt nicht, was sie mir alles angethan haben. Sogar ihren Kindern haben sie Haß und Feindschaft gegen mich gelehrt, sogar die Kleinen wurden gezwungen, sich von mir zu wenden. Als ich das letzte Mal inmitten der Werdenfelser war und der feige, heimtückische Stoß meinen armen Emir traf, da habe ich es mir gelobt, daß es zu Ende sein soll zwischen mir und ihnen. Sie tragen jetzt nur die Schuld ihrer eigenen Verblendung. Warum stießen sie die Hülfe zurück, die ich ihnen bot? Mögen sie jetzt ihrem Schicksal verfallen!“

Die Härte war dem Manne wohl zu verzeihen, den

man auf das Aeußerste gebracht hatte, und doch klangen die Worte nicht hart, es lag etwas darin wie unruhige Abwehr, wie geheimer Kampf mit sich selber — und dieselbe Unruhe verrieth sich auch in der Hast, mit welcher der Freiherr jetzt auf- und abzuschreiten begann, als wolle er seinen eigenen Gedanken entfliehen.

Da trat der Haushofmeister ein, der draußen dem Diener begegnet war, er brachte bereits die verlangte Nachricht und näherte sich mit schreckensbleichem Gesicht seinem Herrn.

„Die Brücke ist soeben eingestürzt, gnädiger Herr. Wir sahen es vom Erker aus, und vor einer halben Stunde ist auch die Bachmühle zusammengebrochen.“

„Und die Bewohner?“ fragte Anna angstvoll.

„Der Müller und die Seinigen sind noch rechtzeitig in das Dorf geflüchtet, aber dort wird ja auch jeden Augenblick das Schlimmste erwartet. Man giebt die Hoffnung auf, da all die Rettungsarbeiten umsonst sind.“

Der Freiherr erwiderte nichts, er begann nur heftiger auf- und niederzuschreiten.

Der Haushofmeister schickte einen bittenden Blick zu Frau von Hertenstein hinüber, dann begann er von Neuem zögernd:

„Ich wollte nach den Befehlen des gnädigen Herrn

fragen, wenn — wenn das Aeußerste eintritt. Es flüchtet bereits alles, und die Menschen schleppen mit sich, was sie von ihrem Hab' und Gut nur tragen können. Der Schloßberg ist ihre einzige Zuflucht, aber die Weiber und die kleinen Kinder in dem strömenden Regen —"

„Oeffnen Sie die Meierei und die unteren Räume des Schlosses," befahl Raimund mit sichtlicher Ueberwindung. „Was die Menschlichkeit verlangt, werde ich nicht versagen."

Der Haushofmeister ging und im Zimmer trat jetzt Schweigen ein. Raimund vermied es, dem Blick Annas zu begegnen, er wußte, was dieser Blick von ihm forderte, obgleich sie kein Wort sprach.

Das Sturmgeläut war verstummt, und auch in dem Regen trat eine augenblickliche Pause ein, man vernahm nichts als das Toben des Flusses, das immer lauter anschwoll. Vielleicht hatten die Dorfbewohner wirklich die Rettungsarbeiten aufgegeben und dachten nur noch an Flucht.

Schon nach wenigen Minuten wurde die Thür wieder geöffnet und der Diener brachte ein zusammengelegtes Blatt, das er dem Freiherrn übergab.

„Von dem jungen Herrn Baron! Er hat soeben einen Boten heraufgesendet."

Es war ein Blatt, welches Paul aus seinem Notiz-

buche gerissen hatte. Es enthielt nur wenige mit Beistift geschriebene Zeilen:

„Die Brücke ist fortgerissen und die Fluth steigt noch fortwährend, in einer Stunde muß sie das Dorf erreicht haben. Ich habe die Flüchtenden angewiesen, sich auf den Schloßberg zu retten, ich weiß, Du wirst den Unglücklichen diese Zuflucht nicht versagen. Sie retten nur das Leben — denn Werdenfels ist verloren!"

Raimund hatte gelesen und übergab das Blatt jetzt stumm der jungen Frau, die es gleichfalls überflog.

„Werdenfels ist verloren!" wiederholte Anna. „Nun, Raimund —?"

Er sah sie an, die Augen Beider begegneten sich einen Moment lang, dann strich der Freiherr mit der Hand über die Stirn, als wolle er dort etwas auslöschen, und richtete sich wie mit einem plötzlichen Entschlusse auf.

„Meinen Mantel!" rief er dem Diener zu. „Schnell! Ich will in das Dorf hinunter!"

„Gott sei Dank! Ich wußte es ja!" brach Anna aus, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte.

Er zog die Hände an seine Lippen, aber seine Stimme hatte einen düsteren Klang, als er antwortete:

„Was hoffst Du denn? Kann ich, ein Einzelner, die Gefahr abwenden?"

„Ich weiß es nicht," sagte die junge Frau mit einem tiefen Athemzuge, „aber mir ist, als müßtest Du es können. Jedenfalls begleite ich Dich."

„Bei diesem Unwetter? Bleibe zurück, Anna, ich bitte Dich."

„Nein. Du hast es erkannt, wo Dein Platz jetzt ist, und der meinige ist an Deiner Seite. Ich gehe mit Dir!"

„So komm!" sagte Raimund entschlossen, indem er den Arm um sie legte. „Wir wollen sie in der Noth nicht allein lassen!" —

Werdenfels lag bekanntlich in der Oeffnung des Thales, aus dem der Bergstrom hervorbrach, es war die erste Ortschaft, die er auf seinem Wege fand, und also am meisten gefährdet. Droben im Gebirge konnte sich die entfesselte Fluth nur gegen Felsen und Wälder werfen, und die riesigen Steine, die entwurzelten Bäume, welche sie mit sich führte, zeigten, wie unheilvoll sie dort gewüthet hatte, hier begann ihre Zerstörung an den Menschenwerken.

Die große massive Brücke oberhalb Werdenfels, die bisher noch jedem Hochwasser Widerstand geleistet hatte, war das erste Opfer geworden. Von den mächtigen gemauerten Pfeilern standen nur noch zwei, die, geborsten und wankend, jeden Augenblick dem Anpralle der Wogen zu erliegen drohten, und auf ihnen lag, wie Splitter zu-

sammengebrochen, ein Theil des Balkenwerkes, alles Andere hatte das Wasser mit sich genommen.

Die Bergstraße, welche hier in das Thal mündete, war vollständig zerrissen, eine kleine Waldung der Gemeinde, die anfangs noch einigen Schutz gewährte, niedergeworfen und überfluthet. Wie dürre Reiser waren die grünen Tannen geknickt und fortgeschleudert, und über ein Chaos von Baumstämmen, Schlamm und Steinen stürzte das Wasser hinweg.

Die Bachmühle war verschwunden, über die Trümmerstätte schäumte der Bach, sonst ein schmales, murmelndes Wässerchen, das sich wie ein blinkendes Silberband an den Schloßberg schmiegte, jetzt ein tosender Fluß, welcher sich weiter unten in den Strom stürzte.

Den furchtbarsten Anblick aber bot der Strom selbst, der seine bläulich grünen Wellen sonst so lustig zu Thal führte. Jetzt wälzte er sich dahin wie eine riesige braungelbe Schlange, brüllend und schäumend, und auf seinem Wege lag das Verderben!

Hoch auf spritzten die dunklen Wogen, die in wilder Flucht dahinjagten. Felsblöcke, Bäume, Balkentrümmer tauchten bald empor aus dem rasenden Wirbel, bald verschwanden sie wieder darin, oder sie warfen sich mit wüthender Gewalt gegen die Ufer, und das nachstürzende Erd-

reich erweiterte immer mehr den unheilvollen Lauf, während die Steine auf dem Grunde rollten und krachten, als würden Hunderte von Schüssen abgefeuert. Dieser Fluth konnte nichts widerstehen: was sie überhaupt erreichte, das war auch dem Untergange geweiht.

Im Dorfe herrschte eine ungeheure Aufregung. Man hatte im Vertrauen darauf, daß bisher noch jedes Hochwasser glücklich vorübergegangen war, dem Wachsen des Stromes mit ziemlicher Ruhe zugesehen. Erst die letzte Nacht hatte den Sorglosen die Nähe und Größe der Gefahr gezeigt, und jetzt freilich stürzte alles zur Hülfe herbei. Wer nur die Arme regen konnte, der setzte auch seine vollste Kraft ein, vom reichsten Bauer an, dessen Hof auf dem Spiele stand, bis herab zum ärmsten Tagelöhner, der seine elende Habe vertheidigte, sogar die Frauen halfen, so gut sie konnten, sie waren ja Alle gleich gefährdet.

Seit Tagesanbruch rangen die Menschen verzweiflungsvoll mit dem entfesselten Elemente, und bis gegen Mittag schien es auch, als werde es möglich sein, das Dorf zu halten, aber mit jeder Stunde, wo der Tag sich abwärts neigte, schwand die Hoffnung mehr. Und all die Hunderte, die da in Angst und Hast arbeiteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirn rann, hatten nur einen Gedanken, der sich bald in lautem Jammer, bald in dumpfem Grolle Luft machte:

„Hätten wir jetzt die Dämme!“

Diese Schutzdämme, die man mit Haß und Hohn zurückgewiesen hatte, weil es der Felsenecker war, der sie aufführen wollte, sie wären die Rettung des Dorfes gewesen, jetzt schützten sie nur das Gebiet des Schloßherrn allein. Das Schloß freilich stand sicher auf seiner Höhe, aber der Park, die weiten Gärten und die ganzen Werdenfels'schen Besitzungen dort in der Thalsenkung wären verloren gewesen ohne diesen Schutz.

Sie lagen oberhalb des Dorfes und waren dem ersten Anprall der Wogen preisgegeben, dort mußte der Strom zuerst einbrechen. Aber der alte Freiherr hatte nicht umsonst die ganze Ausdehnung des Parkes mit den Mauern umzogen, die mit ihrem Rasen und ihren Gesträuchen so malerisch erschienen, als seien sie nur ein Schmuck der Gärten, jetzt trotzten sie wie eine Festung dem andringenden Feinde. Zischend und schäumend, aber ohnmächtig schlug die Fluth an diese Steinwände; was hinter ihnen lag, das war sicher geborgen.

Hätte das Dorf wenigstens die hohen Erdwälle gehabt, mit denen der Gutsherr es einstweilen vor einer nahen Gefahr schützen wollte! Es wäre nicht allzu schwer gewesen, die schon vorhandenen Dämme zu sichern und zu halten; sie in wenigen Stunden zu schaffen, erwies sich

als ein Ding der Unmöglichkeit, und dennoch wurde es versucht.

Was nur von Bäumen in der Nähe war, fiel unter der Axt, Steine wurden herbeigerollt, Erde herangeschleppt und aus dem allen ein Schutzwall improvisirt, um wenigstens die am meisten bedrohten Uferstellen zu sichern, aber vergebens. Wie ein nimmersattes Raubthier verschlang die Fluth alles, was ihr wehren sollte, und brüllte nur um so lauter nach ihrem Raub.

Mehr als zwölf Stunden hatten die Dorfbewohner muthig ausgeharrt bei den Rettungsarbeiten, jetzt aber sanken ihnen mit der Hoffnung auch Muth und Kraft und mit der höher steigenden Fluth rückte das Verderben immer näher. Nur Einer konnte und wollte noch immer nicht an das Unabwendbare glauben — der Pfarrer.

Er war der Erste am Platze gewesen, als die Gefahr hereinbrach, und wich und wankte nicht von den bedrohten Punkten. Wenn die Kräftigsten erschöpft zusammenbrachen und einander ablösen mußten, schien er allein keine Ermüdung zu kennen, keiner Erholung zu bedürfen. Er setzte seine ganze Autorität ein, um die Leute, die anfangs in kopfloser Angst durch einander rannten, zur Ordnung und zur planmäßigen Arbeit zu zwingen. Er befahl, ordnete, feuerte an, wo es noth that, und man gehorchte ihm auch,

aber es war nicht mehr der alte Gehorsam, nicht mehr die einstige ehrfurchtsvolle Unterordnung unter seinen Willen.

Die Leute waren irre geworden an ihrem Priester. Er hatte es ihnen feierlich zugesagt, das Unglück werde nicht kommen, wenn sie nur vertrauten, und sie glaubten seinen Worten wie dem Evangelium selbst — und nun kam das Unglück doch! Der Felsenecker hatte Recht gehabt, als er sie davor schützen wollte, und der Pfarrer, der das nicht duldete, war schuld an ihrem Verderben.

Vilmut fühlte dies Urtheil, wenn auch kein Wort des Vorwurfs gegen ihn laut wurde. Er las es in den finsteren Blicken, in dem grollenden Schweigen der Männer, er hörte es in den lauten Jammerrufen, mit denen man die schützenden Dämme herbeiwünschte und die eigene Verblendung beklagte, und er wußte doch am besten, daß die ganze Gemeinde nur ein willenloses Werkzeug in seiner Hand gewesen war.

„Wo Menschenarme den Elementen wehren können, da heißt es Gott herausfordern, wenn man diese Arme zurückhält, und das hast Du gethan!“

Diese Worte, die Anna ihm einst zugerufen, hallten jetzt fort und fort in Gregors Seele wider. Er stand fest und aufrecht wie sonst und zeigte die gewohnte Selbstbeherrschung, aber die Todtenblässe seiner Züge, die er-

loschene klanglose Stimme verriethen, wie es in seinem Innern aussah.

Er hatte Wind gesäet, er erntete jetzt Sturm, und die Hunderte, deren Wohl und Wehe er vermessen auf sich genommen, aus Haß gegen einen Einzigen, sie forderten jetzt ihre Rettung von ihm.

Der Priester wagte es nicht mehr, sie auf den Schutz des Himmels zu verweisen, wie es sein Amt gebot, denn er wagte selbst nicht mehr, diesem Schutze zu vertrauen — er fühlte das nahende Strafgericht.

In der allgemeinen Aufregung war das Erscheinen des jungen Baron Werdenfels kaum bemerkt worden, und er fand auch keine Gelegenheit mehr zum Eingreifen. Er nahm nur eine kurze Rücksprache mit dem Gemeindevorsteher, der zaghaft fragte, ob im schlimmsten Falle die obdachlos Gewordenen eine Zuflucht im Schlosse finden würden. Paul sagte das im Namen seines Onkels zu und sandte sofort einen Boten hinauf zu Raimund, er selbst aber blieb und sah mit beklommenem Herzen den letzten ohnmächtigen Anstrengungen zu, mit denen Werdenfels um seine Existenz rang.

„Es geht nicht länger," sagte Rainer, indem er die Arme sinken ließ. „Wir zwingen es nicht. Laßt uns wenigstens das Vieh retten und was wir sonst fortbringen können, so lange die Häuser noch stehen. Kommt!"

Er warf die Schaufel hin, mit der er bisher gearbeitet hatte, und wandte sich zum Gehen, aber Vilmut vertrat ihm den Weg.

„Bleibt!" rief er halb befehlend, halb bittend und mit fliegendem Athem. „Wir dürfen nicht weichen, dürfen das Dorf nicht preisgeben! Verliert den Muth nicht, dann wird und muß die Rettung noch möglich sein."

Rainer lachte bitter auf.

„Da müßt' ein Wunder geschehen. Und wenn wir darauf warten wollen, gehen wir vollends zu Grund. — Da geht der Wall hin, an dem wir so lange gebaut haben, nichts hält mehr!"

Er hatte Recht, soeben wich das Erdreich an der bedrohten Uferstelle und riß die Schutzwehr, die man mühsam geschaffen, mit sich in die Tiefe. Polternd stürzten die Baumstämme zusammen, und die Fluth trieb ihr Spiel mit den schweren Feldsteinen, als seien es leichte Kiesel.

Vilmut ergriff die Schaufel, die der Bauer von sich geworfen hatte, und gab selbst das Beispiel zur Fortsetzung der Arbeit.

„Schließt den Bruch!" rief er wie außer sich. „Haltet aus, um Gotteswillen! Wenn das Wasser hier einbricht, ist das Dorf verloren!"

„Nun, Hochwürden, Sie verlieren ja nichts dabei!"

sagte Rainer mit herbem Vorwurf. „Ihr Pfarrhaus wird wieder aufgebaut von der Regierung oder von dem Felsenecker, denn einen Pfarrer muß er ja doch in Werdenfels haben. Aber unsere Häuser, die wird er nicht wieder aufrichten, wir müssen uns selbst helfen. Hätten wir es nur damals gethan, als er uns die Dämme bauen wollte, aber da trauten wir Ihnen — und jetzt müssen wir es büßen!"

Es war der erste Vorwurf, der sich gegen den Pfarrer erhob, aber es bedurfte nur dieses ersten Wortes, um all den Groll zu entfesseln, der schon seit Stunden in den verzweifelten Menschen wühlte. Klagen, Vorwürfe, selbst vereinzelte Drohungen wurden laut; das Unglück löste die Bande des Gehorsams, der langgewohnten Ehrfurcht, im Angesichte der Gefahr lernten die Leute urtheilen, sie forderten zum ersten Male Rechenschaft von ihrem Priester, dem sie bisher blindlings vertraut hatten.

Vilmut machte noch einen letzten Versuch, die Männer zum Bleiben und Ausharren zu bewegen. Seine ganze Energie flammte wieder empor, als er sich den Weichenden in den Weg warf und abwechselnd befahl und beschwor, aber vergebens. Seine Stimme und seine Worte, die sonst das Orakel des Dorfes waren, verhallten jetzt ungehört. Die Leute folgten sämmtlich dem Beispiele Rainers, sie

warfen die Werkzeuge hin und stürzten fort, um wenigstens einen Theil ihrer Habe noch zu retten.

Gregor blieb allein zurück. Er sah das hereinbrechende Verderben, er hörte die Rufe der fliehenden Menge, die ihn als ihren Verderber anklagte. Zu seinen Füßen zischte die Fluth, sie züngelte immer weiter hinein in das geborstene Ufer und riß Scholle auf Scholle von dem wankenden Boden, es wehrte ihr ja Niemand mehr. Und dabei stürmten fort und fort die Glocken und alle Dörfer in der Runde gaben das Nothzeichen schauerlich zurück.

Da endlich versagte die eiserne Kraft des Mannes, die ihn bisher aufrecht erhalten hatte. Er sank auf die Kniee nieder und streckte die krampfhaft gefalteten Hände zum Himmel empor und wie ein Aufschrei der Todesangst brach es aus seiner Brust hervor:

„Gott im Himmel, laß es die Unglücklichen nicht büßen, was ich verschuldete! Nimm mein Leben, wirf mich der Fluth zum Opfer hin, aber rette das Dorf, rette die Menschen, ich ertrage es nicht, sie vor meinen Augen verderben zu sehen. Thue ein Wunder und sende uns einen Retter, einen Helfer in unserer Noth!"

Aber nur der Regen strömte nieder von dem schwer bewölkten Himmel, nur das Toben des Sturmes gab die Antwort auf das Gebet der Verzweiflung, und dazwischen

tönten die Angstrufe und der Jammer der Flüchtenden, die schon auf dem Wege nach dem Dorfe waren.

Da auf einmal verstummten die Rufe, die Flucht stockte plötzlich, die wildbewegte Menge stand wie festgebannt, sie erkannte den Freiherrn von Werdenfels, der ihr am Eingange des Dorfes entgegentrat und an seiner Seite Frau von Hertenstein.

Raimunds Erscheinung wirkte selbst in diesem Augenblicke, wo alle Bande der Ordnung sich lösten, ja vielleicht wirkte sie gerade deshalb am meisten. Da stand der Felsenecker, der das Dorf hatte retten wollen, und dem man dafür mit dem Sturze gelohnt hatte, dessen Mal er noch auf der Stirne trug. Kam er, um sich zu weiden an dem Unglück? War es vielleicht seine Rache, die es heraufbeschworen hatte, oder — kam er, um zu retten? Einen Moment lang verharrte alles in athemlosem Schweigen.

„Zurück!“ rief der Freiherr mit jener vollen, mächtigen Stimme, die man nur zu gut von der letzten Begegnung her kannte. „Was wollt Ihr hier im Dorfe? Dort am Ufer ist die Gefahr, dort ist unser Platz!“

„Das Ufer bricht!“ tönte es von allen Seiten. „Das Wasser kommt! Es steigt immer höher!“

„So muß ihm ein Ausweg geschafft werden! Haltet an mit der unsinnigen Flucht und folgt mir! Noch

giebt es ein Mittel zur Rettung, ich werde es Euch zeigen!"

Rettung! Das Wort fuhr wie ein elektrischer Schlag durch die Menge. Hatte dieser Werdenfels denn wirklich übernatürliche Macht, daß er Rettung verhieß, wo alles schon verloren war? Gleichviel, er war da und wollte helfen, also mußte er es auch wohl können.

Keinem Anderen wäre es gelungen, die vor Angst halb wahnsinnigen Menschen zum Stehen und zur Besonnenheit zu bringen, aber der Aberglaube, der sich so oft drohend gegen den Freiherrn gerichtet hatte, wurde jetzt sein mächtigster Bundesgenosse, ihm glaubte man und folglich gehorchte man auch.

Es blieb kein Einziger zurück, als er jetzt mit Anna nach dem Ufer schritt.

Paul hatte sich sofort seinem Onkel angeschlossen, ebenso der Verwalter Feldberg, der sich gleichfalls hier befand. Sie gelangten zu der Stelle, wo noch vor wenigen Minuten so fieberhaft und so vergeblich gearbeitet worden war, und plötzlich standen sich Werdenfels und Gregor Vilmut gegenüber.

Einige Secunden lang blickten sich die Beiden schweigend an. Der harte Vorwurf auf Raimunds Lippen erstarb, als er seinem Gegner in das Auge sah, denn er las

die Todesqual darin. Dieser Tag hatte ihn gerächt an seinem unerbittlichen Richter, und ohne ein Wort der Anklage wandte er sich ab und trat an das Ufer.

Auch Anna hatte ihren Vetter nicht wieder gesehen seit jener Stunde, wo sie nach Werdenfels eilte. Sie stand jetzt an seiner Seite, und sich zu ihm neigend, sagte sie leise:

„Fasse Muth, Gregor! Raimund wird helfen!"

Vilmut sah sie nicht an, sein starrer Blick war einzig auf die wachsende Fluth gerichtet, während er dumpf, mit halb gebrochener Stimme erwiderte:

„Kann er ein Wunder thun?"

„Es giebt Wunder, die auch Menschen vollbringen können, wenn ihnen eine Erleuchtung von oben kommt!" sagte die junge Frau ernst. „Sieh die Männer dort — sie glauben alle an ihn!"

Vilmut ließ einen langen düsteren Blick über die Menge hingleiten, die den Freiherrn umdrängte. Aller Augen hingen an seinem Antlitz, an seinen Lippen, alle harrten in angstvoller Erwartung, was er beginnen werde. Der Gebannte, Geächtete, er war jetzt der einzige Hort, auf den man noch vertraute, und der einst so allmächtige Priester stand allein, verlassen, gemieden. Das Loos, das er so lange seinem Feinde bereitet hatte, fiel jetzt auf ihn.

Raimund hatte jahrelang in der Einsamkeit des Hochgebirges gelebt, er kannte dies Steigen der Wildwasser im Frühlinge und wußte ihren Lauf zu deuten. Seine Stirn ward immer finsterer, als er die Gefahr abschätzte und die Möglichkeiten erwog, denn seine Erfahrung sagte ihm, daß der Strom, der schon weit über seine Ufer fluthete, in höchstens einer halben Stunde das Dorf erreichen mußte. Noch einen Blick warf er hinüber nach den hochragenden Baumgipfeln seiner Gärten, dann richtete er sich entschlossen auf und deutete nach dem Parke hinüber.

„Reißt die Mauern dort ein!“

Niemand antwortete und Niemand regte sich, um zu gehorchen. Die Leute verstanden im ersten Augenblicke gar nicht den Befehl, nur Vilmut allein begriff, und in seinen Zügen stritten Unglaube und aufflammende Hoffnung, als er rief:

„Herr von Werdenfels, was wollen Sie thun?“

„Dem Wasser einen Weg schaffen, damit es vom Dorfe abgelenkt wird. Es giebt kein anderes Mittel.“

„Raimund, um Gotteswillen, bedenke die Folgen!“ rief Paul, der neben ihm stand. „Es handelt sich nicht um die Gärten allein. Deine sämmtlichen Besitzungen, die dort in der Thalniederung liegen —“

„Sind verloren — ich weiß es! Reißt die Mauern ein!“

Der Befehl wurde mit aller Energie wiederholt, und jetzt endlich fingen auch die Bauern an zu begreifen, welches Opfer ihnen gebracht wurde, jetzt sahen auch sie den Weg zur Rettung. In einem Nu waren die noch am Boden liegenden Werkzeuge aufgerafft und alle wollten sich gegen die Mauern stürzen, als die Stimme des Freiherrn sie zurückhielt:

„Halt! Erst ordnet Euch, damit Ihr einander nicht hindert. Rainer, Ihr führt die Hälfte der Leute nach dem Park und greift von innen den Wall an, gerade in der Mitte, dort, wo die hohe Tanne aufragt; Ihr Anderen beginnt hier draußen die Arbeit, ich werde sie selbst leiten! Feldberg, benachrichtigen Sie den Gärtner! Er soll mit seiner Familie sofort nach dem Schlosse flüchten, sein Haus ist das einzige Gebäude dort, das nicht auf der Höhe liegt. Paul, Du eilst nach dem Schlosse und läßt aus unseren Jagdvorräthen Pulver herbeischaffen! Ich fürchte, die Werkzeuge werden nicht genügen, wir werden sprengen müssen. — Und nun an die Arbeit, denn es thut Eile noth!"

Es bedurfte der Ermuthigung nicht; die kurze, klare Art des Befehlens, die nichts übersah und nichts vergaß, imponirte den Leuten ungemein, sie gehorchten augenblicklich. Selbst der wilde Rainer fügte sich unbedingt der

Autorität des Mannes, den er beinahe gemordet hatte. Er verschwand schleunigst mit seiner Schaar hinter den Parkthoren, und während Paul und Feldberg nach dem Schlosse eilten, ordnete Werdenfels die Zurückgebliebenen.

Es war nicht möglich, den Mauern von außen beizukommen, denn das Wasser warf sich bereits dagegen, man mußte sie von den beiden Endpunkten her ersteigen, und nun begann eine wahre Ameisenarbeit an den hohen und breiten Wällen. Mit Hacken, Spaten, Schaufeln, mit allen Werkzeugen, die nur zur Hand waren, wurden sie angegriffen, Schlag auf Schlag dröhnte gegen die Steinwand und hunderte von kräftigen Armen arbeiteten an ihrer Zerstörung.

Aber die Mauern, die geschaffen waren, dem entfesselten Bergstrom Widerstand zu leisten, ergaben sich nicht so leicht den Menschenarmen. Die mächtigen Quadern, die seit mehr als zwanzig Jahren mit dem Erdreich und den Baumwurzeln verwachsen waren, schienen eisenfest zusammengekittet, sie waren nicht zum Weichen zu bringen. Jeder Stein mußte einzeln losgerissen werden, aber das ging so langsam, so unendlich langsam und das Wasser stieg reißend schnell.

Gregor Vilmut stand noch am Ufer, wo er vorhin gestanden, obgleich die Fluth immer näher herandrängte. Es

war das Furchtbarste, was dem energischen Manne auferlegt werden konnte, hier thatenlos zu verharren, während dort seine ganze Gemeinde um ihre Rettung kämpfte. Seiner Hülfe bedurfte man nicht, es waren Arme genug vorhanden, und das Commando hatte jetzt Raimund von Werdenfels, der dort oben auf der Mauer stand, dicht über dem tobenden Strome, und seine Befehle nach allen Richtungen hin gab. Seine Stimme hallte laut durch das Brausen und Donnern, sein Auge war überall, und die Leute folgten mit einem leidenschaftlichen Eifer, als ob von diesem Blicke und dieser Stimme ihr ganzes Heil abhinge.

Vilmut war Zeuge davon, und er sah auch das Antlitz der jungen Frau, die nur wenige Schritte von ihm entfernt stand. Anna war auf die ausdrückliche Bitte des Freiherrn hier zurückgeblieben, aber ihr Auge hing doch nur an ihm allein. Mitten in dem herandrohenden Verderben sah sie nur ihren Raimund, der in dem Schiffbruche so engerisch das Steuer ergriffen hatte und es wie ein Held und Retter führte, und ihr Antlitz leuchtete wie verklärt von Stolz und Glück. Es war ja ihre Stimme gewesen, die den Träumer wach gerufen hatte, er zeigte es jetzt im Sturm, daß er ein Mann zu sein verstand, und wie ein Mann sühnte er seine Schuld — mit Thaten!

Endlich kam Paul mit Feldberg zurück vom Schlosse;

sie brachten den Pulvervorrath, und man bedurfte dieses letzten Mittels. Noch war nicht ein Drittel der Arbeit gethan, und die Gefahr war bereits auf das Höchste gestiegen. Werdenfels ließ schnell die nöthigen Vorbereitungen treffen, und dann zog sich auf seinen Befehl alles zurück nach der Dorfseite. Als der Letzte außer dem Bereich der Gefahr war, gab er das Zeichen.

Krachend flog die Mine in die Luft, der Boden ringsum bebte und zitterte und Erde, Steine und Rasen wurden nach allen Richtungen hingeschleudert. Die Quadern barsten mitten von einander, ein Theil der Mauer stürzte ein, und ein breiter Spalt klaffte in dem nun endlich bezwungenen Wall.

Die Bauern umgaben in angstvoller Erwartung den Freiherrn. Er stand neben Anna, die an seine Seite geeilt war, als er den Wall verließ, und Beide blickten hinüber nach der nun preisgegebenen Niederung, die dort im Regenschleier lag.

„Jetzt ist der Weg offen!“ sagte Raimund leise. „Es war die höchste Zeit — das Wasser kommt!“

Das Wasser kam in der That, es säumte nicht, den ihm hingeworfenen Raub zu verschlingen. Schon brandeten die Wogen um das aufgewühlte Erdreich, schon züngelten sie gierig nach dem offenen Spalt hin. Jetzt hatten sie

den Weg gefunden, und mit donnerähnlichem Getöse stürzte der ganze Schwall hinab in den tief gelegenen Park. Was von den wankenden Mauern noch stand, das erlag diesem Ansturm, sie wurden zerrissen, niedergeworfen, fortgetragen, die Lücke gähnte in entsetzlicher Weite und durch das geöffnete Thor nahm die Zerstörung ihren Lauf.

Die hohen Baumwipfel begannen wie im Sturmwinde zu schwanken, schon sanken einige von ihnen, die anderen im Sturze mit sich reißend, man hörte das Krachen und Brechen der Stämme. In wenigen Minuten waren die prachtvollen Gärten, die drei Generationen mit einem Aufwande von Hunderttausenden geschaffen und gepflegt hatten, in einen wogenden See verwandelt, in dessen Fluthen all die herrlichen Anlagen, Fontainen und Statuen begraben lagen, nichts entging der Vernichtung!

An dem Schloßberge vorbei stürzte das Wasser in die Niederung, wo das Hauptgebiet von Werdenfels lag, die reichsten Besitzungen des Freiherrn. Dort wehrte keine Mauer, da von dieser Seite keine Gefahr drohte. Immer neue Wassermassen stürzten nach und immer weiter dehnte sich der wilde See aus, bis er drüben an dem Höhenzuge, hinter dem Buchdorf lag, eine Grenze fand. Die Felder und Wiesen versanken rettungslos in der dunklen Fluth, die all ihren Segen in Schlamm und Steinen begrub und

sie auf Jahre hinaus unfruchtbar machte — das Opfer mußte in seiner ganzen Größe gebracht werden.

Aber es wurde nicht umsonst gebracht. All die Fluthen, die das Gebirg niedersandte, wälzten sich jetzt durch den Park der Niederung zu, im unteren Laufe des Stromes aber begann das Wasser zu sinken. Die Macht der anstürmenden Wogen war zertheilt, gebrochen, sie wichen langsam zurück von dem schwer bedrohten Dorfe — Werdenfels war gerettet!

In fieberhafter Aufregung, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, hatte die Menge der Entscheidung geharrt, jetzt aber, wo die Rettung ihrer Heimath entschieden war, wandten sich alle Blicke auf den Freiherrn. Auch er war bleich vor innerer Aufregung, aber er stand fest und ruhig da und sah zu, wie die Zerstörung, die er selbst entfesselt hatte, sich über seine Besitzungen ergoß. Und als erst einzelne Stimmen, dann immer mehrere jubelnd verkündeten, daß das Wasser dort unten sinke, daß die Gefahr vorüber sei, da leuchtete es sonnenhell auf Raimunds dunklen Augen und mit dem tiefen Athemzuge, der sich aus seiner Brust hervorrang, sank auch die schwere Last von ihm, die er jahrelang getragen. —

Es schien in der That, als ob das Unheil durch dies Opfer versöhnt worden sei. Schon während des Arbeitens

an der Mauer hatte der Regen nachgelassen, und jetzt plötzlich sprang der Wind um, der seit drei Tagen und Nächten unaufhörlich die schweren Regenwolken herantrieb. Dort hinter den Bergen erschien der erste Lichtblick an dem düsteren Himmel.

Unter den Bauern begann jetzt ein Winken und Flüstern. Sie wollten offenbar ihrem Gutsherrn danken und schämten sich, dem Manne gegenüber, den sie so lange als ihren ärgsten Feind behandelt hatten. Der Gemeindevorsteher, welcher noch am besten mit dem Worte Bescheid wußte, wurde von allen Seiten vorwärts geschoben und mit freundschaftlichen Stößen zum Reden ermuntert.

Ehe es aber noch dazu kam, schritt Gregor Vilmut vom Ufer her auf den Freiherrn zu, es schien, als wolle er sprechen.

Da kam vom Dorfe her ein alter Mann, keuchend und athemlos. Die grauen vom Regen durchnäßten Haare hingen ihm wirr über das Gesicht, das den Ausdruck der vollsten Verzweiflung trug. Es war Eckfried, der in den letzten Tagen krank gelegen hatte. Als die Nachbarn ihm zuriefen, er solle fliehen, das Wasser dringe in das Dorf, hatte er sich mühsam aufgerafft und in das Freie geschleppt, wo die Frauen und Kinder bereits nach dem Schlosse flüchteten.

Da auf einmal hieß es, der Felsenecker sei dort an der bedrohten Stelle und habe versprochen, das Dorf zu retten. Wie und auf welche Weise, das wußte Niemand, aber man sah und hörte es, wie an der Mauer gearbeitet wurde, und wie sie schließlich in die Luft flog.

Gleich darauf erschien Feldberg und rief den Flüchtenden zu, sie sollten umkehren, der Freiherr habe das Wasser in seine Gärten abgelenkt, es stürze mit voller Gewalt der Niederung zu und das Dorf sei gesichert.

Da hatte der alte Mann einen markerschütternden Schrei ausgestoßen und ohne Jemand Rede zu stehen, ohne sich halten zu lassen, war er davon gekeucht. Bei jedem Schritte schien er zusammensinken zu wollen, aber die Todesangst trieb ihn vorwärts, bis er die vor dem Dorfe versammelte Menge erreichte. Erst hier verließ ihn die Kraft, und gerade vor dem Pfarrer brach er zusammen.

„Mein Toni!“ schrie er. „Die Fischer am Grundsee! Sie werden ertrinken — und der Toni mit!“

Vilmut zuckte zusammen, und auch Werdenfels und die Andern standen wie vom Blitze getroffen.

In der Aufregung hatte Niemand daran gedacht, daß dort an dem einsamen Grundsee das kleine Fischerhaus lag, das einzige in der ganzen Niederung; es mußte auf das Aeußerste von der Fluth bedroht sein.

„Mein Bub', mein armer Bub'!" wiederholte Eckfried, dessen Gedanken sich nur um diesen Punkt drehten. „Sie haben ihn mir genommen, Hochwürden, Sie haben ihn hingebracht, und jetzt muß er umkommen, elendiglich verderben in dem Wildwasser! Geben Sie mir meinen Toni wieder!"

Auf dem Gesichte Vilmut's lag eine geisterhafte Blässe, und er preßte die Hand gegen die Stirn, auf welcher kalte Schweißtropfen standen. Stumm, keines Wortes mächtig, blickte er auf den alten Mann nieder, der das Leben seines Enkels von ihm forderte — die furchtbaren Lehren dieses Tages wollten nicht enden.

„Nicht so verzweifelt, Eckfried!" sagte der Freiherr, welcher sich zuerst wieder faßte. „Es wird ja Hülfe möglich sein, wenn sie überhaupt nothwendig ist. Der Fischer hat ja im schlimmsten Falle sein Boot und wird sich mit den Seinen darin gerettet haben."

„Wenn es noch Zeit gewesen ist," warf Paul ein. „Das Wasser ging wie der Sturmwind hinab in die Tiefe und die Leute ahnten nichts von der Gefahr."

Jetzt richtete sich auch Gregor auf, die Betäubung des Schreckens wich, und seine alte Energie kehrte zurück. Seine Stimme war völlig klanglos, aber fest, als er sich an den Freiherrn wandte:

„Wir müssen uns Gewißheit verschaffen! Vom Schloß-

berg aus übersieht man die ganze Niederung, und das Boot steuert jedenfalls hierher oder nach der Buchdorfer Höhe."

„Ganz recht!" stimmte Raimund bei. „Es blieb ja keine Wahl, wenn das Dorf gerettet werden sollte, die Mauer mußte fallen, aber das Opfer von drei Menschenleben wäre doch ein furchtbarer Preis! Bleibt zurück, Eckfried, und erholt Euch. Es wird alles nur Mögliche geschehen!"

Er eilte fort mit Vilmut und Paul, der sich ihnen anschloß, auch der größte Theil der Dorfbewohner folgte.

Anna war bei Eckfried zurückgeblieben und versuchte ihn zu beruhigen, aber vergebens. Der Alte ließ sich nicht zurückhalten, er wollte selbst sehen und hören, was geschah, man mußte ihm den Willen thun. Von mitleidigen Händen geführt und gestützt gelangte auch er endlich auf den Schloßberg.

Der Anblick, der sich von dort aus bot, war nun freilich trostlos. Die ganze Niederung stand bereits unter Wasser, das mit jeder Minute stieg, denn durch den Park stürzte noch immer die Fluth, wenn auch nicht mehr mit der alten Wildheit, und sie nahm ihren Weg gerade nach dem kleinen Grundsee.

Man unterschied trotz der Entfernung und des Nebels

das Fischerhaus am Strande, aber es war bereits ringsum von Wasser umgeben, das längst durch die Thür und die niedrigen Fenster eingedrungen sein mußte. Ueber das Schicksal der Bewohner ließ sich augenblicklich noch nichts feststellen, man bemerkte nirgends ein Boot auf der öden Fläche.

Nur etwa ein Drittel der Dorfbewohner war zurückgeblieben, um bei einer etwaigen Rückkehr der Gefahr bereit zu sein, der größte Theil befand sich hier oben, ebenso wie die gesammte Dienerschaft des Freiherrn, und alles sprach und lief in vollster Aufregung durch einander. Paul stand neben den beiden Damen, denn auch Lily war jetzt herbeigeeilt und bemühte sich, ihnen die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit klar zu machen, daß die Fischer sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hätten. Lily glaubte ihm auch unbedingt, Anna dagegen erwiderte keine Silbe auf seine Trostgründe. Ihr Auge hing nur an Raimund, der mit Vilmut auf dem äußersten Vorsprunge stand.

„Die Fluth muß sie überrascht haben," sagte Werdenfels, indem er angestrengt durch das Fernglas blickte, das man aus dem Schlosse herbeigeschafft hatte. „Sie haben offenbar nicht mehr Zeit gehabt, das Boot loszumachen, und scheinen auf das Dach des Hauses geflüchtet zu sein. Ich sehe dort etwas, aber deutlich läßt es sich jetzt nicht erkennen bei der trüben, nebeligen Luft."

Er reichte das Glas dem Pfarrer, der es gleichfalls nach dem See richtete. Die beiden Männer, welche bis zu dieser Stunde Feinde gewesen waren, sie standen jetzt neben einander und tauschten ihre Beobachtungen aus, als ob das selbstverständlich wäre.

„Die Leute sind auf dem Dache,“ sagte Vilmut nach einer kurzen Pause mit Bestimmtheit. „Sie geben Nothzeichen — und da treibt auch das Boot hin — es wird aber nicht zu erreichen sein.“

Er wies auf einen dunklen Gegenstand in der Ferne, der, mit bloßem Auge gesehen, einem treibenden Baumstamme glich. Es war in der That das kleine Fischerboot, das die Wellen gleich in den ersten Minuten losgerissen hatten, aber die Strömung hatte es bereits weit weggeführt, nach der entgegengesetzten Richtung, und doch war es das einzige Werkzeug zur Rettung. Wo sollte man sonst ein Fahrzeug hernehmen in dem Gebirgsdorfe, dessen wilder Felsenstrom auch nicht den leichtesten Nachen trug!

„Da bleibt nur Eins!“ sagte Rainer. „Wir zimmern ein Floß; wenn alle Hand anlegen, kann es bald fertig sein, und mit Tagesanbruch steuern wir hinüber. So lange müssen sie aushalten.“

„So lange halten sie nicht aus,“ erklärte Vilmut. „Ich kenne das Haus, in wenigen Stunden hat die Fluth

die morschen Wände eingedrückt, und noch vor Einbruch der Nacht stürzt es zusammen. Jetzt, auf der Stelle muß die Hülfe gebracht werden, wenn sie nicht zu spät kommen soll. Wir müssen hinüber, gleichviel auf welche Weise!"

„Halt!" rief Werdenfels von einem rettenden Gedanken durchblitzt. „Auf dem Schloßteiche liegt ja stets ein kleines Boot, das im Winter losgemacht und vor der Witterung geborgen wird. Feldberg, wo ist das Boot?"

„Ich weiß nicht — vermuthlich irgendwo in der Meierei," sagte der Verwalter ungewiß.

„So sehen Sie nach und lassen Sie es augenblicklich hierher bringen. Eilen Sie!"

Feldberg eilte davon, nach der Meierei, die gleichfalls auf der Höhe gelegen, von der Fluth unberührt geblieben war, aber Rainer meinte bedenklich:

„Das wird nichts nützen, solange das Wasser noch so wild ist. Schauen Sie nur, wie das reißt und strudelt! Ich möchte Den sehen, welcher sich da hinauswagt, er kommt nicht lebendig zurück."

Werdenfels erwiderte nichts, aber sein Blick begegnete wie unwillkürlich dem des Pfarrers. Es war eine stumme Frage und eine ebenso stumme Antwort, aber die beiden Männer verstanden sich. Der Freiherr wandte sich ab und sagte ruhig:

„Das wird sich finden, wenn nur erst das Boot da ist."

Aber auch Anna hatte jenen Blick gesehen und verstanden. Als Raimund gleich darauf zu ihr trat, ergriff sie mit krampfhafter Heftigkeit seinen Arm und zog ihn bei Seite.

„Was willst Du thun?" fragte sie athemlos und gepreßt.

„Anna, höre mich!" begann er, aber diesen angstvoll flehenden Augen gegenüber hielt sein Entschluß nicht Stand, er verstummte mitten in der Rede.

„Was willst Du thun?" wiederholte die junge Frau dringender. „Dich in die Todesgefahr werfen und mich der Todesangst preisgeben? Hast Du nicht schon genug Opfer gebracht? Da stehen mehr als hundert, die Du gerettet hast, laß sie die Hülfe bringen!"

„Von denen wagt es kein Einziger, außer vielleicht —"

„Gregor! Ich weiß es, ich sah es an seinem Auge. So laß ihn allein die Rettung versuchen; er hat zu sühnen, und er wird es thun."

„Habe ich nicht zu sühnen?" fragte Raimund so leise, daß nur sie allein ihn verstehen konnte. „Denke an jene Stunde in Felseneck, wo ich Dir die Vergangenheit enthüllte. Eckfried's Hof wurde das erste Opfer der Flammen und sein einziger Sohn wurde todt aus den Trümmern hervor-

gezogen. Jetzt ist sein Enkel dort drüben, das Einzige, was der alte Mann noch besitzt, das Einzige, woran er hängt, und ich bin ihm ein Leben schuldig. Laß mich auch den letzten Schatten bannen, der noch aus der Vergangenheit herüberdroht! Du weißt es, ich bin damals in Venedig oft genug allein vom Lido hinausgefahren in die hochgehende See und bin vertraut mit dem Steuer und mit den Wellen."

„Die See war nicht so gefährlich wie diese reißende Strömung und die Trümmer, die sie mit sich führt. Soll ich Dich darin begraben sehen? Bleibe zurück, Raimund! Du wirst nicht gehen, wenn ich Dich bitte, wenn ich Dich anflehe, zu bleiben."

„Wenn Du es verlangst, bleibe ich, aber meine Anna wird das nicht von mir fordern."

„Doch, ich fordere es!" sagte die junge Frau mit verzweiflungsvoller Energie. „Ich habe auch ein Recht auf Dein Leben, es gehört jetzt mir, und ich will es nicht verlieren."

Die Rückkehr Feldberg's unterbrach das Gespräch, er meldete, daß das Boot in einem Schuppen der Meierei gefunden sei, und gleich darauf wurde es auch zur Stelle gebracht. Es war ein kleines, zierliches Fahrzeug, nur dazu bestimmt, auf dem stillen, sicheren Schloßteiche umher-

zurudern, und wenig geeignet für eine gefahrvolle und ernste Fahrt.

„Das geht nun und nimmermehr!" sagte Paul. „Das gebrechliche Ding hält ja den Wellen nicht Stand, der erste Baumstamm, der dagegen anprallt, bohrt es in den Grund. Gieb den Gedanken auf, Raimund! Es wäre eine Tollkühnheit, sich mit diesem Fahrzeug hinauszuwagen, und es ist eine Unmöglichkeit, damit zurückzukehren."

Die Bauern, die sich um das Boot drängten, waren einstimmig der Meinung des jungen Barons. Es blieb nichts anderes übrig, man mußte auf das Floß zurückkommen und bis zum nächsten Morgen warten. Vielleicht stand das Fischerhaus noch, einstweilen mochte der Himmel den Bewohnern gnädig sein.

Da machte sich Eckfried mit wankenden Schritten Bahn durch die Menge.

„Wenn es Keiner wagt, ich thu es!" brachte er mühsam hervor. „Laßt mich hinüber, ich will's versuchen!"

„Bist Du denn toll, Alter?" rief Rainer in seiner derben Weise, indem er ihn zurückzog. „Kannst Dich kaum auf den Füßen halten, kannst kein Ruder heben und willst ein Boot führen! Dazu gehören andere Kräfte."

Eckfried hielt sich in der That kaum aufrecht. Er

fühlte selbst seine Ohnmacht, und die Kraft, die ihm die Verzweiflung gegeben, erlosch so schnell, als sie aufflackerte. Mit gerungenen Händen blickte er hülfesuchend im Kreise umher, aber Niemand gab ihm Trost.

Vilmut war zuerst an das Boot getreten und hatte es schweigend, aber sorgfältig untersucht, jetzt war er damit zu Ende und sich aufrichtend, sagte er in dem alten befehlenden Tone:

„Weiß Einer von Euch das Steuer zu führen? Die Ruder nehme ich auf mich."

„Sie, Hochwürden?" rief Rainer zurückprallend. „Sie wollten selbst — nein, das geht nimmer!"

„Es muß gehen!" war die kalte, entschlossene Antwort. „Ich habe als Knabe bisweilen das Ruder geführt und etwas wird wohl davon noch übrig geblieben sein. Aber um das Steuer handelt es sich. Ist Niemand unter Euch, der das auf sich nehmen kann und will?"

Allgemeines Schweigen folgte der wiederholten Frage. Die Gebirgsbewohner wußten mit dem Stutzen umzugehen, ein Boot zu lenken hatten sie nicht gelernt. Sie blickten mit einem förmlichen Entsetzen auf ihren Pfarrer, der sich auf das tückische Element wagen wollte, das ihnen eben noch Verderben gedroht hatte, aber kein Einziger machte Miene, seinem Beispiel zu folgen.

„Du siehst, Anna, es findet sich Niemand!“ sagte der Freiherr halblaut. „Hältst Du mich noch zurück?“

„Um Gotteswillen, was hast Du vor?“ fiel Paul ein, der die Worte gehört hatte. „Du willst Dich doch nicht etwa selbst hinauswagen? Dulden Sie das nicht, gnädige Frau, halten Sie ihn zurück. Er ist ja kaum genesen!“

Anna gab keine Antwort. Sie hatte Raimund vorhin selbst zur Rettung angetrieben, aber jetzt hielt sie mit beiden Händen seinen Arm umfaßt und wollte ihn nicht von sich lassen. Sie hatte ja nicht geglaubt, daß es sich hier für ihn um Leben und Tod handeln werde.

„Ich gebe es nicht zu,“ fuhr Paul fort. „Eher steige ich selbst in das Boot und versuche —“

Weiter kam er nicht, denn Lily schrie laut auf vor Entsetzen und ihn umklammernd versicherte sie hoch und theuer, sie werde vor Angst sterben, wenn er sie jetzt verlasse.

„Du bleibst, Paul,“ sagte Werdenfels mit ruhiger Bestimmheit. „Sieh auf Deine Braut, Du hast vor Allem an sie zu denken!“

„Und Du?“ fragte der junge Mann vorwurfsvoll. „Bist Du nicht in dem gleichen Falle?“

„Ich?“ In Raimunds Augen erschien wieder jenes sonnige, blitzähnliche Leuchten. „Ich will mir meine Braut

und mein Glück mit dieser Fahrt verdienen! Anna — forderst Du wirklich, daß ich bleibe?"

Der Blick der jungen Frau irrte über die schäumende Wasserfläche und schweifte dann hinüber nach jener Stelle, wo drei Menschen in Todesangst auf Rettung harrten; langsam, wie einer höheren Gewalt weichend, gab sie Raimunds Arm frei und mit bebenden Lippen flüsterte sie:

„Geh — Gott wird ja barmherzig sein!"

„Dank!" sagte Werdenfels leise und innig und trat dann rasch in den Kreis der Bauern.

„Schafft das Boot hinunter in das Wasser!" befahl er. „Ich werde das Steuer führen."

Einen Augenblick lang standen die Leute in sprachloser Ueberraschung, dann erfolgte allgemeiner stürmischer Protest. Sie wollten weder ihren Gutsherrn noch ihren Pfarrer in die Gefahr hinauslassen, und von allen Seiten wurden Bitten und Warnungen laut, aber Vilmut schnitt ihnen das Wort ab:

„Wir haben keine Minute zu verlieren. Schafft das Boot hinunter! Wenn Sie bereit sind, Herr von Werdenfels — ich bin es auch."

Die Leute sahen ein, daß jeder fernere Widerstand vergeblich war. Zwölf kräftige Arme ergriffen das Boot, und in wenigen Minuten lag es auf dem Wasser. Vilmut

war im Begriff, seinen Platz einzunehmen, da im letzten Augenblicke trat Rainer vor.

„Nehmen Sie mich mit, Hochwürden!“ sagte er kurz entschlossen. „Ich hab' ein Paar tüchtige Arme und die können Sie brauchen. Sie und der Freiherr zwingen es nicht allein.“

„So kommt!“ versetzte Vilmut ebenso kurz, indem er ihm einen Wink gab, einzusteigen.

Werdenfels reichte seinem Neffen, der ihm gefolgt war, zum Abschied die Hand.

„Leb wohl, Paul! Und wenn ich nicht zurückkehren sollte — stehe meiner Anna zur Seite. Sie findet ja jetzt einen Bruder an dem Gatten ihrer Schwester.“

Der junge Mann antwortete nur mit einem Händedruck. Es fehlte ihm nicht an Muth, die Gefahr zu bestehen, aber das angstvolle Weinen seiner kleinen Lily konnte er nicht ertragen. Er begriff nicht, wie Raimund sein so schwer errungenes Glück auf das Spiel setzen konnte, um fremdes Leben zu retten, und begriff die Braut nicht, die ihn von ihrer Seite ließ.

Werdenfels winkte noch einen Gruß hinauf zu der Höhe, wo Anna an der Seite ihrer Schwester stand, dann nahm auch er seinen Platz am Steuer ein. Die ersten Ruderschläge trieben das Boot hinaus in das Wasser und

nach kurzer Fahrt erreichte es die Strömung, die es sofort ergriff.

Das kleine Fahrzeug schwankte wie vom Sturme erfaßt und drehte sich im Wirbel. Es war in höchster Gefahr umzuschlagen, aber die beiden Rudernden setzten ihre volle Kraft ein, und das Steuer lag in den Händen Raimunds, in diesen weißen durchsichtigen Händen, die so kraftlos aussahen, und die doch die Macht besaßen, den wilden Emir zu bändigen und ihn bei jenem tollkühnen Sprunge über die Schlucht zu zügeln. Sie bewährten sich auch hier. Nach einem minutenlangen Kampfe mit den Wellen hatte das Boot die Richtung gefunden und schoß nun reißend schnell dahin, inmitten von Baumstämmen und Mauertrümmern, die es bei jedem Anprall zerschmettern konnten.

Mit dem Aufhören des Regens war auch die Luft klarer geworden. Die Berge, die man seit drei Tagen nicht gesehen hatte, begannen sich zu entschleiern, aber während dort oben ein Gipfel nach dem anderen emportauchte, sank der Nebel tiefer auf die Niederung und ballte sich dicht zusammen über der Wasserfläche. Das Fischerhaus entzog sich vollständig den Blicken und auch das Boot war nur kurze Zeit noch sichtbar, dann verschwand es gleichfalls in dem schweren, trüben Dunst. Die Zurückgebliebenen hatten nicht einmal den Trost, die kühne Rettungsfahrt verfolgen zu können.

Dagegen kamen vom Dorfe jetzt bessere Nachrichten herauf. Auch oberhalb des Durchbruches wuchs die Fluth nicht mehr, sie schien endlich ihren Höhepunkt erreicht zu haben, und damit hörte auch das wilde Nachstürzen der Wassermassen auf. Sie fingen an, sich zu beruhigen, es war jetzt wenigstens möglich, mit dem Boote zurückzukehren, wenn man die Hauptströmung vermied; ein Wagniß blieb es immer. —

Beinahe zwei Stunden waren vergangen, und schon begannen die ersten Schatten der Dämmerung aufzusteigen. Die ganze Niederung wallte und gährte jetzt im weißgrauen Dunst, und daraus hervor gurgelte und rauschte das Wasser. Vielleicht kämpften dort hinter jenem Nebelvorhang die Bedrohten und die Retter zugleich ihren Todeskampf, und Niemand konnte ihnen zu Hülfe kommen, kein Blick, kein Ruf konnte sie erreichen!

Anna stand noch an demselben Platze, wo Werdenfels sie verlassen hatte. Sie hörte nichts von all den Tröstungen, mit denen Paul und Lily sie zu ermuthigen suchten, sah nichts von der ganzen Umgebung. Bleich und stumm starrte sie hinaus in den Nebel, wo Raimund verschwunden war, in die Fluth, die ihn vielleicht schon deckte. An ihrer Seite kniete Eckfried und betete, und all die Anderen standen rathlos und thatlos ringsum,

mit jeder Viertelstunde, die verfloß, sank ihnen mehr der Muth.

Da plötzlich zuckte die junge Frau zusammen und beugte sich weit vor. Sie hatte entdeckt, was noch Niemand sah. Dort in dem Dunst regte sich etwas, noch dunkel und unbestimmt, aber es kam immer näher, wurde immer deutlicher. Jetzt unterschied man schon die Umrisse des Bootes und endlich erkannte man auch die Gestalten darin. Es war Leben und Rettung, was aus jenem Nebelmeere auftauchte.

Langsam glitt das kleine Fahrzeug daraus hervor, das nur mit unsäglicher Mühe vorwärts kam. So weit es auch seitwärts steuerte, es mußte doch jetzt gegen die Strömung ankämpfen, die es vorhin getragen hatte. Am Boden, zwischen den schwer arbeitenden Männern kauerten zwei Menschen, erstarrt von Nässe und Kälte, betäubt von der ausgestandenen Todesangst — der Fischer und sein Weib, und zu den Füßen des Freiherrn, der mit beiden Händen das Steuer hielt, saß ein Kind, das ängstlich seine Kniee umklammerte und sein Gesicht daran verbarg, um das schäumende Wasser nicht zu sehen.

Bei diesem Anblick stürzte alles hinunter, den Ankommenden entgegen. Die Männer sprangen rücksichtslos in das Wasser, und von allen Seiten streckten sich helfende

Hände dem Boote entgegen, das mit stürmischem Jubel empfangen und bewillkommnet wurde.

„Da bringen wir sie alle drei!“ rief Rainer, der zuerst heraussprang. „Es war Zeit, daß wir kamen, das Haus wankte schon, als wir abstießen, und hinter uns fiel es zusammen. Aber das war eine Arbeit, zurückzukommen! Ich dachte, wir würden es nicht zwingen gegen den Strom, doch der Freiherr und unser Pfarrer haben ausgehalten, als wären sie von Eisen!“

Vilmut unterstützte die Fischersleute, die kaum ihre Glieder regen konnten, während Werdenfels, der der Letzte war, den kleinen Toni emporhob. Das Kind fürchtete sich jetzt nicht mehr vor dem „Felsenecker“, dessen Arme es von dem wankenden Gebälk losgerissen und sicher durch Nebel und Wogen geführt hatten, es umklammerte mit beiden Händen seinen Hals und wollte ihn nicht wieder loslassen.

Raimund grüßte nur mit einem Blick und einem Lächeln seine Braut, die ihn am Ufer empfing, dann wandte er sich zu dem alten Manne an ihrer Seite und mit einer Stimme, in der die tiefste Bewegung zitterte, sagte er:

„Hier, Eckfried, ist Euer Toni! Ich lege ihn heil und gesund in Eure Arme — nehmt ihn zurück!“

Es waren dieselben Worte, die Eckfried ihm einst in wildem Hohne entgegengeschleudert hatte, als er bei jener

Brandstiftung ergriffen wurde. In den Zügen des alten Mannes zuckte es seltsam, starr und wortlos blickte er den Freiherrn an, und wie mechanisch streckte er die Arme aus nach seinem Enkel. Erst als sich Tonis blonder Krauskopf an seine Brust schmiegte und die blauen Augen aus dem verweinten Gesichtchen ihn anblickten, erst da schien auch Eckfried Leben und Bewegung wieder zu finden. Er riß das Kind an sich und mit einem Aufschrei, der halb einem Jauchzen und halb einem Weinen glich, sank er in die Kniee vor dem Manne, den er so lange und glühend gehaßt hatte.

Anna hatte sich unbekümmert um all die Zeugen an Raimunds Brust geworfen, und er hielt sie umfaßt, als seien sie allein auf der Welt. Da trat Gregor Vilmut heran, sein Auge glitt düster, aber ruhig über Beiden hin, es stand nichts mehr von Haß darin. Jetzt, wo er selbst zum Retter und Helfer geworden war, fanden die Lippen des stolzen Priesters endlich die Worte, die er vorhin nicht hatte aussprechen können, und er sprach sie so laut, daß alle Umstehenden sie hörten:

„Ich danke Ihnen, Herr von Werdenfels, im Namen des Dorfes, das Sie gerettet haben. Ohne Ihre hochherzige That war es verloren und seine Bewohner waren dem Elend preisgegeben.“

„Sie haben ja auch gerettet, Hochwürden, was ich im Drange der Gefahr preisgab und preisgeben mußte," sagte Raimund tiefernst. „Wir haben zwei Stunden lang Seite an Seite gekämpft um drei Menschenleben, und sind wie durch ein Wunder bewahrt geblieben — ich denke, wir kehren nicht wieder zu der alten Feindschaft zurück."

Er streckte die Hand aus, aber als Vilmut die seinige hineinlegte, rief Anna erschrocken:

„Gregor, was ist das? Deine Hände sind ja voll Blut!"

„Von der Arbeit!" erwiderte Gregor gelassen.

Die inneren Handflächen waren in der That blutig von der ungewohnten Anstrengung, und doch hatte er mit diesen wunden, schmerzenden Händen das Ruder weitergeführt, wie Rainer mit seinen harten Fäusten.

„Raimund, soeben kommt aus dem Dorfe die Meldung, daß auch im oberen Laufe des Stromes das Wasser zu sinken beginnt," sagte Paul herantretend. „Wir haben nichts mehr zu fürchten, der Umschlag der Witterung ist ein vollständiger."

Er wies nach den Bergen, die sich immer mehr entschleierten. Soeben tauchte auch das schneegekrönte Haupt der Geisterspitze hervor aus den Wolken und blickte nieder auf all das Unheil, das sie angerichtet hatte. Sie hatte einst jenen Sturm herabgeschickt, der die Flammen von Haus

zu Haus trug und Werdenfels in Asche legte, sie hatte auch diesmal die Gletscherströme herabgesandt, die ihm Verderben drohten. Aber jetzt lag das Dorf sicher und unversehrt, die Fluthen deckten nur die reichen Besitzungen des Herrn von Werdenfels, und in diesen Fluthen erlosch der letzte Widerschein jenes Brandes, erlosch das alte, drohende Flammenzeichen mit all seinem Bann und Fluch.

Vom Dorfe her tönte das Abendläuten. Die Glocken, die seit Tagesanbruch so schauerlich gestürmt und um Hülfe gerufen hatten, setzten wieder ein mit dem alten feierlichen Klange, sie mahnten zum Danke.

Die Werdenfelser sahen es alle, wie ihr Gutsherr, der gefürchtete, verfehmte Felsenecker, als der Erste auf die Kniee niedersank und sein Haupt beugte, wie seine Braut und selbst Paul und Lily seinem Beispiel folgten, da folgten sie alle, es blieb kein Einziger zurück, als Gregor Vilmut in ihre Mitte trat. Voll und mächtig zogen die Glockenklänge durch die Luft und einten sich mit dem Rauschen des jetzt gebändigten und bezwungenen Elementes. Sonst war kein Laut vernehmbar. Selbst der Priester schwieg, als er die Hände emporhob, die blutig und zerrissen noch die Spuren der schweren Rettungsarbeit trugen, und mit diesen Händen segnete er die knieende Gemeinde.

---

Es war Sommer geworden, und in dem hellen Sonnenschein eines Junitages flatterte die Fahne lustig von dem Dache des Schlosses Werdenfels, das heute seinen Herrn und seine Herrin erwartete.

Die Trauung Raimunds und Annas war in aller Stille vollzogen worden, und die Neuvermählten hatten die ersten Wochen ihrer Ehe in Felseneck zugebracht. Heute aber wurden sie von dort zurückerwartet, und Werdenfels hatte einen großartigen Empfang vorbereitet. In Ehrenpforten, Laubgewinden und Fahnen war wirklich Unerhörtes geleistet, und die ganze Dorfschaft war auf den Beinen, um ihren Gutsherrn und dessen junge Gemahlin zu begrüßen.

Auch das Schloß hatte sich zum feierlichen Empfange gerüstet. Baron Paul war schon in aller Frühe von Buchdorf herübergekommen, um die Anstalten selbst zu leiten, und seine Braut, die bisher in Rosenberg unter dem Schutze von Fräulein Hofer geblieben war, und nun zu ihrer Schwester nach Werdenfels übersiedeln sollte, befand sich ebenfalls seit einigen Stunden dort.

Auch Justizrath Freising hatte sich eingefunden, zur geheimen Verwunderung Pauls, der sich dies plötzliche Auftauchen des rechtsgelehrten Herrn nicht recht erklären konnte, aber dieser war nur einmal da und wollte gleichfalls seinen „hochgeehrten Clienten" begrüßen, und einstweilen unterhielt

er sich sehr angelegentlich mit Fräulein Hofer, die Lily begleitet hatte.

Mit jener Begrüßung hatte es indessen seine eigene Bewandtniß. Seit jenem Abenteuer auf der Bergstraße befand sich der Justizrath wieder im Banne jener Empfindung, die er nun schon fünfmal durchgemacht hatte, allerdings immer mit verschiedenen Objecten.

Seine Besuche in Rosenberg wurden immer häufiger, und seine früheren Streitigkeiten mit Fräulein Hofer verwandelten sich immer mehr in die vollkommenste Uebereinstimmung. Emma mußte endlich einsehen, daß sie der nunmehrige Gegenstand dieser Besuche und Aufmerksamkeiten war. Ob nun Lily mit ihrer übermüthigen Behauptung doch nicht so ganz Unrecht hatte, oder ob die glücklich geretteten Acten einen geheimen magnetischen Rapport herstellten, genug, die Dame zeigte sich nicht ganz unzugänglich, und die Hoffnungen des Justizraths flammten hell auf.

Er fuhr mit dem verhängnißvollen Frack und dem üblichen Bouquet zum dritten Male als Freier nach Rosenberg. „Jetzt oder nie!“ dachte er, als er die Gitterthür öffnete — und erfuhr von dem alten Ignaz, daß Fräulein Hofer sich mit ihrer Schutzbefohlenen in Werdenfels befand, wo man heute den Freiherrn und dessen Gemahlin erwartete.

Der arme Freising stand wie vom Donner gerührt. Im ersten Augenblicke war er wirklich geneigt, an ein Fatum zu glauben, das ihn zur Ehelosigkeit verdammte, dann aber faßte er einen heroischen Entschluß. Umzukehren und das Bouquet verwelken zu lassen, wäre ihm als die schlimmste aller Vorbedeutungen erschienen, und seit der wunderbaren Einmischung der Geisterspitze in seine Angelegenheiten war er keineswegs mehr ein so ausgemachter Freigeist. Er beschloß deshalb, das tückische Schicksal zu zwingen, befahl dem Kutscher umzuwenden und fuhr gleichfalls nach Werdenfels, wo er sich ganz unbefangen als Theilnehmer an dem Empfange vorstellte.

Die Schloßterrasse trug den reichsten Blumenschmuck, und auch die Gebüsche des Schloßberges prangten im frischen Grün, aber die Gärten, die Werdenfels sonst wie ein blühender duftender Kranz umgaben, waren verschwunden. Monate der Arbeit hatten die Zerstörungen einer einzigen Stunde nicht tilgen können, und wenn auch ein Theil der alten Bäume noch stand und man alles aufgeboten hatte, um wenigstens in der unmittelbaren Umgebung des Schlosses die Spuren der Verwüstung zu beseitigen, die stundenweiten mit fürstlicher Verschwendung geschaffenen Parkanlagen mit ihrer seltenen, kostbaren Flora waren unwiederbringlich dahin.

Drüben in der Niederung sah es noch trostloser aus. Die Fluren deckte Schlamm und Geröll, aus dem entwurzelte Bäume und riesige Felssteine emporragten. Die verheerenden Muhren hatten sich hoch aufgethürmt und in ihrer zähen, undurchdringlichen Schicht lagen Wiesen und Felder begraben. Das einst so reiche Gebiet von Werdenfels war zur Wüste geworden, und wenn es wirklich noch zu retten war, so blieb sein Ertrag doch auf Jahre hinaus verloren für den Gutsherrn.

Um so freundlicher lag das Dorf da, inmitten seiner Wiesen und Gärten, hier war auch nicht ein Fußbreit verloren gegangen, und in seinem Festgewande nahm es sich heute doppelt stattlich aus.

Der Haushofmeister musterte noch einmal die Dienerschaft, die in voller Gala auf der Terrasse versammelt war, und trat dann zu Arnold, der soeben aus dem Schlosse kam.

Arnold, in seiner Eigenschaft als Kammerdiener und Vertrauter seines jungen Herrn, hielt es natürlich unter seiner Würde, sich den anderen Dienern anzuschließen. Der Haushofmeister hatte diese Ausnahmestellung auch stets anerkannt und behandelte ihn fast als seines Gleichen.

„Jetzt ist alles bereit,“ sagte er. „In einer halben Stunde können die Herrschaften hier sein, der Empfang im Dorfe wird freilich einige Zeit beanspruchen.“

„Vermuthlich, denn er wird großartig," versetzte Arnold mit Genugthuung. „Jetzt freilich wissen sie sich nicht zu fassen vor Dankbarkeit und möchten ihren Gutsherrn in den Himmel erheben, und was für Niederträchtigkeiten haben sie früher gegen ihn ausgeübt!"

„Ja, unsere Werdenfelser haben harte Köpfe, aber ich denke, der Herr wird trotzdem jetzt mit ihnen fertig werden."

„Das glaube ich auch. Der gnädige Herr Onkel" — Arnold hielt diese Bezeichnung hartnäckig fest, wenn er von dem Freiherrn sprach — „haben eine ganz wunderbare Art, die Menschen nur mit den Augen zu maltraitiren. Es ist gar nicht nöthig, daß er den Mund öffnet, man hat vollständig genug an dem Blick."

„Nun, an der That hat er es auch nicht fehlen lassen. Die Fahrt, die er damals beim Hochwasser mit dem Herrn Pfarrer unternahm, thut ihm Keiner so leicht nach. Sogar der junge Baron blieb am Ufer."

„Natürlich blieb er!" sagte Arnold würdevoll. „Der Chef der Familie hat überall den Vortritt. Wir sind die jüngere Linie, wir stehen zurück — selbst in der Gefahr."

„Wie steht es denn eigentlich mit der Hochzeit?" erkundigte sich der Haushofmeister, der in der Feststimmung des heutigen Tages ungewöhnlich gesprächig war. „Sie soll ja wohl erst in einem Jahre stattfinden."

„Im nächsten Frühjahr. Unter uns gesagt, die jungen Herrschaften müssen erst noch vernünftiger werden; der gnädige Onkel hat das auch eingesehen, und einstweilen läßt er uns das Herrenhaus in Buchdorf ganz neu und sehr glänzend einrichten. Herr Paul soll sich erst als Gutsherr bewähren, und die Kleine — ich wollte sagen unsere künftige gnädige Frau wird bis dahin doch noch etwas größer werden. Glauben Sie nicht, daß man mit sechszehn Jahren noch wachsen kann?"

„Gewiß, das glaube ich. — Und Sie bleiben also in Buchdorf?"

Arnold sah den Fragenden mit unermeßlichem Erstaunen an; er begriff nicht, wie man so etwas überhaupt fragen konnte.

„Selbstverständlich! Was sollten denn die jungen Herrschaften ohne mich anfangen? Ueberdies habe ich der seligen Frau Baronin auf dem Sterbebette versprochen —"

„Ja, das weiß ich, das haben Sie mir schon einige Male erzählt," fiel der Haushofmeister ein, aber Arnold hätte sich schwerlich von seinem Lieblingsthema abbringen lassen, wenn nicht in diesem Augenblick die ‚jüngere Linie' erschienen wäre.

Paul führte seine Braut am Arme, die zur höchsten Befriedigung des alten Dieners in ihrem Festkleide mit

der langen Schleppe etwas größer aussah als sonst. Sie musterten die Empfangsanstalten, und der junge Baron wandte sich an den Haushofmeister.

„Wir werden den Freiherrn und seine Gemahlin schon am Wagen begrüßen. Sie nehmen Ihren Platz wohl hier am Eingange, an der Spitze der Dienerschaft ein; Du bleibst gleichfalls hier, Arnold.“

Der Haushofmeister folgte natürlich der Anordnung, und Arnold that ebenso natürlich das Gegentheil, indem er sich seinem Herrn anschloß, der mit Lily weiter ging.

„Ich bleibe in Ihrer Nähe, Herr Paul,“ erklärte er mit einer Entschiedenheit, gegen die sich schlechterdings nichts einwenden ließ. „Das ist mein Platz, und übrigens macht es sich auch besser.“

„Müssen Sie denn immer widersprechen, Arnold?“ sagte Lily ungeduldig. „Haben Sie den Rosenstrauß in das Wohnzimmer meiner Schwester auf den kleinen Sophatisch gestellt, wie ich Ihnen befahl?“

„In das Wohnzimmer der Frau Baronin — jawohl, gnädiges Fräulein — die Rosen stehen auf dem Schreibtische.“

„Aber ich sagte Ihnen doch ausdrücklich, auf den Sophatisch! Weshalb haben Sie das nicht gethan?“

„Weil sie sich auf dem Schreibtische besser ausnehmen, viel besser.“

„Ich will sie aber an jener Stelle haben!" rief Lily, mit dem Füßchen stampfend.

„Arnold, Du stellst augenblicklich die Blumen dorthin, wo meine Braut befiehlt!" mischte sich Paul mit strenger Miene ein.

„Auf dem Schreibtische machen sie mehr Effect," behauptete Arnold mit unerschütterlicher Ruhe. „Sie stehen dort gerade vor dem Bilde des gnädigen Herrn, die gnädige Frau Baronin wird das als eine zarte Aufmerksamkeit empfinden, der gnädige Herr Onkel wird auch dieser Meinung sein, und das gnädige Fräulein wird sicher nicht darauf bestehen —"

„Um Gotteswillen — nein, nein!" rief Lily verzweiflungsvoll. „Stellen Sie die Rosen meinetwegen unter den Tisch, aber hören Sie nur auf mit Ihren Gründen und Ihren ewigen Titulaturen."

Sie zog Paul fort, und Arnold behauptete als Sieger das Feld. Er blickte mitleidig seiner Herrschaft nach, die die merkwürdige Angewohnheit hatte, ihm befehlen zu wollen. Er ließ sich allenfalls von den Augen des gnädigen Onkels maltraitiren, weil dieser der einzige Mensch war, der ihm überhaupt imponirte, aber die jüngere Linie versuchte es ganz vergeblich, gegen ihn aufzukommen, und sie sah das selbst ein.

„Paul," sagte Lily halb lachend, halb ärgerlich. „Wir stritten uns neulich, wer in unserem Hause das Scepter führen sollte, und Keiner wollte es dem Andern lassen. Es ist gar nicht nöthig, daß wir uns den Kopf darüber zerbrechen, Dein Arnold schwingt es über uns Beide."

„Ja, mit diesem alten Familienerbstück ist nun einmal nichts anzufangen," stimmte Paul gleichfalls lachend ein. „Du beugst Dich auch schon seiner Tyrannei. Raimund müßte ihn einmal vier Wochen lang in seinen persönlichen Dienst nehmen, ich glaube, das wäre das einzige Mittel, ihm Gehorsam beizubringen. Komm, Lily, von dort aus übersieht man den Weg. Feldberg commandirt drüben die Böller, und sobald der Wagen in die Allee des Schloßberges einbiegt, krachen die Schüsse."

„O, bis dahin haben wir noch Zeit, und ich muß vorher noch eine Entdeckungsreise anstellen. Ich bin nämlich dem Onkel Justizrath auf der Spur, der mir sehr verdächtig erscheint mit seinem Frack und seinem Bouquet. Ich weiß nun nachgerade, was dieser feierliche Aufzug bedeutet."

„Was meinst Du? Mich hat Freisings Erscheinen allerdings überrascht. Er steht doch Keinem von uns so nahe —"

„Nein, aber er möchte endlich irgend Jemandem nahe

stehen, und das ist ihm wirklich nicht zu verdenken, der Arme hat ja bisher nichts als Hochachtung durchgemacht, und das muß schrecklich sein. Ich habe es deutlich gesehen, das Bouquet enthält diesmal nur Nelken, in allen Farben und Schattirungen — und das ist die Lieblingsblume Fräulein Hofers. Ich muß durchaus wissen, wie die Sache sich entwickelt. Schlägt sie wieder zum Unglück aus, dann — ja, Paul, ich kann Dir nicht helfen — dann nehme ich den Onkel Justizrath noch nachträglich aus Mitleid; denn mit sechs Körben kann er unmöglich existiren. Das hält kein Mensch aus!"

Paul protestirte sehr nachdrücklich gegen diese menschenfreundliche Absicht seiner Braut und war überhaupt der Meinung, man müsse auf der Terrasse bleiben, um zum Empfange der Erwarteten bereit zu sein, aber Lily bestand auf ihrem Willen. Sie hatte gesehen, wie der Justizrath und Fräulein Hofer in einem kleinen Pavillon verschwanden, der an der Rückseite des Schlosses lag, und ging sofort dieser Spur nach.

Der Pavillon, der eigens für die Bergaussicht erbaut war, lag sehr hoch, so daß es unmöglich blieb, durch die Fenster einen Einblick zu gewinnen, und die Thür, die vorhin weit offen stand, war jetzt verdächtiger Weise geschlossen. Die junge Dame unternahm also zunächst einen

Recognoscirungsgang um das kleine Gebäude, das heute ebenfalls einen Fahnenschmuck trug, und wurde dabei vom Zufall begünstigt.

An der rechten Seitenwand, die von dichtem Weinlaube umrankt war, stand eine Leiter, die man wahrscheinlich beim Befestigen der Fahne gebraucht und dann vergessen hatte. Lily war ganz entzückt über diesen Fund, sie hörte nicht auf Pauls Einwendungen, der ihr folgte, sondern nahm ihre Schleppe zusammen und stieg schleunigst empor bis zur Fensterhöhe, wo sie mit unendlicher Neugier durch die Scheiben blickte, gerade wie Arnold es bei ihrer Verlobung im Gartenhause gethan hatte.

„Sie sind wirklich drinnen!" rapportirte sie mit gedämpfter Stimme. „Sie befinden sich alle drei auf dem Sopha, der Justizrath, das Bouquet und Fräulein Hofer. Schade, daß die Fenster geschlossen sind, ich kann nur sehen, und damals hinter der Salonthür konnte ich nur hören, aber die heutige Stellung ist etwas unbequemer."

„Aber das ist ja Spionage," wandte Paul ein. „Wenn man Dich von innen bemerkt oder wenn irgend Jemand von der Dienerschaft auf diese Seite des Schlosses geräth, was sollen sie denken!"

„Sei still, Paul, und halte die Leiter!" befahl die junge Dame. „Die ganze Dienerschaft ist drüben auf der

Terrasse, und das Weinlaub ist so dicht, daß ich unmöglich entdeckt werden kann. Wie gesagt, hören kann ich nichts, aber ich sehe die ganze Pantomime. Der Onkel Justizrath zeigt eine sehr elegische Miene, er erzählt gewiß von seinen fünf Körben — wenn er nur nicht den sechsten erhält, Emma ist noch ganz Hochachtung — aber nein, jetzt lächelt sie — Gott sei Dank, nun kommt die Sache in Gang."

„Lily, ich bitte Dich, komm' herunter!" bat Paul. „Wenn uns Jemand in dieser Situation überrascht — es schickt sich wirklich nicht."

„Störe mich nicht und achte auf die Leiter, damit sie nicht umfällt," lautete die etwas ungnädige Antwort. „Nun rückt das Bouquet in's Feuer, der Onkel Justizrath fängt stets mit der Blumensprache an. Bei Anna begann er damals: die Rosen — der Rose! Und jetzt sagt er gewiß: die Nelken — der Nelke!"

Freising mußte in der That etwas Aehnliches gesagt haben, denn Fräulein Hofer erröthete und schlug die Augen nieder, während er mit vollem Pathos fortfuhr:

„Nie werde ich jene Stunde vergessen, wo ich in Schnee und Einsamkeit, mit einem verrenkten Fuße und von aller Welt verlassen auf der Landstraße saß. Sie retteten meine Acten —"

„O, das war ja nicht der Rede werth!“ lehnte Emma bescheiden ab.

„Bitte, es war sehr der Rede werth. Es waren die Urkunden von sechszehnhundertachtzig —“

„Werdenfels contra Werdenfels?“

„Ganz recht. Ohne Ihre muthige Dazwischenkunft wären sie ein Opfer dieser tückischen Geisterspitze geworden.“

„Glauben Sie denn an die Geisterspitze, Herr Justizrath?“ fragte Emma überrascht.

Freising warf einen scheuen Blick durch das Fenster, wo das „weiße Ungethüm“ in der Entfernung deutlich sichtbar war. Es schien ihn an das Gelübde zu mahnen, das er damals in höchster Noth gethan hatte, als auch ihn, den Freigeist, der Aberglaube packte. Aber eingestehen konnte er das unmöglich, und so antwortete er denn mit einer kühnen Wendung:

„Ich glaube, daß die Geisterspitze mir in jener Stunde ein Glück gezeigt hat, das ich bis dahin nicht erkannte. Emma, darf ich diesen Glauben festhalten?“

Die Sache entwickelte sich jetzt ziemlich rasch, aber die beiden Hauptpersonen hatten keine Ahnung davon, daß sie von zwei Seiten beobachtet wurden. Rechts drückte Lily ihr Gesicht an die Scheiben, und links blickte die Geister-

spitze majestätisch in das Fenster, sie assistirte gleichfalls der Verlobung, die sie ja eigentlich gestiftet hatte.

Fräulein Hofer hielt den Nelkenstrauß in den Händen und blickte erröthend darauf nieder, während der Justizrath seinen Antrag vorbrachte, den er nun nachgerade auswendig wußte, und nach fünf Minuten hielt der Justizrath Fräulein Hofer in den Armen. Er kam sich wie ein Erlöster vor, als er endlich empfing, was ihm ein grausames Geschick so lange verweigert hatte — das kleine, kurze, nette Ja!

Da krachten draußen die Böller. Der Wagen des Freiherrn mußte in Sicht sein, denn die erste Begrüßungssalve donnerte von der Terrasse nieder in das Thal, und das Echo der Berge gab rollend die Schüsse zurück.

Das neue Brautpaar fuhr erschrocken aus einander, Fräulein Hofer war sonst nichts weniger als nervös, bei dieser ebenso unerwarteten als lärmenden Gratulation der Werdenfelser Geschütze erlaubte sie sich aber doch einen keinen Ohnmachtsanfall. Sie schwankte und machte Anstalt, zu sinken, als der Justizrath sie natürlich umfaßte und in seinen Armen aufrecht erhielt.

„Erhole Dich, Emma!“ sagte er mit feierlicher Zärtlichkeit. „Ich bin an Deiner Seite.“

Und Emma erholte sich! —

Fast gleichzeitig bog Arnold in höchster Eile um die

Ecke des Schlosses. Er suchte seinen jungen Herrn und dessen Braut, die auf unbegreifliche Weise verschwunden waren.

„Herr Paul, der Wagen kommt! Herr Paul, wo sind Sie?“

Er verstummte plötzlich und hob Augen und Hände zum Himmel bei dem Anblick, der sich ihm darbot. Da stand Fräulein Lily in der langen Seidenschleppe mit dem Spitzenbesatz, hoch oben auf der Leiter und guckte in den Pavillon, während Herr Paul unten stand und mit größter Sorgfalt die Leiter hielt, und Beide waren so vertieft in ihre Beschäftigung, daß sie den Ruf ganz überhörten.

In diesem Augenblicke gaben die Böller das Begrüßungszeichen. Lily fuhr auf, sprang mit einem Satze von der Leiter und geradewegs in Pauls Arme, der sie auffing, und nun hatte der alte Diener den noch weit schrecklicheren Anblick, wie der Gutsherr von Buchdorf die künftige gnädige Frau bis auf die Terrasse trug. Hier sprang Lily wie ein junges Reh von seinem Arme und nun liefen Beide um die Wette bis zu der großen Freitreppe, wo sie athemlos anlangten. Die junge Dame hatte kaum noch Zeit, ihre Schleppe wieder in Ordnung zu bringen, als der Wagen schon in die Allee einbog.

„Und diese Kinder wollen nun heirathen!“ sagte Arnold

wehmüthig. „Und da fragt der Haushofmeister noch, ob ich in Buchdorf bleibe! Ein vernünftiger Mensch muß doch wenigstens da sein, und leider bin ich dieser einzige!“

Der alte Diener war mit seinem Entsetzen über dies Preisgeben aller Würde von Seiten der jüngeren Linie noch nicht fertig geworden, als der Justizrath und Fräulein Hofer an ihm vorbeisausten, Arm in Arm und mit ganz verklärten Gesichtern, sie liefen gleichfalls, um den Empfang nicht zu versäumen. Dies Stürzen des sonst so würdigen rechtsgelehrten Herrn und sein seliges Lächeln brachten Arnold um den letzten Rest seiner Fassung.

„Ich glaube, ganz Werdenfels steht heute auf dem Kopfe!“ seufzte er, während er sich anschickte zu folgen, um wenigstens den Effect seiner Stellung hinter dem jungen Herrn nicht einzubüßen.

Werdenfels schien wirklich auf dem Kopfe zu stehen, und die Werdenfelser zeigten sich gerade so maßlos in ihrer Dankbarkeit, wie früher in ihrem Hasse. Empfang, Begrüßung und Reden hatten programmmäßig im Dorfe stattgefunden, aber die halbe Dorfschaft begleitete den Freiherrn und seine Gemahlin nach dem Schlosse. Der jüngere Theil dieser Begleitung leistete im freudigen Lärmen das Aeußerste, und der älteste Sohn Rainer's — derselbe, der sich damals an dem Attentat gegen die Orangerien betheiligt hatte —

schrie jetzt so lange und so energisch Hoch, bis er kirschbraun im Gesichte war.

Jetzt nahte der Wagen, und inmitten dieses stürmischen Jubels, unter flatternden Fahnen und endlosen Böllerschüssen hielten Raimund und Anna ihren Einzug in das Schloß.

Auch hier wurde beim Empfange nicht ganz die beabsichtigte Feierlichkeit eingehalten. Nur der Haushofmeister stand steif und feierlich an der Spitze der Dienerschaft und sorgte dafür, daß Niemand sich rührte, bis er das Zeichen dazu gab. Bei der Begrüßung an der Freitreppe aber war Arnold der Einzige, der seine Würde behauptete. Der Justizrath und Fräulein Hofer hatten eine wahre Manie, heute aller Welt die Hand zu schütteln, und die jungen Herrschaften setzten nun vollends jede Etiquette bei Seite.

Lily warf sich stürmisch an die Brust ihrer Schwester und ließ sich dann von ihrem Schwager umarmen, sie schien nicht mehr zu fürchten, daß er ihr den Hals umdrehen werde. Paul dagegen wurde doch ernst, als er seiner nunmehrigen Schwägerin die Hand küßte.

Für einen Moment verblich das rosige, lachende Gesicht seiner Lily vor der Erinnerung an jene Meeresfahrt, wo er ein anderes Antlitz so kalt und ernst und doch so hinreißend schön gesehen hatte, im zauberischen Mondes-

glanz. Jetzt spielte das Sonnenlicht auf den goldschimmernden Haaren und sonniger Glanz lag in den großen braunen Augen.

In dem Herzen des jungen Mannes wollte wieder das alte Weh aufwachen, aber er überwand schnell die unwillkürliche Regung, er sah ja, daß jene Augen nur Raimunds Blick suchten. Dem Freiherrn gelang es jetzt endlich, sich los zu machen, und der sich verneigenden Dienerschaft freundlich zuwinkend, führte er seine junge Frau in das Schloß seiner Väter ein.

Paul und Lily schlossen sich ihnen an, und die letztere gab leider wieder einen Beweis, wie wenig sie feierliche Momente begriff, denn noch auf der Schwelle flüsterte sie ihrer Schwester zu:

„Denke nur, Anna, der Onkel Justizrath bekommt endlich eine Frau! Er heirathet Emma Hofer, und als er das kleine, nette Ja erhielt, schossen unsere sämmtlichen Böller Victoria!“ —

Es war einige Stunden später. Der Jubel des Empfanges war verrauscht und auf der nun wieder völlig einsamen Terrasse stand Anna von Werdenfels und blickte hinüber nach den Bergen, wo sie die erste Zeit ihrer Ehe verlebt hatte, wo ein so lang ersehntes, so schwer errungenes Glück endlich zur Wahrheit geworden war.

Der Pfarrer von Hochdorf hatte in der Schloßkapelle von Felseneck die Trauung vollzogen. Gregor Vilmut befand sich damals gerade in der Residenz, wohin amtliche Angelegenheiten ihn riefen. Er hatte die nunmehrige Baronin Werdenfels erst heute wiedergesehen, wo er an der Spitze des Dorfes mit einigen kurzen ernsten Worten sie und ihren Gatten begrüßte. Die eigentlichen Reden überließ er dem Gemeindevorsteher und Rainer, welche denn auch eine ganz wunderbare Leistung zu Stande brachten. Er elbst sprach nur das Nothwendige, aber er that es mit ruhiger Würde und zog sich, sobald der Wagen vorüber war, in das Pfarrhaus zurück.

Jetzt aber erschien er dort auf der Freitreppe und näherte sich der jungen Frau, die ihm überrascht entgegen trat.

„Du bist es, Gregor? Ich hoffte gar nicht, Dich heute och zu sehen.“

„Ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen! Meine Abreise ist auf übermorgen festgesetzt.“

„So plötzlich? Du solltest Deine neue Stellung in M. ja erst im Herbst antreten.“

„Das hat sich geändert. Das dortige Pfarramt ist verwaist und bedarf dringend eines Vertreters, während mein Nachfolger in Werdenfels jede Stunde bereit ist. Ich nehme bereits morgen Abschied von meiner Gemeinde, aber wenn

Du auch der kirchlichen Feierlichkeit beiwohnst, so werde ich doch schwerlich Gelegenheit finden, Dich allein zu sprechen, und deshalb komme ich heute!"

Annas Augen ruhten betroffen und forschend auf den Zügen des Pfarrers, endlich sagte sie:

„Diese unerwartete Beschleunigung ist Dein Werk, Gregor! Du gehst, weil Raimund kommt."

Gregor widersprach nicht, und die junge Frau fuhr mit leisem Vorwurf fort:

„Ich glaubte, die alte Feindschaft sei zu Ende seit jener Fahrt auf Leben und Tod, welche Ihr zusammen unternommen habt?"

„Wir sind keine Feinde mehr," erwiderte Vilmut fest. „Gegner bleiben wir immer, denn hier handelt es sich um Ueberzeugungen, die Keiner opfert. Du solltest mir den Entschluß danken, den ich gefaßt habe. Bliebe ich, so würde der Kampf von Neuem beginnen, müßte beginnen, denn ein wirklicher Ausgleich ist nicht möglich."

„Und du räumst einem Gegner das Feld? Das sieht Dir nicht ähnlich."

„Ich räume einen Platz, auf dem ich nicht mehr fest und unerschütterlich stehe, wie einst. All die stürmischen Proteste, die gegen meine Entfernung laut wurden, all die Bitten, zu bleiben, täuschen mich nicht darüber. Vor meiner

ganzen Gemeinde hat mir Rainer den Vorwurf zugeschleudert, ich hätte das Dorf in das Verderben gebracht, und die Anderen stimmten ihm bei. Das ist nicht auszulöschen, weder für sie noch für mich, und darüber hilft auch keine Anhänglichkeit hinweg. Sie glauben nicht mehr an mich, und sie müssen diesen Glauben an ihren Priester haben, wenn sein Wirken nutzen soll."

„Also ist diese Berufung nach M. auf Deine Veranlassung geschehen? Ich ahnte es! Aber Deine Gemeinde wird Dich schwer vermissen."

„Glaubst Du, daß mir die Trennung von Werdenfels leicht wird, mit dem ich seit zwanzig Jahren verwachsen bin, wo ich eine ganze Generation erzogen, und eine andere geleitet habe? Aber es muß sein! Ich ertrage nun einmal nichts Halbes, und mit voller ungebrochener Kraft kann ich nur in einen neuen Wirkungskreis eintreten."

Es lag wieder die alte, unbeugsame Energie in diesen Worten — und Anna fühlte zu sehr deren Wahrheit, um Widerspruch zu erheben.

„Willst Du Raimund sprechen?" fragte sie. „Er ist im Schlosse, wenn Du ihn dort —"

„Wozu das? Ich habe ihn heute begrüßt, als er nach Werdenfels kam, er wird mir dieselbe Rücksicht erweisen, wenn ich Werdenfels verlasse. Für seine, wie für meine

künftige Stellung wird diese öffentliche Versöhnung von Nutzen sein, vertraulich haben wir nichts mit einander zu verhandeln. Ich wollte von Dir Abschied nehmen, Anna, da unsere Wege sich jetzt trennen."

„Doch nicht für immer?" sagte die junge Frau zögernd. „M. ist freilich sehr fern."

„Und wenn es auch näher läge, unsere Beziehungen würden doch zu Ende sein. Meine Vormundschaft über Lily ist nur noch eine Form, seit ihre Vermählung beschlossen ist. Im nächsten Jahre trägt auch sie den Namen des Geschlechtes, dem Du jetzt angehörst — aber ich suchte heute nicht die Gemahlin des Freiherrn von Werdenfels, ich wollte Anna Vilmut noch einmal sehen, die ich als Kind in meine Obhut nahm. Leb' wohl, Anna — für immer!"

Das Auge der jungen Frau verschleierte eine Thräne, als sie ihm die Hand reichte.

Gregors Auge blieb trocken, aber es haftete lang und düster auf ihrem Antlitz, als wolle er das Bild mit sich nehmen in die Ferne. Er drückte noch einmal ihre Hand, dann ging er festen Schrittes davon, ohne sich wieder umzuwenden.

Anna blickte ihm lange nach. Das Eine, was unausgesprochen zwischen ihnen blieb, war jetzt überwunden, sie

hatte es in seinem Blick gelesen, aber sie las auch darin, was diese Ueberwindung ihn gekostet hatte.

Da tönten nahende Schritte, und als Anna sich umwandte, gewahrte sie ihren Gatten, der aus dem Schlosse gekommen war.

„Hast Du auf mich gewartet?“ fragte er. „Ich konnte Eckfried nicht so schnell verabschieden, er ist eigens mit seinem Toni vom Mattenhofe gekommen, um heute in Werdenfels zu sein.“

„Ja, der Toni stand im Dorfe an der Spitze der Kinderschaar und überreichte mir einen riesigen Strauß Alpenblumen,“ sagte die junge Frau lächelnd. „Aber er vergaß den eingelernten Vers zur Hälfte und half sich damit, daß er mir mit ungeheuerem Stolz erzählte, er und der Großvater hätten jetzt ein Pferd und ein Wägli, in dem sie gekommen seien und auch wieder heimfahren würden.“

„Das ist ihm allerdings etwas Neues. Es war ein glücklicher Gedanke, als Du mir riethest, den verschuldeten Mattenhof zu kaufen und dem Knaben zu verschreiben, der ihn ja eigentlich von den Eltern hätte erben sollen.“

„Es galt, den Starrkopf Eckfrieds zu beschwichtigen, der für sich selbst vielleicht nichts angenommen hätte. Er ist freilich wie verwandelt, seit Du ihm damals seinen Enkel in die Arme legtest, und er erhob auch keine Ein-

wendung, als Du das Recht in Anspruch nahmst, für das gerettete Kind zu sorgen."

„Nun, vielleicht erlebt er es noch, den Buben heranwachsen und den Hof antreten zu sehen! Die wenigen Wochen da oben haben ihn förmlich verjüngt. Es war allzu hart für den ehemaligen Bauer, bei Fremden als Knecht arbeiten zu müssen, jetzt kann er wieder auf eigenem Grund und Boden wirthschaften und für seinen Enkel schaffen, das verlängert sein Leben um zehn Jahre."

„Gregor war vorhin bei mir," sagte Anna nach einer Pause. „Er kam, um Abschied zu nehmen. Er bleibt nicht bis zum Herbste, wie wir voraussetzten, sondern geht schon übermorgen."

„Ich weiß es, Eckfried theilte es mir mit. Ich habe nie gezweifelt, daß Vilmut sobald als möglich gehen werde. Er hat eingesehen, daß für uns Beide nicht Platz in Werdenfels ist, und er weiß, daß ich nicht wieder von dem Platze weichen werde, den ich einmal errungen habe."

„Du thust Gregor Unrecht. Er weicht nicht Dir, sondern jener Stunde, in der das Hochwasser über das Dorf hereinbrach. Wenn er die Schuld auch männlich gesühnt hat, ein Vorwurf bleibt es immer, und er mag ja Recht haben, der Glaube seiner Gemeinde an ihn ist einmal

erschüttert, das könnte verhängnißvoll werden für sein späteres Wirken.“

„Besser, er geht in Frieden von uns,“ entgegnete Raimund ernst. „Friede wäre doch nicht geblieben, wenn er nach wie vor an der Spitze des Dorfes stand; zwei Herren taugen nicht an einem Orte, und nach dem, was geschehen war, konnten wir uns doch nicht wieder feindlich gegenüberstehen. Auch nach seiner Entfernung werde ich noch genug mit meinen Werdenfelsern zu kämpfen haben, sobald die Feststimmung dieser Tage erst verrauscht ist. Es liegt eine vierzehnjährige Entfremdung zwischen uns, und in all diesen Jahren hat Gregor Vilmut sie beherrscht und geleitet. Aber sie haben Vertrauen zu mir gelernt in der Stunde der Noth, und ich vertraue ihnen. Auf diesem Grunde, denke ich, wird sich eine Zukunft erbauen lassen.“

Anna deutete auf die einst so blühende und jetzt so wüste Umgebung des Schlosses.

„Sie haben es ja täglich vor Augen, was Du für sie gethan hast, und die Mahnung wird fruchten. Es thut mir doch weh, daß unsere schönen Gärten so ganz vernichtet sind, und dort drüben in der Niederung liegt noch unendlich mehr begraben. Du hast beinahe die Hälfte Deines Vermögens zum Opfer bringen müssen.“

Raimunds Blick folgte der angedeuteten Richtung, aber es war ein heller, muthiger Blick.

„Ja, es wird Zeit und Arbeit kosten, die Verwüstungen jenes Tages zu tilgen. Verloren gebe ich meine Besitzungen trotzdem nicht, wenn ich mir sie auch erst wieder erobern und jeden Fußbreit Boden der Verheerung abtrotzen muß. Vielleicht ist das die beste Schule für den Träumer, der sich erst im Leben zurechtfinden muß. Meinst Du nicht, Anna?"

Er legte den Arm um seine Gattin, die ihm mit einem strahlenden Lächeln antwortete.

„Raimund, ist es nicht besser, mit den Menschen zu leben, besser, selbst mit ihnen zu kämpfen, als in öder Einsamkeit sich selbst und der Welt verloren zu sein?"

„Schilt mir mein Felseneck nicht," sagte Raimund innig. „Du bist dort mein geworden, und in seinen Mauern haben wir Beide die ersten Wochen unseres Glückes durchlebt und durchträumt. Aber Du hast Recht, man darf nicht immer träumen, auch im Glücke nicht, deshalb habe ich mich losgerissen von unserer Bergeseinsamkeit und trete mit Dir in die Welt und in das Leben!"

Sein Auge verlor sich noch einmal in die Ferne, wo die Geisterspitze in ihrer stolzen, eisigen Majestät aufragte, aber heute schien sie zu schwimmen in dem goldenen Dufte,

der das ganze Gebirge umfloß. Der Sommertag war auf seiner Mittagshöhe, tiefblau wölbte sich der Himmel und Sonnenglanz füllte die Luft.

Die Wellen des Bergstromes rauschten und funkelten wieder in ihrer bläulich grünen Gletscherpracht, als hätten sie niemals den Menschen Verderben und Unheil bereitet. Und dieselben Wogen hatten doch das Brandmal getilgt, das die Schuld des Vaters heraufbeschworen, und die Ketten gesprengt, die auch den Sohn an jenes Verhängniß fesselten. Der alte Bann versank, wie die Nebel und Wolken jener stürmenden Frühlingstage, und ein erlöstes, befreites Leben rang sich daraus empor!



